RICARDA HUCH

ERINNERUNGEN

an das

EIGENE LEBEN

WHINK E-BOOKS

ERINNERUNGEN AN DAS EIGENE LEBEN

RICARDA HUCH

FRANKFURT/M., BERLIN, WIEN
ULLSTEIN, 1982

IMPRESSUM

whink e-books unterliegen (außer in den gemeinfreien Teilen) den Urheber- und Leistungsschutzrechten, insbes. dem § 70 des UrhG. Die Nutzung dieses e-Books ist ausschließlich zu privaten Zwecken erlaubt; es darf ansonsten weder neu veröffentlicht, kopiert, verteilt, vertrieben noch irgendwie anders verwendet werden ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung.

© 2026 whink e-books
10555 Berlin | Elberfelder Str. 12
whink44@posteo.de

INHALT

Kindheit und frühe Jugend
- Jugendbilder
  - Der Garten
  - Das Haus
  - Die Menschen
  - Die Tiere
  - Der Harz
  - Friedhöfe

Braunschweig in meiner Kinderzeit
Mein erstes Jahrzehnt
Mein Tagebuch
Erinnerung an Anna Klie
»Donna Diana« von Moreto
Richard

Studium und erste Berufsjahre
- Frühling in der Schweiz
- Vita
- Bremen und Wien

Ermanno Ceconi
- Unser Mannochen
- Erinnerung
- Schwabing

Die zweite Lebenshälfte
- Die Ehe mit Richard
- Harzbriefe
  1. Der Hexenberg
  2. Harzwanderung

Kunterbunt
Kurt Eisners Todestag
Tag in Jena 1945

Quellen
Zu diesem E-Book

KINDHEIT UND FRÜHE JUGEND

JUGENDBILDER

DER GARTEN

WENN ICH die Bilder meines Lebens beschwöre, steigt als erstes in meiner Erinnerung mein Großvater auf, der ein ganz kleines Ding, mich, an der Hand hält. Wir sind in einer schimmernden Sphäre eingeschlossen, als wären wir außerhalb von Zeit und Raum, und vielleicht ist das etwas Ewiges: das Kind an der Hand des Vaters, der Mutter, wie in der Hand Gottes geborgen. Für mich gab es wohl kaum einen Unterschied zwischen Gott und meinem Großvater, dem unwandelbar gütigen, freundlichen. Schwebt das Bildchen frei im Raume, so weiß ich doch, daß wir in dem Garten standen, der zu meinem Vaterhause gehörte und der für mich das Paradies war. So deutlich sehe ich den Garten vor mir, daß ich ihn Strauch für Strauch und Blume für Blume beschreiben könnte. Von der Rückseite des Hauses führte eine steinerne Treppe auf einen freien Platz, wo wir, als wir erwachsen waren, Croquet spielten. Zwei durch einen Weg getrennte und von Wegen umrandete Rasenstücke teilten die Hauptmasse des Gartens in zwei Hälften. In den Saum des vorderen Rasenplatzes waren drei Beete eingeschnitten, die uns Kindern gehörten, das meinige war in der Mitte. Im Frühling trug es Tulpen, kleine dunkelrote, die wie Flämmchen aus der Erde sprangen, und buntgestreifte Papageientulpen, die etwas Märchenhaftes an sich hatten, im Sommer Rosen, von denen einige fast schwarz und wie von Sammet waren. Dahinter war der Rasen durch einen Turnplatz unterbrochen, den mein Vater hatte anlegen lassen; es gab da ein Reck, einen Barren, eine Schaukel und einen Rundlauf. Die Schaukel war schön, aber mehr noch liebte ich den Rundlauf: wenn man zu vieren daranhing und er recht in Schwung kam, war es wie Fliegen, eine unbändige Lust. Die Turngeräte

verfielen, als wir größer waren, in Regen und Schnee wurden sie morsch, und niemand dachte daran, sie zu erhalten. Wir spielten dann auf dem Platz Boccia. Um den Turnplatz herum [30] standen Birnbäume, von denen der eine etwas fade längliche, der andere sehr gute runde Birnen trug. Außer diesen gab es noch mehrere andere Birnbäume. Im Herbst lagen so viele verschiedenartige Birnen herum, daß jeder von uns essen konnte, soviel er vermochte, und immer noch übrig blieben. Tiefer im Garten wuchsen Stachelbeeren und Johannisbeeren. Irgend jemand hatte uns Kinder einmal vor unreifen Stachelbeeren gewarnt mit den Worten, der Tod sitze darin. Da nun das Innere der Stachelbeere wie ein kleines beinernes Gebilde anzusehen ist, dachte ich, das sei der Tod, und betrachtete es nicht ohne Grauen; lange behielt die Stachelbeere etwas Dämonisches für mein Gefühl. Von den Johannisbeeren wurden wir nicht zurückgehalten, und wenn man im Hochsommer meinen Bruder und mich suchte, waren wir sicher in den Johannisbeeren. Immerhin waren mir die Blumen nicht weniger wichtig als die Früchte.

Es war ein Fest, wenn die ersten Schneeglöckchen sich unverdrossen aus der Erde hervorgearbeitet hatten, die grünen Spitzen erschienen als die Herolde einer glücklichen Zeit. Doch die Blume trat zurück hinter dem weißen, blauen und gelben Krokus, geisterhaften Fremdlingen zwischen den saftigen Erdgewächsen. Besonders freudig begrüßt wurde das erste Veilchen. Den Schneeglöckchen, die sich oft schon Ende Februar zeigten, folgte noch Kälte und Schnee, mit dem Veilchen kam der Frühling endgültig. Seine Farbe und sein Duft zeugten von Fülle, von allverbreiteter Lebenswärme. Daß die Veilchen nicht auf Beeten, sondern am Wegerande und mitten im Rasen, wohin sie gar nicht gehörten, blühten, erhöhte ihren Reiz, Bald nach ihnen fing es von allen Seiten übermäßig zu blühen an. Flieder, Schneeball und Goldregen, gleichzeitig aufgetan, gaben ein Gefühl vom Überfluß der Natur: sie verschwendete aus unerschöpflichem Füllhorn. Auf dem hinteren Rasenplatz waren zwei Beete mit Geranien, Heliotrop

und Verbenen. Die Verbenen hatten Farben von prächtiger Glut, scharlachrot und dunkelviolett, doch waren sie zurückhaltend und ein wenig schwermütig; sie kamen aus der Mode und waren lange nicht mehr in Gärten zu finden. Lilien und Rosen bezeichneten die Höhe des Sommers. Außer den Rosen auf den Beeten gab es [31] Rosensträucher verstreut auf den Rasenplätzen, rosa Califolien und ganz weiße, ohne einen Hauch von Farbe, die man, glaube ich, Kirchhofsrosen nennt. Lieber noch als die Rosen war mir der Rotdorn, der wie der Krönungsmantel des Sommers über das Gebüsch rauschte.

Ihm gegenüber stand der Tulpenbaum mit seinen exotischen Blumenkelchen, daneben die Pyramideneiche. Wenn man sie im Mai eines Maikäferjahres schüttelte, fielen die Käfer leise prasselnd herunter. Wir unterschieden Müller, Schuster und Könige, je nachdem die Maikäfer ein weißes, schwarzes oder rotes Schildchen am Kopfe hatten; sie gehörten zu dem Spielzeug, das uns der Garten lieferte. Gut verwendbar zum Spielen war das seltsame Blütengespinst des Perückenbaumes, dessen Blätter, wenn sie zerrieben wurden, einen würzigen Geruch ausströmten. In dichtem Gebüsch versteckt, als wäre es ein unnahbares Heiligtum, stand eine Ölweide. Sie hatte schmale, spitze, silberne Blätter und ganz kleine zitronengelbe Blüten, von denen der süßeste Geruch ausging, den ich kenne. Ihr Stamm war uralt, verwachsen und gespenstisch, wie es die Art der Weiden ist. In der Zeit, als ich in Wien meinen Mann kennenlernte, ging ich einmal, es war im Frühling oder Sommer, an einem Garten vorbei, aus dem ein eigentümlicher Duft mich anwehte, so daß ich stehenbleiben mußte. Warum erschütterte der Duft mein Herz so tief? Immer wieder zog es mich zu dem Garten, bis mir einfiel, daß es der Duft der Ölweide war, dem ich seit meiner Kinderzeit nie mehr begegnet war. Damals war es erst etwa ein Jahrzehnt, seit ich unseren Garten verlassen hatte; aber es kann sein, daß die Ölweide schon lange vorher verdorrt war, denn der Geruch kam aus meiner frühen Kinderzeit.

Ganz am Ende des Gartens hob sich der Boden zu einer Anhöhe,

die fünf mächtige Kastanien krönten, weiße und rote. Sie waren nicht weniger väterlich Gaben austeilend als die Birnbäume. Ihre gefingerten Blätter ließen sich verschiedenartig auszupfen, und ihre Früchte, die im Spätsommer abfielen, waren ein begehrter Schatz. Zu sehen, wie die stachelige Kugel wuchs, wie sie zuerst grasgrün war, immer bräunlicher wurde, endlich platzte und den blanken getigerten Kern zeigte, das [32] war eine spannende Unterhaltung. Dann die Erscheinung der Bäume selbst, die majestätische Kuppel und die feierlich lieblichen Kerzen, die an Weihnachten erinnerten! Nahe beim Tumplatz standen zwei oder drei Zypressen, von uns Lebensbäume genannt. Sie bedeuteten mir, soweit ich mich erinnere, nichts, solange ich klein war, erst später, in meinen sogenannten Übergangsjahren, zogen sie mich an, setzte ich mich gern zu ihnen und machte Gedichte. Meiner Mama, die einen Widerwillen gegen alles Sentimentale hatte, mißfiel das. und sie ließ es mich merken, was meinen schwärmerischen Gemütszustand noch mehr trübte. Ich bildete mir ein, daß meine Mutter mich haßte, und kam mir sehr beklagenswert vor. Später, als diese Verfassung überwunden war, konnte ich meine Mama gut begreifen. Sie liebte das Heitere und Klare. Nicht daß sie nicht tiefer Gefühle, auch tiefer Trauer fähig gewesen wäre; aber sie hatte eine Abneigung gegen unangemessene Überschwenglichkeit, gegen das Unechte und Sinnlich-Trübe. Bis der Winter uns vertrieb, hielten wir Kinder uns, namentlich mein Bruder und ich, die wir uns im Alter nahestanden, so viel wie möglich im Garten auf. Da ich erst mit neun Jahren in die Schule kam, gab es kaum etwas, das mich zurückhielt. Der Garten war der Schauplatz unserer Spiele. Wenn wir Besuch von anderen Kindern hatten, was häufig der Fall war, wurde meistens Räuber und Prinzessin gespielt. Dabei konnte man sich mit Laufen und Geschrei ordentlich austoben. In der Nähe des Hauses waren mehrere Nebengebäude, von denen zwei zur Aufnahme von Holz und Kohle dienten. Diese beiden wurden gern zum Versteckplatz gewählt, obwohl man aus dem Kohlenschuppen stark beschmutzt hervorzukommen pflegte. Ein anderes Spiel,

welches Ecki hieß, ging um das Haus herum. Man stand dabei spähend an den Ecken des Hauses, es kam auf rasches Laufen an und war sehr aufregend. Ich mochte elf oder zwölf Jahre alt sein, als meine Mama erklärte, ich solle die wilden Jungenspiele nicht mehr mitspielen, es passe nicht mehr für mich. Im allgemeinen kam der Begriff des Sichnichtpassens selten bei uns vor, es wurde uns wenig in den Weg gelegt, und ich konnte den plötzlich auftauchenden Erziehungseifer meiner Mutter nicht begreifen: Pedanterie [33] stand ihr so gar nicht zu Gesicht, und dies Verbot konnte ich nur pedantisch finden. Warum machte man überhaupt einen Unterschied zwischen Mädchen und Jungen? Hatte ich bisher mit den Jungen gespielt, warum sollte es plötzlich nicht mehr passend sein? Solange man klein war, mußte man früh zu Bett gehen; den abendlichen und nächtlichen Garten gab es erst später für mich. In München, wo ich ungefähr 25 Jahre lang gelebt habe, waren die Nächte meist kühl, man konnte auch in der guten Jahreszeit nicht lange draußen sitzen. In Braunschweig waren die warmen Sommernächte etwas Selbstverständliches. In den dunklen Büschen schlug die Nachtigall, der schwärmerische Ton mischte sich mit der weichen Luft und dem Geruch von Flieder und Jasmin. Schon seit geraumer Zeit haben wir das ganze Jahr Winter, unterbrochen nur durch ein kurzes Sommerzwischenspiel; damals war fast das ganze Jahr hindurch Sommer. Das Bild des verschneiten Gartens ist mir kaum gegenwärtig. Wie wundervoll Weihnachten auch war, mit seinem Frühlingssonnenglanz gab Ostern ihm nichts nach. Dies geliebte Fest war voll alter Bräuche, die uns wichtig waren. Am grünen Donnerstag mußte es ein grünes Mittagessen geben, eigentlich ein Gericht aus neun Kräutern, das im Plattdeutschen Neggenscheene heißt; bei uns kam Spinat mit Spiegeleiern auf den Tisch. Außerdem gab es eine besondere Art von Brezeln, die uns besser als alle anderen schmeckten. Karfreitag bildete einen dunklen Zwischenton, er wurde, vermutlich weil meine Großeltern es so gewohnt waren und so wollten, durchaus als Trauertag aufgefaßt. Man trug dunkle Kleider, es durfte nicht

Klavier gespielt werden. Dafür herrschte am Sonntag helle Festfreude. Immer schien die Sonne, so daß im Garten Eier versteckt werden konnten. Jetzt gibt es riesengroße, mit Schleifen ausstaffierte Eier, die pomphaft aussehen und wenig Inhalt haben; damals gab es abgesehen von den natürlichen Eiern, hauptsächlich solche aus Zucker oder Schokolade, die mit einem Osterlamm aus Zucker oder anderen Emblemen hübsch verziert waren. Die Hauptsache war das Suchen an den hunderterlei Versteckplätzen, die es im Garten gab, überwacht von den Groben, die sich unserer Freude freuten, Pfingsten war ausgezeich[34]net durch die Pfingstochsen, ausgewählte Tiere, die, mit Blumenkränzen geschmückt, an unserem Hause vorübergetrieben wurden. Ein besonders süßes Frühlingsaroma hatte Himmelfahrt für mich, ich weiß nicht zu sagen warum. Die Feier des Johannistages war in unserer Gegend ganz außer Übung gekommen.

Als mein Vater mit meiner Mutter und meinen beiden Geschwistern, Lilly und Rudolf, im Jahre 1864 aus Brasilien nach Braunschweig kam, machte es der Gesundheitszustand meiner Mutter, die meiner Geburt entgegensah, wünschbar, daß sie zunächst in der Obhut ihrer Eltern bliebe, und er kaufte deshalb ein an der Hohetorpromenade gelegenes Haus; es trug die Nummer 11. Im Garten ließ er allerlei Neues anbringen, außer den Turngeräten eine gedeckte Laube, wohin man sich bei Regen oder Gewitter flüchten konnte und wo wohl an Sommerabenden eine Bowle getrunken wurde. In der Mitte der beiden Rasenplätze ließ er Wasserhähne aufrichten, an welche lange Schläuche zum Besprengen des Garten angeschroben werden konnten. Abseits an der Hecke stand, aus vergangener Zeit übriggeblieben, ein Pumpbrunnen, der schon lange nicht mehr in Gebrauch war. Der Wasserhals hatte die Gestalt einer schuppigen Schlange mit offenem Rachen, der einst das Wasser ausgespieen hatte.

Der Brunnen war von Gebüsch umgeben und verfiel immer mehr in seinem dunklen Winkel, wohin man nur zufällig beim Spielen einmal geriet und wo man dann das böse Tier neugierig betrachtete.

Vielleicht rüttelte man an dem alten eisernen Pumpenschwengel und lief dann aus der unheimlichen Kühle wieder fort ins Helle. Wer konnte damals ahnen, daß sich in unser Paradies die Schlange der Schuld einschleichen werde, die verderbliche, zerstörende! Damals, als ich noch das »gute Kind« war, das, wie meine Großmama später erzählte, nicht aus einem Zimmer ins andere ging, ohne zu fragen: darf ich? die Königstochter jüngste, wie meine Mama mich gern nannte.

Stand der alte Brunnen wie ein dunkles fremdes Zauberwerk in der lustigen Pracht unseres Gartens, gab es noch etwas anderes, was merklicher störte und für mich einen unvertilgbaren Schrecken bedeutete, das war der Abort. Es gab damals noch [35] keine Wassereinrichtung für diesen Zweck, und da es nun einmal so war, konnte es als Vorzug gelten, diese Örtlichkeit nicht im Hause zu haben. Im Garten jedoch machte sie sich widerwärtig breit, obwohl sie so viel wie möglich von Gebüsch verdeckt worden war. Es war ein mäßig großes Häuschen, zu dem vom Hause ein gepflasterter Weg führte, der auch bei Schnee und Regen gangbar war. Der Platz war sehr beliebt bei Ohrwürmern, Tausendfüßlern und allerhand Geziefer, das mir unbeschreiblichen Ekel einflößte. Ich hätte nicht mehr Angst vor der Hölle haben können, als ich vor diesem fatalen Hause empfand; es erscheint noch manchmal in meinen Träumen. Es war da und mußte da sein, das Grausige mußte in das tägliche Leben eingeordnet werden, nichts konnte davon befreien. Ein- oder zweimal im Jahre wurde die Grube ausgeleert; wir pflegten dann alle auszugehen, um dem unleidlichen Gestank auszuweichen, der sich dann verbreitete.

Der Garten war unser Reich, in dem wir auf unsere Art lebten; aber er war nicht durch Mauern abgeschlossen, sondern er grenzte mit allen vier Teilen an die Welt und verband uns mit ihr, gestattete, einen Blick in sie zu tun. Von den Nachbarsgärten war er durch niedrige grüne Hecken geschieden: Auf der einen Seite war das Grundstück von Frau Hecht, einer Witwe, die mehrere Söhne hatte, lustige Jungen, die wir sahen und hörten, wenn sie sich im

Garten tummelten, mit denen wir aber nicht verkehrten. Meine Großmutter hielt sich von Juden zurück, doch hatte das in diesem Falle keine Bedeutung, denn sie sprach von Frau Hecht mit Achtung und Sympathie, wir kannten uns eben nicht. Einer von den Söhnen war später Zahnarzt in Berlin und betreute unsere Familie, soweit sie dort lebte, ein großer, schwerer, humorvoller Mann, der mir immer vorkam wie ein Fels, an dem man sich in der Not festklammern kann. Was für ein furchtbares Schicksal war seinem Alter bestimmt!

Auf der anderen Seite wohnte Dr. Rossmann, dessen Frau eine Freundin meiner Mama war. Das Ehepaar hatte zwei Töchter, Else und Mariechen, die etwas jünger als wir und insofern geringgeschätzt waren. Dr. Rossmann war unser Hausarzt, der von Zeit zu Zeit unsere Zunge betrachtete und unseren Puls [36] fühlte. Er war ein freundlicher Mann mit blauen Augen und blondem Bart und mit seiner Frau ein häufiger, stets gern gesehener Gast in unserm Hause. Diese freundschaftliche Beziehung endete häßlich. Als im Spätsommer 1883 meine Mama starb, war mein Vater auf der Rückreise von Brasilien und wurde grade an diesen Tagen erwartet. Er kam, durch Telegramme vorbereitet, zu ihrem Begräbnis. In seiner verdüsterten Stimmung erhob er gegen Dr. Rossmann den Vorwurf, daß er nicht so aufmerksam über meine Mutter gewacht habe, wie er es bei seiner Abreise versprochen hatte; bei größerer Aufmerksamkeit, meinte er, hätte sie noch länger am Leben erhalten werden können. Vergeblich machte Dr. Rossmann den Versuch, mit dem Erzürnten zu sprechen und sich zu rechtfertigen, mein Vater ließ ihn nicht zu sich heran und ist nie mehr mit ihm zusammengekommen. Damit war auch für uns der sonst so vertraute Verkehr abgebrochen. Wir fanden zwar, daß mein Vater im Unrecht war; vollends die Art, jede Annäherung abzuweisen, indem er ein finsteres Schweigen wie einen Block zwischen sich und den anderen setzte, mißbilligten wir durchaus, dennoch mußte die gewaltsame Trennung uns mit einschließen. Zur Zeit, als wir Kinder waren, schien eine solche Wendung unmöglich. Mein Vater hatte

nach dem Rossmannschen Garten hin eine Pforte in der Hecke anbringen lassen, damit der Verkehr um so bequemer vonstatten ging.

Das schmale Ende des Gartens wurde durch die Oker begrenzt. Von der Anhöhe, wo die Kastanien standen, ging es abwärts dem Flusse zu. Jenseits des hölzernen Zaunes, der uns vor dem Hinunterstürzen ins Wasser schützen sollte, kam noch ein unordentlich bewachsener Abhang. Als ich klein war, kam mir der von der Anhöhe hinunter zum Zaun führende Weg sehr steil vor. Mein um zwei Jahre älterer Bruder liebte es, mich bei der Hand zu fassen und in tollen Sprüngen, mich mit sich ziehend, den Weg hinunterzugaloppieren, so daß ich schneller laufen mußte, als ich eigentlich konnte. Es war ein furchtbares Spiel, das doch zugleich den Reiz des Gefährlichen hatte. Am Tage und wenn ich nicht allein war, hatte der Weg an der Oker nichts Furchterregendes und konnte beim Spielen benützt werden, aber wenn die Dämmerung einbrach, vermied ich ihn. Die [37] Gartenanlage war dort vernachlässigt, Kraut und Unkraut wuchs durcheinander, unterhalb des Zaunes vollends war eine Wildnis. Die Oker, im Harz ein klarer, behender Gebirgsfluß, war hier braungelb und schleppte sich träge hin, immer irgendwelchen Unrat mit sich führend: Lappen, Pfropfen, zerfetzte Hüte, Papier, unkenntliche Klumpen. Drüben zog sich die Echterstraße hin, man sah die Rückseite der Häuser. Der Name wird davon abgeleitet, daß die Geächteten dort gewohnt hätten; jedenfalls seien es jetzt arme Leute, die in den sehr alten, verkommenen Häusern ihr Wesen trieben. Es tat sich dort eine Welt auf, die von der unseres Gartens ganz verschieden war, eine verwilderte, unheimliche, Befremden und Grauen erregende Welt. In meinen Kinderjahren wurde einmal eine Frau ermordet, die Lilie hieß und, wenn ich mich recht erinnere, eine Pfandverleiherin war. Zufällig hörte ich von diesem Morde sprechen und empfing davon einen tiefen Eindruck, weil es mir etwas ganz Neues, Schauerliches war. Die Vorstellung des Mordes verband sich mir mit der Echterstraße, und es kann sein, daß die Frau wirklich dort gewohnt

hatte. Sprechen konnte ich über solche Dinge mit niemanden. Eine Strecke weiter unten an der Oker lag das Haus der Eltern meiner Freundin Etta Heinicken; wir waren neun Jahre alt, als wir uns kennen lernten. Dort hatte sich auf der gegenüberliegenden Seite ein ehemaliger Pastor eine Baracke gebaut oder eine dort schon befindliche bezogen; sie war kaum als menschliche Behausung anzusprechen. Er war geistesgestört, ein großer hagerer Mann, der, ungestört von wachsamen Behörden, dort sein einsames, wunderliches Dasein führte. Wenn er von Kinder geneckt wurde, schalt und drohte er. Meine Freundin und ich, wir neckten ihn nicht; aber ihm zuzusehen war ein besonderes, mit einem Anflug von Furcht gemischtes Vergnügen.

Die alten roten Ziegeldächer des gegenüberliegenden Stadtteils wurden überragt von dem dicken grauen Turm der Michaeliskirche. Seine ehrfurchtgebietende Gestalt milderte das ahnungsvolle Grauen etwas, das über dem Häuserlabyrinth drüben brütete. Der hölzerne Zaun wurde mit der Zeit morsch und brach stellenweise ein; aber wir waren inzwischen groß [38] geworden, und man brauchte nicht mehr zu fürchten, daß wir verunglückten.

Sehr anders waren unsere Beziehungen zur Welt auf der entgegengesetzten Seite, wo der Garten an die Promenade grenzte, die an der Stelle des niedergelegten Festungswalls angelegt war. Der grüne Gürtel, der die Stadt umgab, war nach den Toren eingeteilt, die einst zur Befestigung gehört hatten; es gab ein Wendentor, Fallerslebertor, Petritor; wir gehörten zum Hohetorwall. Hier war die Schauseite unseres vornehm behaglichen Hauses, ein Stückchen Garten erstreckte sich davor bis zur Straße. Hier wuchsen Porree, die braune, wohlriechende Erdbeerpflanze, Reseda, Geranien und Kapuzinerkresse; was mich am meisten fesselte, waren aber die gelben Rosen, die einen starken Geruch aushauchten, von dem man nicht wußte, ob er reizend oder widerlich war. Ich habe diese Art nie wieder irgendwo angetroffen. Die Tür des niedrigen und zierlichen eisernen Gitters, das den Garten gegen die Straße abschloß, hatte für uns den Vorzug, daß sie als eine Art Schaukel

benutzt werden konnte. Man konnte sich nämlich auf ihre unterste Sprosse stellen und mit ihr auf- und zuschwingen, wobei sie zwar nicht eine mozartsche Arie tönte wie Mörikes alte Gartentür, aber doch einen mitsingenden Klang von sich gab. Es war ein angenehm träumerisches Spiel, dem wir gerne frönten, während Großmama mittags während der letzten müßigen Viertelstunde vor dem Essen am Gitter stand und mit den zum häuslichen Tisch heimkehrenden Herren der Nachbarschaft ein paar Worte wechselte.

Auf der Rossmannschen Seite war eine Anhöhe, wo, ebenso wie dicht vor dem Hause, eine Bank stand. Wir pflanzten dort in den ersten Jahren eine Kastanie und waren erstaunt, wie rasch sie wuchs; als ich im Jahre 1887 das Haus für immer verließ, war sie ein ansehnlicher Baum geworden. Auf der anderen Seite stieß an die Straße ein zwischen dem Hechtschen und unserem Grundstück eingeschaltetes kleines Haus, das zwei Brüdern, alten Hagestolzen namens Müller, gehörte, die überein aussahen und für mich einen Stich ins Komische hatten. Bei ihnen zur Miete wohnte eine in einfachen Verhältnissen lebende verwitwete Frau Paulsen, deren einziger Sohn Otto einige Jahre [39] älter war als mein Bruder und ich, sich aber doch zuweilen dazu herabließ, mit uns zu spielen. Als er die Schule hinter sich hatte, ging er nach Brasilien, um in meines Vaters Geschäft einzutreten. Für verschiedene mit uns bekannte Familien, die gern einen Sohn gut unterbringen wollten, bot meines Vaters Geschäft willkommene Zuflucht. Otto Paulsen heiratete später eine Brasilianerin mit einem langen, wohlklingenden Namen, war ein weicher, uns fremd anmutender Mann geworden. Uns gegenüber waren keine Häuser, sondern Anlagen, gepflegte Rasenplätze auf englische Art, einige Beete und vor allen Dingen Bäume. Bäume hatten für mich etwas übermächtig Anziehendes, für manche Bäume hatte ich ein Gefühl der Verehrung wie für Ahnen oder Heroen, götterhafte Wesen, denen man opfert und die man anbetet. Das hätte ich nicht in Worte fassen können, es war ein Gefühl, das mich beherrschte und das mir mein Leben lang geblieben ist. Es waren besonders drei Bäume in den Anlagen, die es

mir angetan hatten: eine Birke, eine Linde und eine Schwarzpappel. Die Birke war keine von den schlanken, biegsamen, die an Elfen denken lassen, sie hatte vielmehr einen starken Stamm mit tiefen schwarzen Rinnen im Weiß und ein mächtiges, überhängendes Haupt, das zu trauern schien. Ich hielt sie für uralt, betrachtete sie mit Ehrfurcht. Die Linde war kugelig wie ein Erdball, ein Bild lebenschirmender Mütterlichkeit. Etwas ferne ragte die hohe Schwarzpappel, stolz und stürmisch aufgereckt, in die silbernen Blätter wie in eine Rüstung gehüllt. Das Rauschen dieser Bäume war die erste Musik, die ich vernahm, sie schlich sich bezaubernd in mein Herz und tönte darin fort. Ich könnte mir einbilden, sie hätten das Lied meines Lebens gerauscht und es hätte deshalb mein Kinderherz mit Trauer und Sehnsucht erfüllt. In jedem Rauschen von Bäumen tönt mir diese herrliche Melodie wieder.

Unweit der Birke war ein Gebüsch von vielfarbigen Rhododendren. Gegen den Winter hin wurde um diese empfindlichen Pflanzen eine Hülle aus Tannenzweigen errichtet, ein hübsches, sorgsam geflochtenes Häuschen, das fast ebenso reizvoll war wie das blühende Beet im Frühling. Es entstand unter der Aufsicht und Mithilfe des Wallwärters, eines Mannes, der einen blauen uniformartigen Rock und eine soldatische oder polizistenmä[40]ßige Mütze trug und für uns Kinder eine bedeutende Persönlichkeit war. Er jagte die Bösewichter fort, die etwa den Rasen betraten, und schalt sie aus, wenn sie gar Zweige oder Blumen abrissen. Er war immer da wie die Bäume und Sträucher. Es war gewagt, seinen Zorn zu reizen; sonst war er gutmütig.

Hinter den Anlagen, so daß wir sie eben noch sehen konnten, lief die Fahrstraße, auf der unser Herzog um die Mittagszeit seine Spazierfahrt um den Wall machte. Es gab Leute, die wenn die herzogliche Kutsche vorüberrollte, stehenblieben und den Hut zogen oder eine Verbeugung machten; man sagte, er lasse deshalb sehr schnell fahren, weil er es nicht liebte, gegrüßt zu werden und zu grüßen. In unserem Hause hatte niemand Interesse für ihn. Etwas anderes war es, wenn ich etwa des Abends im Bett vor dem

Einschlafen von der Straße her das Rollen eines Wagens, vielleicht auch das Blasen eines Posthorns von der Straße her hörte. Da fuhr jemand in die Sommernacht hinein — wohin? Ein wundervoller Schauer überlief mich, zugleich ein Bangen, ein Gefühl des Losgelöstseins, des Stürzens ins Bodenlose, und ich drückte mich tiefer in die Kissen.

Jenseits der Fahrstraße lag eine einsame Gegend, die kurzweg der Grund genannt wurde. Der Grund wurde gemieden; wenn es dunkelte, trafen sich Liebespaare dort, die nicht gesehen sein wollten, und es mag sein, daß Landstreicher und Heimatlose dort manchmal die Nacht zubrachten. Ob er deswegen für gefährlich galt, kann ich nicht sagen, jedenfalls hätte ich mich als Kind um keinen Preis in den Grund getraut. Vermutlich ist er längst in eine korrekte Anlage oder Straße verwandelt, wie denn Braunschweig überhaupt mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts sehr aufgeräumt worden ist. Ich fürchte, daß auch die schnurrigen alten Straßen wie Kattreppeln, Ruhfäutchen, Nickelnkuhle verschwunden sind. Damals aber zog sich eine Zone, wo es nicht geheuer war, am Rande unserer Lichtwelt hin, wie auf der gegenüberliegenden Seite die Echternstraße.

Die Anlagen vor dem Hause waren der Schauplatz eines meiner ersten Erlebnisse, das mir als Bild vorschwebt.

Ich sehe mich an der Hand meiner Schwester zaghaft aus dem Garten heraustreten, um den gefangenen Franzosen, die draußen unter der Leitung des Wallwächters arbeiteten, Schoko[41]lade und Zigarren zu bringen. Es war nach dem Siebzigerkriege, ich war sechs Jahre alt. In der Abgeschlossenheit unseres Gartens aufgewachsen, war ich sehr schüchtern und hätte gewiß ohne den Schutz meiner um fünf Jahre älteren Schwester diesen Gang nicht gewagt.

Als ich größer war, wurde ich damit geneckt, daß ich als kleines Kind einmal sehr nachdenklich gewesen sei und auf die Frage, woran ich denke, gesagt habe: »Einmal ging ich den Garten, da donnerte es.« Da dies scherzweise als Zeichen meiner geistigen

Zurückgebliebenheit angeführt wurde, hörte ich es nicht gern, und ich hatte vermutlich vergessen, von was für einem aufregenden Abenteuer die unzulänglichen Worte Kunde geben sollten. Daß der reine Himmel sich verdunkelte, daß aus den Wolken ein gelber Blitz sprang und dann eine gebieterische Donnerstimme aus der Höhe herab erschallte, mit der keine auf Erden vergleichbar war, ob das nicht das Gemüt des Kindes so erschüttert wie vor Jahrtausenden die Menschen, die es zuerst vernahmen? Mit unzähligen Würzelchen senkten sich die Erlebnisse des Gartens in unsere Seele, wuchsen fort und trugen Früchte, zum Teil ohne daß uns ihr Ursprung zum Bewußtsein gekommen wäre.

[41]

DAS HAUS

VIELLEICHT GIBT es keine Verbenen und kein Heliotrop mehr im Garten, keine gelben und weißen Rosen mehr, vielleicht sind neue Beete angelegt mit neuen Blumen darauf, nur die Bäume, die Kastanien und die alten Birnbäume werden sicher noch da sein und gelassen auf die wechselnden Geschlechter der Menschen blicken. Das Haus aber, das Vaterhaus, die Stätte unseres Glückes und unseres Verhängnisses, ist verschwunden. Kein fremder Fuß sollte es betreten, nachdem wir mit unseren Wünschen, Träumen und Leidenschaften es verlassen hatten. Das Schicksal winkte, und es versank in die Erde, während ich, abgewandten Blickes, in die Ferne irrte. Nie mehr eile ich die steinernen Stufen hinauf, nie mehr öffnet sich die schwere Tür, nie mehr treten mir die geliebten Gestalten entgegen. Da be[42]rührt mich eine Geisterhand: »Komm«, flüstert es, »ich bin die Erinnerung. Ich werde dich führen!« Sie führt mich durch den sanft rauschenden Garten, die steinernen Stufen hinauf und schreitet mit mir durch die Tür, die sich lautlos öffnet.

Keines von uns Kindern ist in dem Hause zur Welt gekommen. Meine Geschwister sind in Porto Alegre in Brasilien, ich bin auf Löbbekes Insel geboren, einer großen Besitzung in der Nähe unseres Hauses und des Hauses, das meine Großeltern damals bewohnten. Wie es kam, daß meine Eltern in diesem Patrizierhause eine vorübergehende Unterkunft fanden, weiß ich nicht, vielleicht kamen Löbbekes meinen Großeltern oder meinen Eltern freundschaftlich nachbarlich zur Hilfe, bis das Haus, das mein Vater gekauft hatte, bezogen werden konnte. Meine Geburt war sehr schwer und kostete meiner jungen Mutter fast das Leben. Sie war

damals 21 Jahre alt. Auf der Photographie, die einige Zeit nachher von ihr angefertigt wurde, sieht sie aus wie eine Geistererscheinung, beinahe schauerlich weit vom Leben. Es wurde meinem Vater von ärztlicher Seite anheimgegeben, daß sie keine Kinder mehr haben dürfe; damals wußte man, wie es scheint, in solcher Lage keinen anderen Rat, als eine Trennung vorzunehmen. Jedes von beiden hatte künftig sein eigenes Schlafzimmer, meine Mutter begleitete meinen Vater nicht mehr nach Brasilien, sondern blieb mit uns Kindern bei ihren Eltern; was zur Folge hatte, daß mein Vater seinen Aufenthalt dort möglichst abzukürzen suchte. Ich glaube nicht, daß es meiner Mutter, die zunächst sehr entkräftet war und immer zart und pflegebedürftig blieb, schwer wurde, sich dieser Anordnung zu fügen, für meinen Vater aber war es ein grausames Geschick. Er war 34 Jahre alt, als dieser harte Eingriff in sein Leben geschah und es teilweise abschnitt. Vielleicht lassen sich manche düsteren Züge seines Wesens daraus erklären. Hätten meine Eltern in Hamburg gelebt, von wo aus mein Vater sein Geschäft, wenn er in Deutschland war, leitete, so hätte er es viel bequemer gehabt; aber er verzichtete darauf, um seine Frau nicht von ihren Eltern zu trennen. So war er immer nur ein Gast in seinem eigenen Hause.

Meine Großeltern bewohnten das Erdgeschoß des Hauses; das [43] große Mittelzimmer, auf das man zukam, wenn man durch die Glastür getreten war, gehörte meinem Großvater. Es war reichlich mit Büchern ausgestattet, von denen jedes den deutlich geschriebenen Namenszug J. J. Hähn trug. Es waren meistens historische Werke, daneben die antiken Klassiker in den Übersetzungen, die es damals gab: Aeschylus, Sophokles, Horaz, Tacitus und viele andere. Mich interessierte hauptsächlich der große Diplomatenschreibtisch, weil ich den Platz zwischen den beiden seitlichen Flügeln desselben als Stall für meine Tiere benutzen durfte. Es waren künstliche Tiere, wie man sie damals herstellte, mein teuerster Schatz, an dem mein Herz hing. Die eine Seite des Zimmers neben der Flügeltür nahm ein Rollschrank ein; so nennt man, glaube ich, diese Möbel, deren mittlere Abteilung durch

eine aufrollbare gewölbte Platte verschließbar ist. Zuweilen bekam mein Großvater Besuch von etwas fragwürdig aussehenden Leuten, auf die er freundlich einredete. Zum Schluß der Ansprache rollte er den Schrank auf, entnahm ihm einige Geldstücke und händigte sie seinem Gast aus, der sich dann dankend empfahl. In einer Ecke des Fachs befanden sich mehrere kleine Säulen aus verschieden großen Münzen, die regelmäßig abnahmen und wieder aufgefüllt wurden. Die Besucher waren aus dem Polizeigefängnis Entlassene, denen mein Großvater als Polizeirat eine Ermahnung und einen Zehrpfennig mit auf den Weg gab. In dem Zimmer meiner Großmutter daneben zog mich besonders ein Glasschrank an, dessen Türen mit dunkelblauer Seide verhängt waren. Er enthielt allerlei Raritäten, die ich bewunderte und liebte, zum Beispiel ein altmodisches rundes Glasbüchschen, das immer mit sogenannten Geduldskuchen für uns Kinder gefüllt war, außerdem eine silberne, innen vergoldete Zuckerdose, die am Rande mit zwei Löwenköpfen verziert war. Dieser Löwenköpfe wegen wurde ich nicht müde, sie zu betrachten. Später, als ich in Zürich angestellt war, machte meine Großmutter mir diese Zuckerdose zum Geschenk. Sie hatte einen Zettel hineingelegt, auf dem mit ihrer zierlichen Handschrift geschrieben war: »Mögest du, geliebtes Kind, immer alles mit Kinderaugen ansehen, groß und schön.« Ich bewahre ihn noch als teures Andenken.

[44] An das Zimmer meiner Großmama schloß sich das Schlafzimmer meiner Großeltern und daran das Zimmer, das ihr jüngerer Sohn, Justus, von uns Puddel genannt, bis zu seiner Heirat bewohnte. Auf der anderen Seite lagen die Zimmer meines Vaters, die einen eigenen Eingang hatten. Dem Wohnzimmer gaben die Bücher, die eine ganze Wand bis zur Decke anfüllten, einen gemütlichen Charakter. Hier gab es die deutschen Klassiker in vielen Bänden, französische und englische Romane, viele Bände der Gartenlaube und der Westermannschen Monatshefte. Als wir größer waren, lockte uns diese Bibliothek unwiderstehlich an. Niemand hinderte uns herauszusuchen, was wir wollten; besonders wenn

mein Vater verreist war, und das war häufig der Fall, brachte ich glückliche Stunden in dem wohltuenden Raume zu, wo mich so leicht niemand suchte. Vom Wohnzimmer war das Schlafzimmer meines Vaters durch eine Art Empfangsraum getrennt, dann kam das Badezimmer. Tägliches Baden war damals nicht üblich. An bestimmten Tagen in der Woche wurde der Badeofen geheizt, wurden wir Kinder gebadet. Alle diese Räume waren um einen großen Flur geordnet, der mit Steinplatten belegt war. Wenn des Nachts ein schweres Gewitter war, versammelten sich hier alle Hausbewohner; wenigstens geschah das, solange mein Großvater lebte. Für mich war das jedesmal ein wundervolles Ereignis. Man sah durch die geöffnete Haustür die zuckenden Blitze, hörte die klangvolle Stimme des Donners und den niederrauschenden Regen, man atmete den fruchtbaren Geruch der erfrischten Luft ein. Ich glaube, daß wir auch aufstanden, wenn ein großes Feuer war, was damals häufiger vorkam als heutzutage. Durch die Sturmglocke wurde der Bürgerschaft angezeigt, daß Feuer ausgebrochen war, zunächst mit drei Schlägen, wenn die Gefahr zunahm, mit sechs oder neun. Das Stürmen hallte schaurig durch die Nacht. Man ging dann wohl in den Speicher hinauf, um dort aus dem Fenster zu sehen und aus einem etwaigen Feuerschein zu schließen, wo der Brand sein könne. Ich entsinne mich des großen Brandes der Wittekoppschen Schokoladenfabrik, die sich in einem uns nahegelegenen Häuserviertel befand.

Die Zimmer der oberen Stockwerke umgaben einen geräumi[45]gen Vorplatz, von dem eine Flügeltür in den sogenannten Saal führte. Drei hohe Fenster gaben ihm Licht, zwischen diesen zwei in Gold gerahmte Spiegel, die fast bis zur Decke gingen. Die weißen Tapeten, die mit mattblauen Blumen gemustert waren, gaben dem Raum etwas Festliches. An den Wänden waren keine Bilder, sondern Figuren aus einer Masse, die etwas mehr Ton und Leben hatte als Gips: die Büsten von Achilles, Klytia und Leukothea, und die Musen Erato und Klio in ganzer Gestalt. Die beiden letzteren hielt ich für Bilder von Großmama und Mama. Die eine

glich meiner Mama wirklich, die andere hatte einen Kopfschmuck, der dem Spitzengefältel ähnlich war, das meine Großmutter zu tragen pflegte. In der Mitte des Saals stand der Flügel, ein Steinway; zum Üben für uns Kinder gab es im Kinderzimmer ein Pianino. Zu der Zeit, in welcher meine Erinnerungen beginnen, wurde nicht mehr viel Musik gemacht. Mein Vater hatte eine Tenorstimme von edlem, etwas schwermütigem Klang. Er hatte nie Musikunterricht gehabt, sang aber mühelos nach dem Gehör. In der deutschen Kolonie in Porto Alegre war viel musiziert worden. Augenscheinlich gab es in dem Freundeskreise, zu dem meine Eltern gehörten, viele gute Dilettanten, denn sie sangen Opern wie zum Beispiel den Don Juan. Später in Braunschweig nahm mein Vater Unterricht bei Abt, dem Komponisten damals berühmter Lieder: er pflegte meinem Vater vorzusingen, und dieser, der keine Noten lesen konnte, sang ihm nach. In der Zeit, auf die ich mich besinnen kann, kam es nur selten vor, daß mein Vater sang, und es machte mir einen überwältigenden Eindruck. Meine Mama begleitete ihn. Er sang dann etwa »Ihr Blümlein alle« von Schubert oder »Die beiden Grenadiere«; nicht die von Schumann, sondern eine ältere Komposition von Reisiger. Daß er früher viel gesungen hat, beweisen seine vielen, häßlich in graue Pappe gebundenen Liederbücher, die ein Schatz für mich waren, als ich erwachsen war. Es waren meist Lieder, die jetzt niemand mehr kennt, leicht ins Ohr fallende Melodien, wie zum Beispiel: »Ob sie wohl kommen wird am Allerseelentag«, sodann Balladen, eine dramatische Blitz- und Donnergeschichte, die »Der Renegat« hieß, aber auch manches von Loewe, so der herrliche »Gruß ans Meer«. Meine [46] Mama spielte für sich allein kaum noch. Zuweilen setzte sie sich an den Flügel und griff einige Akkorde; sie hatte einen schönen Anschlag, und mich überlief ein Wohlgefühl bei jedem Ton, den sie spielte. Als meine Schwester und mein Bruder Klavierstunden bekamen, war ich erst fünf Jahre alt; aber meinem dringenden Verlangen, auch spielen lernen zu dürfen, wurde nachgegeben. Der Unterricht wurde damals ganz anders als jetzt gehandhabt, man war durchaus nicht

darauf bedacht, ihn kurzweilig zu gestalten, sondern er begann mit einer ganzen Ladung von Mühsal und Langeweile. Erst kamen gymnastische Übungen mit den Händen in der Luft, dann Übungen auf einem Ton zwecks der Fingerhaltung, dann Tonleitern und gebrochene und flüchtige Akkorde. Nach langer Zeit kam zwischendurch etwas Hübsches, Wohlklingendes. Zu den wenigen Geboten, die unser freies Leben beschränkten, gehörte, daß wir nicht klimpern durften, das heißt, wir durften und mußten üben und die gründlich geübten Stücke spielen, aber nicht in nur halb gekonnten Sachen uns oberflächlich ergehen. Als wir größer waren, haben wir es doch getan, besonders ich, wenn ich zum Beispiel in den Liederbüchern meines Vaters oder in den Partituren von Opern schwelgte. Viel Freude machte uns das Vierhändigspielen. Bei den Haydnschen Symphonien übernahm wohl auch meine Großmutter den einen Part, und es schien mir, als ob ihr zierliches, gedämpftes Spiel besonders gut zu dieser Musik passe. Wie wir heranwuchsen, trat die Musik wieder mehr in den Vordergrund; sehr gut, viel besser als wir, spielte mein Vetter und späterer Schwager Richard. Er spielte Chopin so hinreißend, so überzeugend, daß mich später auch die besten Virtuosen in gewissen Kompositionen, die ich von ihm gehört hatte, nicht befriedigten. Er verfügte über genügend Technik, um nicht durch Schwierigkeiten gehemmt zu werden, und es war wohl eine Noblesse und eine Leidenschaft in ihm, die gerade mit diesen Werken verschmelzen konnte. Da er das meiste auswendig wußte, spielte er oft spätabends im Dunkeln. Wir hatten kein Gegenüber, die Fenster standen offen, die melodische Flut rauschte in das Brausen der Bäume draußen hinein. Es gab für mich nichts Schöneres, als spielen zu hören, wenn ich schon zu Bett lag. Das sich auflösende Bewußtsein glitt auf Tönen in den Traum.

[47] Außer dem Flügel gab es im Saal nicht viel Möbel. In einer Ecke standen ein Sofa und mehrere Sessel, die mit dem damals unumgänglichen Plüsch bezogen waren, erst mit rotem, dann mit grünem. Unsere Einrichtung entsprach dem Geschmack der Zeit, in der sie gekauft war, sie war sehr gediegen, aber ohne Stil; immerhin

waren die scheußlichen Aufsätze mäßig und hatten den Vorzug, daß man sie abnehmen konnte. Mein Vater sah nur auf gutes, solides Material. Meine Großmutter hatte einen ausgeprägten Sinn für das Schöne auch in Hinsicht auf Möbel und Gebrauchsgegenstände und entdeckte zuweilen gute ältere Sachen bei Möbelhändler Löhr.

An den Saal grenzte das Wohn- und Speisezimmer, von dem drei Wände mit großen Bildern der Helden des Siebzigerkrieges bedeckt waren. Es waren Lithographien, kahl, flach, ganz reizlos und so ungeeignet wie möglich zum Schmuck eines Raumes. Auch dachte mein Vater, als er den Bildern ihren Platz bestimmte, keineswegs an Schmuck des Zimmers, sondern an die Ehrung der von ihm bewunderten Personen: Kaiser Wilhelm, Kronprinz Friedrich und Prinz Friedrich Karl an einer Wand, Bismarck, Moltke, Roon an der anderen und von der Tann, Steinmetz und noch ein anderer General an der dritten. Ich glaube, daß diese Bilder meiner Großmama und meiner Mama eher ein Ärgernis waren; aber man hätte sie der Begeisterung meines Vaters nicht entziehen dürfen. Für mich waren sie etwas unabänderlich Gegebenes, das von Anfang an da war, gleichgültig, ledern wie die Kriegsbilder, mit denen die illustrierten Zeitschriften angefüllt waren. Sie überdauerten den Krieg ziemlich lange; schließlich, als eine neue Tapete notwendig wurde, wagte man es, sie verschwinden zu lassen. Viel später, im Jahre 1928, sah ich im besten Gasthause des alten Städtchens Büdingen mit Staunen die Bilder wieder, als ich das mir angewiesene Zimmer betrat. Dort hatten sie sogar den Weltkrieg überlebt.

An der vierten Seite des Eßzimmers prangte ein riesiges Buffet. Ein Fach desselben war voll von angebrauchten Medizinflaschen. Man verordnete damals mehr Arzneien als jetzt, heranwachsende junge Mädchen mußten von Zeit zu Zeit Eisenpillen schlucken. Meine Mama pflegte die ihr vorgeschriebe[48]nen Medizinen einmal und dann nicht wieder einzunehmen, die betreffenden Fläschchen wurden dann ins Buffet zu den andern gestellt. Kam es vor, daß mein Vater diese Ansammlung bemerkte, so raffte er alles

zusammen und warf es in die Oker, er war gar nicht für Aufheben und sehr für Ordnung. Er sah es sofort, wenn irgendein Gegenstand auf seinem Schreibtisch ein wenig verrückt war. Manche Männer packen die Koffer, wenn sie verreisen, niemals selbst, sondern lassen ihre Frauen dafür sorgen; meinem Vater hätte das niemand zu Danke gemacht, ein von ihm gepackter Koffer war ein Schaustück.

Der große runde Tisch, der in der Mitte des Eßzimmers stand, mußte, als ich klein war, durch Bretter verlängert werden, so viele saßen Mittags daran: Großeltern, Eltern, wir Kinder, mein Onkel Justus, unsere Erzieherin Anna Schröder und oft noch der Hausfreund, Onkel Mootz, und die von mir sehr geliebte Amalie Böttcher, die erst meine Wärterin war und später zum Nähen und Flicken oder zur Krankenpflege kam. Nachmittags, wenn die Schule aus oder keine Schule war, spielten mein Bruder und ich an dem Tisch Soldaten. Aus Büchern wurden Festungen gebaut, die Soldaten wurden regimenterweise aufgestellt. Wie hübsch waren unsere Zinnsoldaten, wie froh wäre ich, wenn ich sie noch hätte! Auch habe ich einzelne Lieblinge, besonders einen Fahnenträger, lange aufbewahrt. Zwar die Hauptmasse, die preußische Infanterie, war reizlos, aber wie viele bunte Erscheinungen gab es daneben: die glänzenden Kürassiere, die roten Husaren, die Ulanen mit ihren Lanzen zu Pferde, die Dragoner, unsere schwarzen Braunschweiger, die rothosigen Franzosen, die Türken und Zuaven in ihren phantastischen Kostümen. Schon die netten Holzschachteln, in denen die Soldaten sorgsam verpackt lagen, erfreuten das Auge: Zinnsoldaten dieser Art werden noch hergestellt und von Liebhabern gekauft; aber die Kinder spielen mit den plumpen Soldaten, die heute Mode sind, in den gleichförmigen Uniformen, wie sie heute getragen werden. Bevor wir zu Bett gingen, saßen wir wohl noch um den runden Tisch und besahen Bilderbücher. Zuweilen zeigte mir meine Großmama die Dorésche Bibel, und es verursachte mir, ich weiß nicht warum, ein inniges Wohlgefühl, wenn ihr deutender Finger auf den Darstellungen [49] ruhte, die sie

mir erklärte. Das geheimnisvoll Wogende auf den Schöpfungsbildern, die durch die Wüste schreitenden majestätischen Kamele, die hochgelegenen weißen Städte mit den flachen Dächern, das alles waren unvergeßliche Eindrücke. Ich zog das Alte Testament mit seinem Urweltzauber, seinen Gotteserscheinungen, dem gewaltig schwellenden Strom denkwürdigsten Geschehens dem Neuen weit vor, und diese Vorliebe ist mir geblieben, wie sehr ich auch an Aufnahmefähigkeit für die Größe des Neuen Testaments allmählich zunahm. Einige Wochen vor Weihnachten pflegte der Buchhändler, bei dem mein Vater kaufte, einen großen Sack Kinderbücher zur Ansicht zu schicken, die wir betrachten konnten und die unsere Wünsche beeinflußten. Die Abende, wo wir um den Tisch saßen und uns in die Bücher vertieften, von denen ein kräftiger Wohlgeruch ausging, der sich mit dem vorausgefühlten Weihnachtsgeruch mischte, waren unvergleichlich schön. Einmal war unter den Büchern eine Indianergeschichte, die »Isolina« hieß. Auf dem Umschlag war das Bild der Heldin in einer Art spanischer Männerkleidung zu sehen, mit Sombrero, langem Mantel, hohen Stiefeln. Bezaubert von dem Bilde des Jünglingsmädchens, wünschte ich mir dies Buch mit allen Fasern meines Herzens und bekam es auch; denn meine Eltern waren nicht wie solche der Aufklärungszeit, die ihren Kindern erziehungshalber gerade das nicht schenkten, was sie sich wünschten. Gleichzeitig schenkte mir mein Großvater eine Märchensammlung. »Elfenwege« von Villamaria, in die er mit seiner ausdrucksvollen Hand die Widmung geschrieben hatte: meiner lieben Fee Ricarda. Diese etwas allzu poetisch verbrämten Märchen habe ich wieder und wieder gelesen, auch war mir das Buch wegen der Inschrift teuer. Als es mir später verloren ging, kaufte ich eine neue Ausgabe, die aber durch ihre schlechte Ausstattung sehr an Reiz eingebüßt hatte; die Zeit der großen Illustratoren war vorüber. Sehr liebte ich auch die Märchen von Keil, nichts aber ging mir über die von Woringer, die so gut wie unbekannt sind.

Nie wurde ich müde, die Geschichte von Liva zu hören, die in

der Höhle verloren ging, und von den Abenteuern ihres Bruders Anselm, der sie suchte, oder die vom blinden Kathrinchen und den guten Tieren, die ihr beistanden.

[50] Auf der anderen Seite des Saals lag das mit besonderer Sorgfalt ausgestattete Zimmer meiner Mutter. Es hatte eine dunkelviolette, sammetartige Tapete, die ein feines goldnes Muster belebte, sie machte den Raum warm und ruhig. Den Boden bedeckte ein Teppich, der mattrosa Rosen auf grauem Grunde zeigte. Nach dem Tode meines Großvaters wurde dies das Wohn- und Schlafzimmer meiner Großmutter, wo auch meine Mutter sich nach Belieben aufhielt, was deswegen möglich, ja sogar bequem war, weil diese beiden sich zu sehr liebten und aufeinander gestimmt waren, als daß sie sich jemals hätten stören können. Unter dem nach der Promenade gehenden Fenster stand ein Tritt, wie es damals Mode war, dort pflegten Mama und Großmama, wenn es Abend wurde, sich gegenüberzusitzen und das Dämmerstündchen zu halten. Es war eine freundliche Gewohnheit, das Zwielicht als eine Spanne der Besinnung zu betrachten, wo die zerstreuten Gedanken sich sammeln und nach innen wenden. Oft stand ich dann zwischen den beiden, die auf einem Sessel und einem Schaukelstuhl saßen, blickte in die sich verschleiernde Welt und wartete, daß mein Bruder aus der Schule käme. Im Spätherbst und Winter versammelten sich die Raben auf der hohen Schwarzpappel krächzend und flügelschlagend. Die Raben halten Schule, sagte meine Großmama.

Aus der Zeit, als das Zimmer noch das meiner Mama war, ist mir das verschwommene Bild eines merkwürdigen Vorgangs geblieben, das sich wohl verloren hätte, wenn mir nicht davon erzählt worden wäre. Mein kleines Bett war in das Zimmer geschoben worden, weil ich krank war; ich hatte Fieber, der Arzt wurde gerufen, es war unruhige Bewegung um mich herum. Was mir eigentlich fehlte, war nicht zu erkennen, bis ich eingestand, daß ich in einer für die Begriffe Erwachsener geringfügigen Sache die Unwahrheit gesagt hatte. Nachdem ich mich von dem Bewußtsein der Lüge befreit

hatte, ging der Anfall vorüber. Leider kann ich nicht sagen, daß ich im späteren Leben nie mehr gelogen hätte; aber die Lüge ist meiner Natur zuwider gewesen und bedeutete für mich immer eine auch das Körperliche mitbetreffende Hemmung.

Noch ein anderes Mal stand mein Bett im Zimmer meiner [51] Mama, als ich einen Karbunkel an der Schläfe hatte, der geschnitten werden mußte. Ich hielt dabei still wie ein Lamm, und unser guter Dr. Rossmann stellte mich seinen anderen kindlichen Patienten als Muster vor. Das war, wie ich glaube, weniger Heldentum als Gehorsam: es war mir selbstverständlich, zu tun und zu leiden, was geboten wurde.

Auch das Schlafzimmer meiner Mama war wie ihr Wohnzimmer mit aufmerksamer Liebe eingerichtet. Ihr schön geformtes Waschgeschirr aus einer Art Milchglas erregte mein Wohlgefallen. Wenn mein Vater in Braunschweig war, kam er morgens, nachdem er aufgestanden war, in das Schlafzimmer seiner Frau, um ihr guten Morgen zu sagen und sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie stand immer etwas später als alle andern auf. Dann lag sie still da und spielte mit ihrem schönen silbernen Spiegel, oder sie ließ, wenn die Sonne schien, ihren Diamantring blitzen. Nebenan war das Schlafzimmer von uns drei Kindern, später von meiner Schwester und mir. Über meinem Bett hingen die Bilder, ich glaube in Aquarell gemalt, von der Familie meiner Großmutter: ihre Eltern und sie und ihre Geschwister als Kinder. Die alten Wieters, so hießen sie, kamen mir unfaßbar altertümlich, beinah wie eine andere Menschenart vor. Die Urgroßmutter trug ein weißes Empirekleid, sehr tief ausgeschnitten, direkt unter der Brust gegürtet. das jüngste Kind, ich weiß nicht, ob es meine Großmutter oder ihr Bruder Louis war, sah wie ein blondes Engelchen aus. Ich habe noch eine blasse Erinnerung, wie lustig es war, wenn wir eine leichte Kinderkrankheit hatten oder wegen einer Erkältung das Bett hüten mußten. Nachmittags um die Vesperzeit riefen wir: »Grom, bring! Grom, bring!« Dann tat sich nach einer Weile die Tür auf, und meine Großmama kam herein, leise und lächelnd, wie eine

wohltätige Fee im Märchen, auf einem Tablett gefüllte Tassen tragend und einen hochgeschichteten Turm butterbestrichener Weißbrotscheiben.

Neben unserem Schlafzimmer war das sogenannte Leutezimmer. Am Tage hielten sich dort die Schneiderinnen auf, die von Zeit zu Zeit kamen; fertige Kleider zu kaufen war gegen den guten Geschmack. Abends nach getaner Arbeit saßen in diesem Zimmer die Dienstmädchen — wir hatten immer zwei — und [52] unterhielten sich noch eine Weile vor dem Schlafengehen. Ich hielt mich als Kind oft bei ihnen auf, denn ich hatte sie sehr gern. Es war eine mal bei uns, die Gedichte liebte und viele auswendig wußte. Noch klingt mir in den Ohren, wie sie feurig deklamierte: »Joseph, Joseph, auf entfernten Meilen.« Ich begriff nicht, um was es sich handelte, aber die phantastischen Verse machten mir einen tiefen Eindruck. Bei einem etwaigen Konflikt war ich immer auf Seite der Dienstboten. Meine Großmutter, die unseren Haushalt führte, faßte das Verhältnis zwischen Hausfrau und Hausangestellten noch ganz patriarchalisch auf; sie nannte die Mädchen Du, was in diesem Falle, da sie viel älter war, nichts Kränkendes hatte. Sie verehrten besonders meinen Vater, der für sich nicht viel beanspruchte und immer freigebig und freundlich gegen sie war. Es wurde damals viel von den Mädchen verlangt, sie standen sehr früh auf, hatten nur jeden zweiten Sonntag einen freien Nachmittag. Der Lohn war gering, doch war ein erhebliches Geldgeschenk auf Weihnachten festgesetzt. Meine Großmutter verlangte viel, soweit ich das beurteilen kann, aber sie fühlte sich auch mütterlich verantwortlich, kannte ihre Familienverhältnisse, hatte auch wohlwollendes Verständnis für das Recht der Jugend auf Vergnügungen. Das Los der Dienstmädchen hat mich zeitlebens beschäftigt; als Kind äußerte sich meine Teilnahme als Anhänglichkeit und Parteinahme. Wir hatten einmal ein hübsches Mädchen, dessen schwarzes, leicht gelocktes Haar es mir angetan hatte. Als sie sich verlobte und ihren Erwählten vorgestellt hatte, riet meine Großmutter ihr dringend von der Heirat ab, weil ihr der Mann mißfiel. »Er wird dich

schlagen«, sagte sie. »Schläge von ihm sind Seligkeit«, erwiderte das Mädchen. Als sie uns später einmal besuchte, sah sie blaß und verhärmt aus: meine Großmutter hatte recht gehabt. Eine andere, sie hieß Auguste und war Schlesierin, wurde von uns Kindern sehr geliebt und wegen ihres Dialektes, den wir nachzumachen versuchten, geneckt. Sie war nicht hübsch, aber aus ihren blauen, etwas vorstehenden Augen sprach viel Gefühl. Von einem Besuch in der Heimat kam sie einmal verlobt und sehr hochgestimmt zurück; sie lebte nun in dem beseligenden Vorgefühl des künftigen Eheglücks. Eines [53] Tages kam eine Kiste aus der Heimat von dem Verlobten. Die Freude war groß, sie wurde auf dem Flur geöffnet, und Auguste stand erwartungsvoll darüber gebeugt. Plötzlich begriff sie, daß die Kiste kein Geschenk des Verlobten enthielt, sondern alle die Geschenke, die sie ihm im Lauf der Zeit gemacht hatte, womit er seine Absicht, das Verlöbnis aufzuheben, kundtat. Sie stieß einen Schrei aus und gebärdete sich wie eine Verzweifelte. Meine Großmama suchte sie zu beruhigen und riet ihr, als die Gelegenheit sich bot, mit einer Familie nach Frankreich zu gehen, diese zu ergreifen, damit die neuen Eindrücke ihren Kummer milderten. Sie schrieb noch zuweilen aus Frankreich, aber ich habe vergessen, wie es ihr weiterhin ergangen ist.

Aus dem Leutezimmer führte eine Tapetentür über eine kleine Treppe zur Garderobe; so nannten wir das seltsame Gelaß, wo an hölzernen Trägern alle Kleider hingen, die wir vorübergehend wegen des Wechsels der Jahreszeit, oder weil sie unmodern geworden waren, nicht mehr trugen. Hatte man sie längere Zeit nicht aufgesucht, so war die Garderobe eine Fundgrube, wo man die angenehmsten Entdeckungen machen konnte. Da stieß man auf vergessene Kleidungsstücke, die umgearbeitet werden konnten, die einen neuen Reiz bekommen hatten oder liebe Erinnerungen weckten. Einmal fand ich, als ich erwachsen war, ein blaues Perlentäschchen, auf das mit schwarzen und weißen Perlen ein Kätzchen gestickt war, einen teuren Besitz meiner Kinderzeit. Ich fühle noch, wie beglückend das war; leider ist es mir wieder

verlorengegangen.

Eine ähnliche bauliche Rarität war ein etwas erhöhter dunkler Gang, der von einem Durchgangszimmer neben dem Eßzimmer auf den Flur führte. Die Mädchen mußten ihn benützen, um von der Küche aus die Speisen aufzutragen, und ich mußte ihn passieren, um vom Eßzimmer in unser Schlafzimmer zu gelangen. Obwohl der Gang nur kurz war, hatte ich jeden Abend von neuem Angst vor diesem dunklen Hohlweg, und ich durchlief ihn, so schnell ich konnte, mit angehaltenem Atem. Die Furchtsamkeit, unter der ich mein Leben lang sehr gelitten habe, muß mir wohl angeboren gewesen sein, wenigstens erinnere ich mich nicht, daß mir in früher Kindheit Spuk[54]geschichten erzählt worden wären, durch die sie hervorgerufen worden wären. Wir hätten eigentlich an Dunkelheit gewöhnt sein sollen, da das elektrische Licht sehr viel später aufkam. Wir hatten keine Petroleumlampen, sondern Gasbeleuchtung.

Anziehender noch und ergiebiger als die Garderobe, eine magische Schatzhöhle voll überraschender Kostbarkeit, war die Polterkammer auf dem Boden. Zuweilen geschah es, daß der Schlüssel, die Springwurzel, versehentlich steckengeblieben war oder daß man sich sonst einschleichen und in dem halbdunklen Raume umsehn konnte. Da waren nicht nur der Kaufmannsladen und die Puppenstube, die Weihnachten verwandelt wiederzuerscheinen pflegten, sondern da war alles vergessenes Spielzeug, Gegenstände voll Erinnerungszauber, da waren Schachteln und Truhen, aus denen ein Kleinod nach dem andern zum Vorschein kam. Wie es reizvoll ist, wenn es in Städten noch unbekannte Gegenden gibt, die der Erforscherlust offenstehen, so gab die Polterkammer unserem Hause einen tiefen Hintergrund, wo Wunderbares erlebt werden konnte.

Außer den Schlafzimmern der Dienstmädchen und meines Bruders, seitdem er nicht mehr das gemeinsame Kinderschlafzimmer teilte, gab es auf dem Boden noch eine Vorratskammer, wo Reis, Zucker, Kaffee und derartiges in Säcken

aufbewahrt wurde. Sie war bei weitem nicht so verlockend wie die Speisekammer, die an die Küche stieß. Dort gab es immer etwas Leckeres, zum Beispiel in kleinen Kisten die Quittenmarmelade, die mein Vater aus Brasilien mitbrachte, von uns kurzweg douce — das portugiesische Wort für süß — genannt, oder Rahatlokum, eine fabelhafte gummiartige türkische Süßigkeit.

Die Speisekammer läßt an den Keller denken; der aber war mir nicht anziehend, eher wegen der Dunkelheit fürchterlich. Doch erinnere ich mich an den wohlausgestatteten Weinkeller und daß zuweilen ein Küfer kam, um Wein aus Fässern abzuziehen. Der Weinkeller war damals das Gebiet für den Hausherrn, der sich einen guten und reichlichen Bestand sehr angelegen sein ließ. Mehr als den Portwein, den mein Vater aus Lissabon bezog, liebte ich den Burgunder, dessen Farbe schon mich entzückte. In den späteren Jahren, wo alles nachlässiger gehand[55]habt wurde, war der Weinkeller nicht mehr so reichlich und mit so erlesenen Namen versorgt. Die Gläser erklangen nicht mehr, die weißen und grünen, die Römer und die hohen Sektgläser.

DIE MENSCHEN

MEINE COUSINE HEDCHEN hatte viele Freier abgewiesen, als sie sich stürmisch in Edmund Teltscher verliebte, einen jungen Kaufmann, der sich vorübergehend in Braunschweig aufhielt und im Begriff war, nach Brasilien zu reisen. Als Mutter von fünf Kindern kehrte sie nach etwa 25 Jahren nach Europa zurück. Die Familie lebte in Hamburg, wo ich sie irgendwann einmal besuchte. Eine Wand des Zimmers, wo meine Cousine mich empfing, war teilweise mit Photographien von Verwandten und Freunden bedeckt. Als mein Blick darüber hinflog, fiel mir das Bild eines schönen alten Mannes auf. Er hatte stolze, leidenschaftliche Züge, dichtes, leicht gewelltes Haar und eine Haltung, die mich an die des Moses von Michelangelo erinnerte, als ob er eben zornig von seinem Sitz aufspringen wollte. Ich war entzückt und trat näher, um das Bild genau zu betrachten. Wer ist der wundervolle alte Mann? fragte ich. Hedchen sah mich erstaunt an. »Aber Ricarda«, sagte sie, »das ist doch unser Großvater.« Sie versprach mir, da ich das Bild nicht besaß, eine Kopie desselben für mich anfertigen zu lassen, und hat das auch getan. Abgesehen von einer gemalten Miniatur, die den Großvater und seine junge Frau als Brautpaar darstellt, ein sehr schön und vornehm aussehendes Paar, hatte es in der Tat kein Bild des Großvaters Huch in unserem Hause gegeben. Erst jetzt fiel mir auf, wie merkwürdig es war, daß ich nichts von diesem Vorfahren, der vor meiner Geburt gestorben war, wußte. Mein Vater hatte seinen Vater nie erwähnt; er hatte seine Mutter sehr geliebt und es ihm nie verziehen, daß er sie durch sein abenteuerndes Leben unglücklich gemacht habe. Dies wußte ich von meiner Großmama, die auch erzählte, meine Großmutter Huch habe trotz allem, was sie

durch ihn gelitten hätte, nie aufgehört, ihn zärtlich zu lieben. Sonst hatte ich nur einige ihn betreffende Anekdoten [56] gehört, wie daß er an einem kalten Wintertage einem Kutscher, der ihn gefahren hatte und der ungenügend bekleidet war, den gerade bereithängenden Mantel seines Sohnes schenkte, den sich dieser kürzlich von seinem ersten selbstverdienten Gelde gekauft hatte. Er hatte eine Art Allheilmittel, das sogenannte Huchsche Pulver, erfunden und reiste damit auf die Dörfer, um die Bauern umsonst zu kurieren. Auch allerlei Nützliches hatte er getan, zum Beispiel das Feuerlöschwesen in Braunschweig eingeführt oder verbessert. In seinen letzten Lebensjahren wurde er geistesgestört. Er brachte sie in Porto Alegre zu, wo meine Mama ihn zuweilen mit wehendem weißen Haar von weitem gesehen und sich vor ihm gefürchtet hat.

Nachdem ich das Bild meines Großvaters, des Abenteurers, gesehen hatte, wünschte ich, mehr von ihm zu erfahren, was nicht so leicht war, da weder meine Großmama noch mein Vater und seine Geschwister mehr am Leben waren. Indessen lebte meines Großvaters Schwiegersohn, Dr. Sommermeyer, der allerdings schwerhörig war, so daß man sich nur mühsam mit ihm verständigen konnte. Er war damals 90 Jahre alt, ein lieber Mann, wenn auch etwas schnurrig in seinem Wesen. Er war Philologe, beherrschte namentlich die englische Sprache; und wir pflegten ihn nachzumachen, wie er, um Anfängern die englische Aussprache begreiflich zu machen, die Eigentümlichkeiten derselben übertrieb. Where is a will, there is a way. Early to bed and early to rise — makes a man healthy, wealthy and wise. Beim w wurde der Mund weit aufgerissen. Nach Art der Tauben sprach er sehr laut.

Eines Tages also besuchte ich ihn und bat ihn, mir etwas von meinem Großvater, dem Vater seiner verstorbenen Frau, zu erzählen. Er besann sich eine Weile und sagte dann: »Ja, weißt du, Kind, ein schlechter Kerl war er nicht, nein, das war er nicht.« Etwas befremdet, fragte ich, warum er denn ein schlechter Kerl gewesen sein sollte? Nun, sagte der Onkel, er habe eine beträchtliche Summe geerbt, eine für die damalige Zeit bedeutende

Summe, und habe sogleich die Hälfte davon seinen Schwestern gegeben. »Das kann ich aber so schlimm nicht finden, Onkel«, sagte ich. Doch, sagte der Onkel, es sei sehr schlimm gewesen, denn die Schwestern seien ebenso verschwen[57]derisch gewesen wie er selbst, und das Vermögen sei bald dahin gewesen. Dann verlor sich mein Onkel in Erinnerungen, erzählte, wie er mit seiner jungen Frau und seinem Schwiegervater nach Brasilien gefahren sei, wie seine Frau unterwegs auf dem Schiff ihr erstes Kind geboren habe und wie sein Schwiegervater und er, da weder ein Arzt noch eine Hebamme zugegen gewesen sei, mit großer Mühe das Kind ans Licht befördert hätten. Ich bedauerte nachträglich meine Tante, die nun schon seit mehreren Jahren alles überstanden hatte. An jenem Tage gelang es mir nicht, ihn zu dem Gegenstande, der mir am Herzen lag, zurückzubringen, und er starb, bevor ich ihn noch einmal ausfragen konnte, kurz vor seinem hundertsten Geburtstage.

Meine Cousine Lila, seine jüngste Tochter, die unverheiratet bei den Eltern geblieben war, hing mit der innigsten Liebe an ihrem Vater, wohl gerade deshalb um so mehr, weil sie ihn in den letzten Jahren wie ein Kind hatte pflegen müssen.

Sein Sterben vollzog sich in der seltsamsten Weise: In seinen letzten Lebenstagen verwirrte sich sein Geist. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß meine Cousine selbst erkrankte und das Bett hüten mußte, wodurch sie gezwungen war, die Betreuung ihres todkranken Vaters einer Pflegerin zu überlassen. Diese wurde sehr in Verlegenheit gesetzt, da der todkranke Mann durchaus Karten spielen wollte, wovon sie nichts verstand. Sie war eine einfache ältere Frau, die nie Karten gespielt hatte, nicht einmal ihre Namen und Bedeutung kannte. Indessen, da mein Onkel heftig darauf bestand, mußte sie nachgeben und sich so gut wie möglich damit zurechtfinden. Als ich meine Cousine besuchte, um sie zu trösten und ihr etwa beizustehen, war das Spiel in vollem Gange, und wir konnten seinen dramatischen Verlauf durch die offene Tür des Nebenzimmers, wo ihr Vater lag, verfolgen. Er war wegen des wunderlichen Spiels seiner Partnerin in äußerst reizbarer

Stimmung. »So bedienen Sie doch«, rief er, »so bedienen Sie doch! Treff ist Trumpf, nicht Herz! Ach Gott, ich unglücklicher alter Mann! Wie behandelt man einen hilflosen Kranken! Sie sticht mit Herz, wenn Treff Trumpf ist.« Wir versuchten durch Zurufe das Spiel der guten Frau etwas zu verbessern, aber bei ihrer Unkenntnis der Karten gelang es [58] nicht. Ein paar Tage darauf starb mein Onkel, nachdem er noch die volle Besinnung wieder erhalten hatte.

Von der Herkunft und dem Leben meines Großvaters, des Abenteurers, haben die Nachforschungen eines meiner Vettern doch noch allerlei in Erfahrung gebracht. Er ist im Jahre 1788 in Celle geboren, wo sein Vater ein Gut hatte. Dieser Heinrich Christoph Huch, mein Urgroßvater, in Nordhausen 1743 geboren, studierte Theologie und Philologie in Jena, beherrschte außer der deutschen sechs andere Sprachen, nämlich Hebräisch, Griechisch, Lateinisch, Englisch, Französisch und Spanisch, war Pfarr-Adjunkt an der Stadtkirche zu Celle, dann Prediger an Sankt Katharinen in Braunschweig, gab aber auf den Wunsch seiner Frau dies Amt auf und kaufte in einer Vorstadt von Celle ein Gut mit Branntweinbrennerei, Essigfabrikation und Viehstand. Nach einer Äußerung von ihm selbst betrieb er die damit verbundene Tätigkeit mit Eifer, erhielt nie einen polizeilichen Verweis, verlor nie eine Klage oder einen Prozeß, »bis endlich die hinterlistig heimtückische Bosheit feiger Buben den derben lutherischen Stier und dreißigjährigen Brauer und Viehknecht gestürzt haben«. Glücklicherweise, sagte er weiter, habe er seine Sprachstudien nie vernachlässigt, so daß er sich nun auf seine philologischen Krücken habe stützen können. Er gründete mit Hilfe seiner Töchter eine Knaben- und Mädchenschule und erteilte Erwachsenen Unterricht in alten und neuen Sprachen. Nach allem diesem scheint es mir, daß schon mein Urgroßvater einen abenteuernden Hang hatte. Später siedelte er nach Braunschweig über, wo ihm sein einziger Sohn, mein Großvater, einen sorgenlosen Lebensabend bereitete. Die schöne, kräftige Körperlichkeit hatte mein Großvater wohl von seiner Mutter, einer Schwedin namens Heinson; denn nach dem

Bilde zu urteilen, glich er seinem Vater nicht. Die Vorfahren meiner Urgroßmutter sind im Jahre 1700 aus Ottersberg bei Bremen eingewandert, das damals schwedisch war; einer von ihnen bekleidete dort eine höhere Beamtenstelle. Heinrich Christoph Huch starb im Jahre 1818 im 77. Jahre seines Lebens, seine Frau einige Jahre später; sie war damals erst 52 Jahre alt.

Ich denke mir, daß auf den Rat und nach dem Beispiel seines [59] Onkels Heinson, des Bruders seiner Mutter, der ein reicher Mann war, mein Großvater Kaufmann wurde; in Begleitung dieses Onkels kam er im Jahre 1815 aus Lissabon nach Braunschweig. Der Onkel Heinson setzte die beiden ältesten Söhne seines Neffen zu Erben seines Vermögens ein mit der Auflage, daß sie seinen Namen führten; offenbar war er der Letzte seines Geschlechts. Mein Onkel Eduard nannte sich diesem Wunsche entsprechend Heinson Huch, obwohl, wie es scheint, von dem Reichtum des Onkels nichts mehr vorhanden war, als er starb.

Bevor mein Großvater sich in Braunschweig niederließ, heiratete er Elisabeth Banks, die durch Schönheit auffallende Tochter von William Banks in Hamburg. Die Familie war im 17. oder 18. Jahrhundert in Hamburg eingewandert und gehörte zu den angesehensten Familien der Hansestadt. Der Bruder meiner Großmutter, Edward, war Vertreter Hamburgs im Deutschen Bundestage. Die Namen William, Eduard, Robert und Richard haben sich in der Familie Banks und Huch fortgesetzt, auch der englische Typus erhielt sich. Als ich zum ersten Mal ein Bild von Oscar Wilde sah, hielt ich es für ein Bild eines meiner Vettern Sommermeyer.

In Braunschweig kaufte mein Großvater außer einem Gartengrundstück am Fallerslebertore die Hagenschenke, ein hübsches Fachwerkhaus am Hagenmarkt, wo er eine Restauration gründete oder übernahm. Sie wurde bald der Treffpunkt aller hervorragenden oder interessanten Leute, ein Beweis wohl, daß sie gut geleitet wurde; aber es wird meiner Großmutter, der Hamburger Patriziertochter, doch merkwürdig vorgekommen sein, daß sie einen Gastwirt zum Manne hatte. Hinter der Hagenschenke

floß ein Arm der Oker, in welche mein Großvater seine Angestellten, wenn sie nicht von selbst hineinsprangen, eigenhändig hineinwarf, damit sie schwimmen lernten. Er selbst war ein vorzüglicher Schwimmer und Schlittschuhläufer, sehr kräftig, schön gewachsen, eine vornehme Erscheinung. Daß er das Braunschweiger Feuerlöschwesen einrichtete. erwähnte ich bereits; die Anregung dazu gab der Schloßbrand bei der Revolution im Jahre 1830, dessen Löschung er so energisch leitete, daß er drei Tage lang nicht nach Hause kam. Als [60] in Querum, einer Ortschaft bei Braunschweig, die Cholera ausbrach, begab er sich dorthin und behandelte die Kranken mit gutem Erfolg. Wegen dieses Eingriffs in ihr Gebiet verklagte ihn die Ärzteschaft, und da er sich an das Verbot nicht kehrte, kam er auf kurze Zeit ins Gefängnis. Kaum entlassen, eilte er nach Querum und setzte seine hilfsbereite Tätigkeit fort, in der er ferner nicht gehindert wurde, da die dankbare Bevölkerung sich für ihn einsetzte. Er war stolz, stürmisch, unbeeinflußbar, hilfreich gegen Hilfsbedürftige, starrköpfig gegenüber Gleich- und Höherstehenden. In der regellosen Wohltätigkeit scheint ihm seine Schwester Charlotte ähnlich gewesen zu sein, die ihre Federbetten an arme Leute verschenkte und dann im Winter, wenn sie selbst keins mehr hatte, ihre Neffen darum angehen mußte. Seine Söhne, um die er sich nur in sprunghafter Weise bekümmerte, führten ein fröhliches Jugendleben, wenigstens die älteren. Allmählich verschlechterten sich seine Verhältnisse, wie das bei seiner Lebensführung begreiflich ist, er ließ sich mehr und mehr in seinen Exzentrizitäten gehen und verfiel schließlich in geistige Umnachtung. Seine Söhne nahmen ihn mit nach Brasilien; dort soll er ihnen einmal, als sie ihn an einer wahnsinnigen Handlung verhindern wollten, mit erhobener Axt entgegengetreten sein. Er ist im Jahre 1858 in Porto Alegre gestorben.

Trotz meines Wohlgefallens an meinem Großvater, dem Abenteurer, kann ich mir vorstellen, daß meine Großmutter unter diesem Dämon, den sie doch liebte, schwer gelitten hat. Aber es gibt

kein Leiden, das nicht der Balsam der Liebe zu lindern vermöchte. Sie begleitete ihren Mann und ihre Söhne nach Brasilien, lebte nach dem Tode ihres Mannes zuerst bei ihrem Bruder Banks in Hamburg, dann bei ihrer Tochter Sommermeyer in Braunschweig, wo sie auch im Jahre 1861 gestorben ist. Sie war begleitet von ihrer unverheirateten Schwester Octavia, die meine Patin war und deren Namen ich trage. Sie soll eine sehr schöne Altstimme gehabt haben, die auch ausgebildet wurde. Ich erinnere mich ihrer als einer großen, hageren, vornehm aussehenden alten Dame, die man nie ohne Hörrohr sah; sie gehörte zu den Besuchern, vor denen ich mich so tief wie möglich in den Garten versteckte.

[61] In den Jahren 1817–1830 wurden meinem Großvater 5 Kinder geboren in der Reihenfolge William, Eduard, Bertha, Ferdinand, Richard; der letztere mein Vater. Von seinen Geschwistern stand Onkel William meinem Vater am nächsten. In der Zeit, als er einen Beruf ergreifen mußte, befand sich mein Großvater noch in genügend guten Verhältnissen, um ihn studieren lassen zu können: er wurde Jurist, ein angesehener Rechtsanwalt in Braunschweig. Obwohl er sich nicht viel um uns Kinder kümmerte, wirkte der Zauber seines Wesens stark auf mich. An ihm war alles knapp, frisch, sicher. Sein Gesicht funkelte von Geist, man erkannte ihn von weitem an seiner hohen, schlanken, biegsamen Gestalt, an seinem unnachahmlichen elastischen Gange. Man sah ihn kaum anders als heiter, ich könnte ihn mir wohl ernst, aber nicht grämlich oder schwermütig vorstellen. Er hatte immer ein treffendes, überraschendes Wort bereit, seine Tischreden waren glänzend. Mit allem diesen ist aber doch noch nicht das Charakteristische gesagt, was ihn so überaus anziehend machte; vielleicht war es, daß er mit allem, was geschah oder was er tat, zu spielen schien, als genüge ihm ein kleiner Teil seiner Kräfte oder als sei es alles nur von mittelmäßiger Wichtigkeit. Das machte einen wohltuenden Eindruck von Freiheit und Leichtigkeit. Es mag sein, daß er als Familienvater nicht immer bequem war, weil es ihm an Ruhe und Stetigkeit fehlte und weil er sich mit Kleinigkeiten nicht gern

befaßte, gewiß aber übte er keinen Druck aus.

Aus seiner ersten Ehe mit Agnes Schwerin, die früh starb, hatte er 5 Kinder: Anna, Richard, Hedwig, Agnes und William, von denen namentlich die drei älteren sehr schön waren. In seinem fünfzigsten Jahre verheiratete er sich zum zweiten Male mit der sechzehnjährigen Marie Gerstäcker, der Tochter seines Freundes Friedrich Gerstäcker, der in Braunschweig lebte. Es wurde erzählt, mein Onkel, der ein Courmacher war, habe der zweiten Frau Gerstäcker, einer Holländerin Namens Vischer von Gaesbeck, die Cour gemacht, das habe Gerstäckers Tochter um ihres Vaters willen gekränkt, sie habe meinen Onkel abzulenken versucht, dadurch sein Interesse für sie geweckt. Ich bin überzeugt, daß meinem Onkel im Gefühl seiner Lebendig[62]keit der große Altersunterschied kaum zum Bewußtsein gekommen ist. Er hatte aus dieser Ehe sechs Kinder: Fritz, Marie, Eva, Elisabeth, Carina, Felix. Von ihnen sind zur Zeit (1942) noch drei am Leben.

Der zweite Sohn meiner Großelter, Eduard, wurde Kaufmann und machte seine Lehrzeit in Hamburg, wo sein Onkel, der Schwager seiner Mutter, Bürgermeister war. Von dort ging er nach Rio de Janeiro. Er wohnte mit anderen jungen Leuten an der berühmten Bucht, trieb Segelsport und genoß die Schönheit der Natur. Eines Tages eröffnete sich ihm die Möglichkeit, Teilhaber einer Firma in Porto Alegre zu werden, die vernachlässigt und herabgekommen war und die man durch die Tätigkeit eines tüchtigen jungen Mannes wieder heben zu können hoffte. Inhaber der Firma war ein Franzose namens Mefredy. Mein Onkel entschloß sich zu dem Wagnis und führte es ausgezeichnet durch: das Geschäft wurde wieder blühend und ertragreich. Nachdem er sich in Deutschland mit Amalie Ehrhardt, einem jungen Mädchen, das eine schöne Stimme hatte und zur Sängerin ausgebildet war, verheiratet hatte, ließ er sich in Porto Alegre nieder und nahm später auch seine beiden jüngeren Brüder in die Firma auf. Herr Mefredy zog sich ganz daraus zurück. Es befanden sich damals mehrere Flüchtlinge aus der Achtundvierziger Revolution in Porto

Alegre, unter denen solche waren, denen mein Onkel, ein begeisterter Freund der Freiheit, die Mittel zur Flucht gegeben hatte. Ein angenehmer, geselliger Kreis bildete sich, in dem viel Musik getrieben wurde. Meine Großmutter und ihre Schwester Oktavia waren musikalisch.

Zu seinem Unglück verließ mein Onkel Brasilien schon im Jahre 1852, um nicht mehr dorthin zurückzukehren, und ließ sich in Braunschweig nieder. Er kaufte eine Besitzung vor dem Augusttore, die er Zuckerberg nannte, und richtete sich dort breit und großartig ein. Mit seinen dreizehn Kindern, die sich allmählich einstellten, mit Hauslehrern, Musiklehrern, zahlreicher Dienerschaft und allerlei Günstlingen oder Klienten, mit Familienangehörigen, die zuweilen bei ihm lebten, hatte er ein kleines Volk unter sich. Zu mir drangen von Zuckerberg nur sagenhafte Gerüchte, unser Verkehr war nicht sehr rege, [63] was zum Teil wohl mit der Entfernung unserer Häuser zusammenhing. In einer Zeit, wo es noch nicht einmal eine Pferdebahn gab, machten sich die Entfernungen sehr bemerkbar. Onkel Eduard hatte natürlich Wagen und Pferde, seine Kinder kutschierten mit einem Pony- oder Eselsgespann zur Schule. Er hatte den Hang zur Menschenbeglückung von seinem Vater geerbt und hielt es für richtig, aus dem Zuchthaus Entlassene bei sich anzustellen. Mit einem Kutscher dieser Art machte er traurige Erfahrungen, auch mit den armen Kindern, die er ausbilden ließ, glückte es nicht immer. Gefährlich war ein anderes Erbteil seines Vater: der Hang zu Erfindungen. Da mein Onkel erst 34 Jahre alt war, als er Brasilien verließ und seinen Beruf aufgab, suchte er natürlich nach anderen Betätigungen. Nicht daß er sich gar nicht mehr um das Geschäft bekümmert hätte; er machte mehrfach Reisen im Interesse desselben und hielt sich eine Zeitlang in Hamburg auf, wo ein Verwandter namens Hasche die Firma für Deutschland vertrat; aber das genügte seinem Tatendrange bei weitem nicht, und so verfiel er, angeregt durch einen Bekannten, auf Erfindungen, die er mit diesem gemeinsam bewerkstelligte. Es handelte sich zunächst um eine Lokomobile, die sich aber im

kritischen Augenblick nicht bewegte, dann um eine Heißluft- und eine Kaltluftmaschine. Letztere soll später eben diesem Bekannten Gewinn gebracht haben, damals machte sie nur bedeutende Kosten. Ich hörte als Kind zuweilen über diese Unternehmungen Onkel Eduards sprechen wie über einen Wahn, den man belacht, der doch aber auch ärgerlich ist.

Mit Bewußtsein habe ich Onkel Eduard nur ein einziges Mal gesehen, als er uns besuchte. Ich hatte gerade ein Krokodil aus Papiermache geschenkt bekommen, und er sah meine Freude darüber mit verständnislosem Staunen. Hätten wir uns nähergestanden, würde sich herausgestellt haben, daß wir in vielen Dingen übereinstimmten, denn in der Freiheitsliebe und dem Tyrannenhaß war seine Auffassung vielleicht nicht viel weniger kindlich als meine. In der Beurteilung der Gesellschaftsverhältnisse war er so vorurteilsfrei, daß er sogar für den Sozialismus Verständnis hatte, der in den siebziger Jahren in Braunschweig aufkam. Ein Jahrzehnt später hätte ich darin [64] mit ihm sympathisiert. Während die Sozialdemokraten damals in unseren Kreisen ungefähr wie Verbrecher betrachtet wurden, von denen der Gebildete kaum sprechen durfte, besuchte Onkel Eduard sozialdemokratische Versammlungen. Als ihm einmal während einer Rede, in welcher die Bourgeoisie, wie es ihm schien, über Gebühr beschimpft wurde, die Bemerkung entfuhr »Nein, so schlimm ist es aber doch auch nicht!«, wäre er geprügelt worden, wenn nicht einige Arbeiter ihn beschützt und erklärt hätten, wenn alle wären wie er, würde es besser stehn. Er war immer hilfsbereit, gab mit vollen Händen, suchte immer gerecht zu sein. Einer seiner Söhne quetschte sich einmal die Hand, als er mit einem Dienstmädchen zusammen einen Tisch zusammenschob. Auf das Geschrei des Jungen herbeieilend, gab er im ersten Schrecken dem Dienstmädchen eine Ohrfeige. Nachdem er sich beruhigt und sein Unrecht eingesehen hatte, rief er die ganze Familie zusammen und bat in ihrer Gegenwart das Mädchen um Verzeihung. Er liebte das Pathetische, die große Geste. Zu seinem Dienstpersonal gehörte ein

Neger namens Ignazio. Damals bestand die Sklaverei noch in Brasilien, und die Weißen wurden von den Schwarzen gut bedient. Im Begriff, Brasilien zu verlassen, schenkte Onkel Eduard seinem Ignazio in Anerkennung seiner treuen Dienste die Freiheit, dieser aber empfand das Geschenk als unverdientes Unglück und bat meinen Onkel, ihn mitzunehmen. Das Aufsehen, das Ignazio erregte, wird ihm Vergnügen gemacht haben. Auch meine Eltern brachten Schwarze mit, als sie von drüben kamen; später haben sie sie wohl zurückgeschickt. Ich glaube, daß der Tätigkeitsdrang meines Onkels, sein Gefühl, sein Wille, seine genialische Begabung stärker waren als seine Intelligenz und daß sich daraus eine gefährliche Mischung ergab.

Meine Tante Bertha hatte den Keim der Geisteskrankheit von ihrem Vater geerbt, aber in einer verhältnismäßig unschädlichen Form, nämlich als Melancholie, nicht als Größenwahn. Sie wurde davon einmal während der Übergangsjahre der Jugend und dann noch einmal während der entsprechenden des Alters befallen. Das erste Mal versuchte sie, sich mit einer Axt die Hand abzuhauen, wovon ihr eine grobe, auffallende [65] Narbe blieb, das andere Mal warf sie sich aus dem Fenster, ohne sich erheblich zu verletzen. In beiden Fällen war es damit abgetan. Ihre Angehörigen behaupteten scherzweise, sie habe ihren Verehrer Sommermeyer vor der Krankheit abgewiesen, erst nachher, unter dem Einfluß derselben erhört; jedenfalls wurde die Ehe glücklich und mit sechs Kindern, drei Söhnen und drei Töchter, gesegnet, letztere waren sehr begabt und tüchtig. Als ich klein war, wurde ich etwa einmal im Jahre mitgenommen, wenn Großmama oder Mama einen Besuch bei Sommermeyers machten. Ich fürchtete dies Haus sehr wegen der vielen Schwerhörigen, die es dort gab, das wenige, was ich bei solchen Gelegenheiten zu sagen wußte, auch noch in ein Hörrohr hineinzuschreien war höchst peinlich. So kommt es, daß ich keine deutliche Erinnerung an Tante Bertha habe, außer daß sie ein feines, hübsches Gesicht hatte, mit einem merkwürdigen Ausdruck von Ferne und Weltfremdheit in den Augen, der auch ihren Söhnen

eigentümlich war.

Auch meinen Onkel Ferdinand habe ich nicht näher gekannt, doch bin ich ihm zuweilen begegnet, als ich schon erwachsen war, und habe jedesmal einen starken Eindruck von ihm empfangen. Er war nicht so groß wie Onkel William und wie mein Vater; aber er hatte eine grade, aufrechte Haltung und ein sehr edles, schönes Gesicht. Er soll wie sein Vater eine außergewöhnliche Körperkraft besessen haben. Sein Gemütsleben und sein Geistesleben waren, wie ich glaube, einfach, ohne Schattierungen und Untiefen. Das Gewinnende an ihm war eben das Einfache, Offne, die Wahrhaftigkeit einer vornehmen Gesinnung, die so deutlich an ihm zu spüren war. Es ist merkwürdig, daß alle drei Brüder, obwohl die geselligen Verhältnisse in Porto Alegre angenehm waren, eher, als wünschbar war, nach Deutschland, und zwar nach Braunschweig zurückkehrten. In gewisser Hinsicht waren sie sogar in Deutschland fremd geworden, paßten nicht mehr in die engeren Verhältnisse, und doch zog sie das Heimweh zurück. Es mag sein, daß in allen Fällen die Sehnsucht der Frauen nach den Ihrigen den Ausschlag gab. Nachdem Herr Mefredy aus der Firma ausgeschieden war, hieß sie Huch u. Co., die drei Brüder waren die einzigen Inhaber. Ihr eigenes Interesse hätte [66] verlangt, daß wenigstens einer von ihnen dauernd an Ort und Stelle gewesen wäre; das geschäftliche Interesse ist augenscheinlich bei allen nicht das überwiegende gewesen. Onkel Ferdinand kam mit seiner Familie nach Braunschweig, als wir schon längere Zeit dort waren; ich erinnere mich, wie die ganze Gesellschaft einschließlich einer Mulattin den ersten Besuch machte, wie die Kinder, die portugiesisch sprachen, einen brasilianischen Tanz mit Gesang und Kastagnetten aufführten. Es waren fünf Kinder, zu denen später noch ein sechstes hinzukam. Die beiden ältesten, damals etwa vierzehn und fünfzehn Jahre alt, waren Ferdinand, Matz genannt, und Hans. Hans war ein bildschöner Jüngling, er sah aus, wie man sich einen vornehmen Spanier vorstellt, und zog alle Blicke auf sich, wo er erschien. Matz war sehr häßlich, aber Gutmütigkeit, Ehrlichkeit und Offenheit

waren in seinem Gesicht ausgeprägt. Die beiden Töchter, Toni und Etta, im Alter ungefähr meiner Schwester und mir entsprechend, waren beide hübsch, Toni dunkel, Etta blond. Der jüngste Knabe wurde mit einem portugiesischen Kosenamen Nené genannt, wie er eigentlich hieß, weiß ich nicht. Die älteren Kinder hatten lange genug in Brasilien gelebt, um es als ihre Heimat zu betrachten, sie sehnten sich immer dorthin zurück. Es hätte nahegelegen, daß namentlich wir Mädchen uns befreundeten, aber es kam nur zu einem oberflächlichen Verkehr. Toni war ebenso kokett wie hübsch; nach der ausschließlichen Art der Jugend hatten wir beiderseits die Empfindung, nicht zueinander zu passen. In späteren Jahren, als wir uns besonders mit Etta wohl besser verstanden hätten, lebten wir nicht mehr am selben Orte.

Mein Vater, der jüngste der Geschwister Huch, hat es seinem Vater nie verzeihen können, daß er ihn zwang, Kaufmann zu werden, wozu er gar keine Neigung hatte. Er hätte gern studiert. Anstatt dessen mußte er sich mit fünfzehn Jahren von der heißgeliebten Mutter trennen und nach Brasilien gehen. Später sagte er zuweilen, sein Sohn dürfe alles werden, nur nicht Kaufmann. Ich hörte von anderen, daß er in seinem Berufe sehr tüchtig gewesen sei; vielleicht war er es doch nur so, wie man es sein kann, wenn das Herz nicht dabei ist. Meine Eltern kamen im Anfang des Jahres 1864 aus Brasilien zurück, damit meine [67] Mutter ihre Niederkunft bei ihren Eltern erlebte. Ich nehme an, daß die Absicht war, später wieder nach Porto Alegre zurückzukehren, durch den unglücklichen Verlauf meiner Geburt änderte sich alles. Anfangs hoffte man kaum, meine arme Mama am Leben erhalten zu können, der große Blutverlust werde nie ersetzt.

Es wurde nun nicht mehr daran gedacht, sie von ihren Eltern, an denen sie mit innigster Liebe hing, zu trennen; diese bezogen das Haus, das mein Vater gekauft hatte, die Haushalte wurden vereinigt. Vernünftiger wäre es wohl gewesen, wenn meine Eltern sich in Hamburg niedergelassen hätten, von wo aus der Verkehr mit der überseeischen Firma geleitet wurde. Ob das in Betracht gezogen

wurde, weiß ich nicht, vermutlich wurde es ausgeschlossen, weil es Trennung von den Großeltern bedeutet hätte; mein Großvater war noch im Amt. So kam es, daß mein Vater, wenn er in Europa war, abwechselnd eine Woche oder ein paar Wochen in Braunschweig und eine Woche in Hamburg lebte. Von Zeit zu Zeit reiste er nach Brasilien, seltener, als er hätte müssen, weil es ihm schwer wurde, seine Familie zu verlassen. Mein Vater liebte seine Kinder leidenschaftlich, und wir erwiderten seine Liebe ebenso; aber er übte damit einen Druck auf uns aus. Er gehörte zu den Menschen, die einen Mangel an Liebe darin sehen, wenn das geliebte Wesen eine andere Ansicht hat als sie selbst. Allerdings ist es mißlich und kann zur Entfremdung führen, wenn man in wesentlichen Dingen eine verschiedene Überzeugung hat, obwohl viele Beispiele beweisen, daß auch das durch Liebe und unter anständigen Menschen überwunden werden kann; mein Vater fühlte sich schon durch irgendeine abweichende Meinung auch in beiläufigen Dingen gekränkt. Das machte sich für uns nicht störend bemerkbar, solange wir klein waren und eigene Meinungen noch kaum hatten, schwierig war es für meine Mama, die selbst eine derartige Empfindlichkeit nicht kannte und das Bedürfnis hatte, in einer Atmosphäre von Freiheit zu leben. Beinah heilig war meinem Vater Bismarck. Überseer pflegen national und konservativ zu sein, für meinen Vater war Bismarck als Reichsgründer der Inbegriff dieser Richtung, ein unantastbarer Heros. Eines Abends, als die Rede [68] auf Bismarck kam, machte meine Mama eine Bemerkung, die mein Vater als Kränkung seines Helden auffaßte. Ich war noch zu jung, um mich für die Frage zu interessieren, und weiß infolgedessen leider nicht, was meine Mama an Bismarck auszusetzen hatte. Es mag sein, daß noch mehr als Bismarck selbst der Druck ihr unsympathisch war, den mein Vater in seinem Namen ausübte. Nachdem der Disput eine Weile hin-und hergegangen war, stieß eine Äußerung meiner Mama, die die warnenden Winke meiner Großmutter nicht beachtete, dem Faß den Boden aus: mein Vater stand auf und ging, ohne ein Wort zu sagen, in sein Zimmer. Das

war das Zeichen für eine Reihe höchst peinlicher Tage, denn er äußerte seinen Zorn, wenn er böse oder beleidigt war, nicht durch Schelten und Toben, sondern durch ehernes Schweigen, was mehrere Tage anhielt, wenn es nicht gelang, ihn zu versöhnen. Zu Kreuze zu kriechen hatte meine Mama gar keine Neigung, so daß immer mit einer Reihe böser Tage zu rechnen war. Eine solche Stimmung meines Vaters lag wie ein Alpdruck auf dem Hause; glücklicherweise kam es selten dazu. Er hatte Humor genug, daß man ihn gelegentlich mit seinem Bismarck-Furor necken konnte, meine Mama wenigstens durfte sich das erlauben. Zu einem Geburtstage ihres Mannes verfaßte sie eine zwischen einer Waschfrau, irgendeiner anderen Person und meinem Vater spielende Szene; meine Schwester, die damals etwa fünfzehn Jahre alt war, spielte meinen Vater, meine Mama die Waschfrau. Diese brachte in einem Gespräch mit der dritten Person ungefähr dieselben Ansichten über Bismarck vor, die meine Mama zu äußern pflegte, nur volkstümlich saftiger, worauf mein Vater zornig ins Wohnzimmer gestürmt kam und eine Strafrede hielt, deren Höhepunkt der Vers war, der einzige, den ich behalten habe: Undankbar seid ihr alle, alle, alle, das bringt euch noch zu Falle, Falle, Falle! Mein Vater führte nämlich als letztes, überzeugendstes Argument für Bismarck ins Gefecht, daß jeder Deutsche ihm dankbar zu sein habe und daß Undankbarkeit ein höchst gemeines, schändliches Laster war. Ich war schon, was man alt nennt, als ich für die menschliche Genialität Bismarcks Sinn bekam; es ist nicht unmöglich, daß die in meiner Generation so seltene Ab[69]neigung, mehr noch Gleichgültigkeit gegen Bismarck mit der Popanzstellung zusammenhing, die er in unserem Hause einnahm.

Übrigens habe ich nie ein Gefühl für die Reichsgründung gehabt. Ich war ein geborener Republikaner, in der Familie gab mir niemand dazu das Beispiel. Wie eigentlich meine Großeltern über Bismarck und das neue Reich dachten, weiß ich nicht; den fanatischen Enthusiasmus meines Vaters teilten sie jedenfalls nicht.

Meine Großeltern Hähn, die Eltern meiner Mutter, waren für uns

Kinder von der größten Bedeutung. Ihre Art war von der der Huchs sehr verschieden. Schon äußerlich bestand ein Gegensatz: die Huchs hatten im allgemeinen dunkles Haar und dunkle Augen, die Hähns und Wieters waren blond und blauäugig. Es ging ein mildes, klares Licht von ihnen aus, sie hatten nicht das Heiße, Flackernde, Abenteuernde, was in der Huchschen Familie zuweilen auftrat. Mein Großvater, Johannes Justus Hähn, war für mich der Inbegriff der Güte, um seinen schönen Mund schwebte ein Lächeln von lieblicher Freundlichkeit, die ins Herz drang. Damit vereinigte sich glücklich ein Humor, ohne den ein gütiger Mensch etwa fade wirken könnte, im ungünstigsten grell und plump wird. Ein guter Erzieher war er wohl kaum und ist es vermutlich auch seinen eigenen Kindern nicht gewesen, außer soweit man es durch das Beispiel sein kann. Wenn mein Vater auf Reisen war, schrieb er ihm lange Briefe über alles, was im Hause vorging, und schilderte unsere kindlichen Taten und Untaten, wobei er mit besonderem Vergnügen bei den letzteren verweilte. Nur ein einziges Mal hat er in ernstem, strengem Ton mit mir gesprochen, das war, als ich in meiner Schwärmerei für die heidnischen Sachsen mich feindselig oder abschätzig über Karl den Großen äußerte. Er verwies mir das, indem er sagte, es komme mir nicht zu, mich unehrerbietig über einen so großen Mann auszusprechen. Mein Großvater, der selbst viel Interesse für Geschichte hatte, ermunterte uns Kinder zu Gesprächen über geschichtliche Ereignisse. In der Privatschule, die ich besuchte, erteilte den Geschichtsunterricht Herr Reiche, ein Volksschullehrer, der seine Aufgabe außerordentlich gut erfüllte. Wenn [70] er erzählte, saß er ein wenig zusammengekauert auf seinem Stuhl vor der Klasse wie ein Barde des Altertums, der seine Geschichte von den Taten des Helden mit Harfenakkorden begleitet. Da schritten sie vorüber, die Heinriche, die Ottonen, da wälzte sich der gewaltige Strom todbringender Kämpfe, ungeheurer Frevel, unlösbarer Verknotungen.

Meine Auffassung, die ich aus den Schulstunden schöpfte und aus Büchern herauslas, war kindlich einfach: ich haßte die

Tyrannen und liebte die Rebellen, die Befreier. Mein Großvater ging darauf ein, so daß ein allgemeines Gespräch entstand, an dem wir Kinder uns nach Maßgabe unseres Verständnisses beteiligen konnten und das doch zugleich eine höhere Ebene berührte, als uns erreichbar gewesen wäre.

Unverständlich ist es mir immer geblieben, daß mein nachsichtiger Großvater einen Bruder hatte, dem er unversöhnlich zürnte. Dieser Bruder, Johannes Hähn hieß er, lebte in Braunschweig krank und arm; mein Großvater unterstützte oder erhielt ihn, verkehrte aber persönlich nicht mit ihm. Soviel wußte ich, daß er irgend etwas Unrechtes begangen hatte, das ihm mein Großvater nicht verzieh, was es war, wurde in meiner Gegenwart nicht erwähnt. Meine Großmutter, die diese unglückliche Familie zuweilen besuchte, nahm mich einige Male zu meinem großen Leidwesen mit. Da lag der alte Mann offenbar sehr gebrechlich im Bett, seine Frau, eine geborene Wollenweber, sprach nie anders als mit leiser, klagender Stimme, eine drückende Traurigkeit lastete auf allem. Eine Schwester der Frau, Elvira Wollenweber, war etwas munterer und besuchte uns dann und wann. Ein Licht im Leben dieser Bedauernswerten war der einzige Sohn, Johannes; auf ihn setzten sie ihre ganze Hoffnung, die er auch erfüllt hat. Er ist mir als ein hoch aufgeschossener blonder junger Mann erinnerlich; wie lange seine Eltern ihn auf seiner aufsteigenden Lebensbahn begleiten konnten, weiß ich nicht.

Wenn man mir, als ich Kind war, gesagt hätte, mein Großvater sei nicht allen Anforderungen gewachsen gewesen, die das Leben an einen Mann stellt, würde ich es nicht geglaubt haben. Später erfuhr ich, daß er das zweite juristische Examen nicht gemacht hatte. Nicht daß er es nicht bestanden hätte, [71] sondern er hatte sich, gehemmt, wie es scheint, durch krankhafte Nervosität, gar nicht dazu gemeldet. Infolgedessen hatte er es nicht weiter als bis zum Assessor bringen können, man hatte ihm aber, da er sehr beliebt war, den Titel Polizeirat gegeben, damit seine bescheidene Stellung nach außen hin etwas verschleiert wurde. Meine Großmama wurde

allgemein »Frau Rat« angeredet. Sie hatte ihn als Bräutigam einer Freundin kennengelernt. Als diese starb, war sie seine Trösterin gewesen und hatte das Trösten schließlich so weit getrieben, daß sie sich mit ihm verlobte.

Sie erwähnte einmal lange nach dem Tode meines Großvaters, als wir erwachsen waren, sie habe, nachdem sie ihm das Jawort gegeben hätte, 24 Stunden hintereinander unaufhörlich geweint. Ich fragte nicht weiter; jedenfalls klang das nicht nach leidenschaftlicher Liebe. Es fehlte vielleicht meinem Großvater der Funke Männlichkeit, der das weibliche Herz entzündet. Was es aber an inneren Kämpfen in dieser Ehe gegeben haben mag, sie waren überwunden, als mein Leben begann. Meine Großmama war ein schönes, sehr verwöhntes Mädchen und hatte viele Bewerber abgewiesen, als sie sich mit meinem Großvater verband. Sie war 24 Jahre alt, für die damaligen Gewohnheiten war das spät zum Heiraten. Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor, zwei Söhne, von denen der eine Johannes, der andere Justus hieß, und eine Tochter, meine Mama, die den Namen ihrer Mutter, Emilie, erhielt und Mimi genannt wurde. Mit Namen machte man nicht viel Federlesens. Die beiden Söhne waren außerordentlich liebenswürdig, witzig, umgänglich, der ältere, Onkel Hans, war von entzückender Frische und entwaffnender Warmherzigkeit. Beide aber waren leichtsinnig, dem Genuß des Augenblicks hingegeben, Versuchungen gegenüber schwach. Es scheint eine derartige Anlage in der Familie Hähn bestanden zu haben, die schon bei dem Bruder meines Großvaters zu schweren Folgen führte. Mein Onkel Justus lebte bis zu seiner Heirat in unserem Hause. Er war blond, blauäugig, hatte ein kleines elegantes Bärtchen, war schlank und geschmeidig. Auf onkelhafte Würde legte er keinen Wert, wir nannten ihn Puddel. Er war unser geliebter Spielkamerad, beteiligte sich an unseren wilden Spie[72]len, turnte mit an unserem Turngerät, hatte für jeden Unsinn und Unfug Verständnis. Wer konnte ihnen, daß diesem fröhlichen Gefährten ein entsetzliches Ende vorbehalten war! Vielleicht hatte sein heiteres Dasein schon damals einen dunklen Hintergrund, von

dem wir nichts ahnten. Sein Leichtsinn machte vielleicht damals schon seinen Eltern und meinem Vater, seinem Schwager, Sorge, aber es waren doch wohl nur Schatten, wie sie kommen und gehen. Zu uns Kindern drang nichts von diesen Sorgen, wenn sie vorhanden waren, uns schienen alle Verhältnisse gesichert, das Leben war glänzend vor uns ausgebreitet.

Meine Großmutter hatte einen Bruder und eine Schwester, Louis und Luise. In den meisten Familien gab es damals eine unverheiratete Schwester, die hilfreich und geliebt war oder ertragen werden mußte; bei meinen Großeltern lebte die Tante Luise, ist aber vor meiner Geburt gestorben. Meinen Großonkel Louis dagegen kannte und liebte ich, wenn ich ihn auch nur selten gesehen habe. Er hatte dichtes weißes Haar und blaue Augen und einen Ausdruck von Jovialität, Humor und Herzlichkeit, der unwiderstehlich anzog. Er wohnte in Halberstadt in sehr bequemen Verhältnissen. Seine erstgeborenen Söhne, Zwillinge, Max und Hugo, hübsche Jungen, die bei den Halberstädter Kürassieren dienten, hatten eine glänzende Zukunft vor sich. Beide haben durch ungeeignete Heiraten ihr Leben zerstört und sind früh gestorben. Die Perle der Familie war Anna, die Cousine und liebste Freundin meiner Mama, einige Jahre jünger als diese. Sie war nicht eigentlich schön, aber bezaubernd durch Grazie und Hoheit. In ihrer Stimme, ihrer Art zu sprechen, ihrem Gange, ihrer Haltung prägte sich das Eigentümliche ihrer Persönlichkeit aus, ein Schmelz, ein sanfter Zauber, der mich noch durchdringt, wenn ich an sie denke. Viele Jahre später besuchte sie mich mit ihrem Mann und ihrer Tochter, als sie durch Zürich kamen, wo ich studierte. »Du siehst aus«, sagte ich zu ihr, »wie eine Fürstin, die mit ihrem Reisemarschall und ihrer Zofe unterwegs ist.« Ihre einzige Tochter, Ursula, war sehr niedlich, hatte aber nicht die vornehme Erscheinung ihrer Mutter, sondern glich dem Vater Ewald von Zedwitz, einem Offizier. Er war durch ein Kriegserlebnis in [73] weiteren Kreisen bekannt geworden. Schwer verwundet lag er in Gorze, als der Kaiser mit seinem Gefolge vorbeikam. Da nahm er eine Rose, die an seinem Bett stand,

und gab sie seinem Burschen mit dem Auftrage, sie dem Kaiser als Gruß eines sterbenden Offiziers zu überreichen. Nachdem der Krieg vorüber und er nicht gestorben war, schenkte ihm der Kaiser ein Bild, das einen von Eichenlaub umkränzten Helm darstellte; in den Rahmen war eine silberne Rose eingefügt. Mir, und ich glaube uns allen, sagte diese Heirat nicht besonders zu, und mein ablehnendes Gefühl wurde durch einen besonderen Vorgang zur bewußten Abneigung. Es traf sich, daß Zedtwitz mit seiner Frau bei uns zu Gast war, als ich gerade Tanzstunde und wie alle übrigen Teilnehmerinnen einen erwählten Partner, eine Flamme, hatte, eine Beziehung, die ich sehr ernst nahm. Daß meine Angehörigen es im Gegenteil lustig fanden, bemerkte ich wohl, aber es störte mich nicht. Zedtwitz hatte sich, da er infolge seiner Verwundung den Abschied nehmen mußte, der Schriftstellerei ergeben und setzte nun, was er von meiner Tanzstundenliebe hörte, zu einer kleinen Erzählung zusammen, die in irgendeinem Wochenblatt veröffentlicht wurde. Das hätte hingehen mögen, daß er aber die Geschichte »Ricardens Herzerwachen« betitelte und als Humoreske charakterisierte, erbitterte mich. Später wollte er mich noch einmal zu einem Roman verwerten, der »Der Bibliothekar von Zürich« heißen sollte, aber nicht über den Titel hinauskam, weil der Tod dazwischentrat.

Mit Annas Hochzeit ist eines der frühen Erinnerungsbilder verknüpft, die mir geblieben sind: ich sehe meine Mama, wie sie das Kleid approbiert, das sie bei dieser Gelegenheit tragen sollte. Es war aus blaßrosa Seide, hatte einen viereckigen Ausschnitt und halblange Ärmel und war mit viel Rüschen und Volants verziert. Vielleicht war es das erste Mal, daß ich die Schönheit meiner Mutter mit Bewußtsein sah. Großmama erzählte später, daß meine Mama beim Hochzeitsessen aufgestanden sei und wundervolle Worte über die Liebe gesprochen habe; alle hätten ergriffen auf das schöne Bild geblickt.

Dies alles lag noch in der Zukunft, als Anna Wieter zuerst mit ihren Angehörigen bei uns auftauchte. Es war immer ein

be[74]sonders festlicher Tag, wenn es hieß: die Halberstädter kommen! und unser Haus sich mit den fröhlichen Stimmen der Gäste füllte. Alle übertönte die von Frohsinn und Übermut überquellende meines Onkels Hans. Ob er seine reizende Cousine liebte? Ob sie sein Gefühl erwiderte? Ob ihre Eltern die Verbindung nicht wünschten? Ich habe nichts darüber erfahren. Anna hatte, ich glaube von Geburt an, ein etwas zu kurzes Bein; dieser Fehler hob ihre Anmut, anstatt sie zu beeinträchtigen. Wenn zu Tisch gerufen wurde, pflegte ihr einer von den anwesenden Herren den Arm zu reichen, überhaupt geschah das, sowie sie aufstand, man sah sie selten allein gehen. Ihr leicht hinkender Gang hatte etwas Melodisches, Schwebendes, und verstärkte das Besondere ihrer Persönlichkeit.

Meine Großeltern waren beide fromm. Die Frömmigkeit umgab sie wie ein Aroma, in Worten äußerten sie sie wenig. Sie war Ursache, daß ihr Leben friedvoll und gesichert wie auf Goldgrund zu verlaufen schien. Als wir klein waren, nahmen wir gläubig an, was uns in bezug auf Gott oder die christliche Religion gesagt wurde, auch fuhren wir fort, als wir größer wurden, das Tischgebet zu sprechen; übrigens aber rückte die Religion uns ferner. Das verursachte nicht die geringste Unstimmigkeit, die Großeltern drängten ihre Frömmigkeit niemandem auf. Wir durften sogar Großmama necken, indem wir zum Beispiel sagten: »Grom, du bist wie eine vornehme Dame der Rokokozeit, das Christentum paßt gar nicht zu dir!« Das hatte schon seine Richtigkeit, und doch war die Frömmigkeit eins mit ihrer Seele, und ohne sie hätte sie die herzzerreißenden Schicksalsschläge, die sie trafen, nicht mit so viel Fassung ertragen können. Die einzige Forderung, die sie an mich stellte, war, daß ich ihr zuweilen am Sonntag vormittag einen Abschnitt aus den Andachtsbüchern vorlas, die sie besaß, und die, als sie nicht mehr ausging, die Stelle der sonntäglichen Predigt vertraten. Ich tat das sehr ungern, denn für meinen Geschmack war das eine hohle, ölige Salbaderei, und ich kam mir heuchlerisch und ungeschickt vor, wenn ich das laut las, Ein Verfasser von Predigten,

die Großmama bevorzugte, hieß Müllensiefen; durch ein Versehen des Buchbinders, der das Buch gebunden hatte, stand auf dem Rücken desselben in [75] Golddruck Müllenseifen. So belanglos das war, wurde er von uns und namentlich von meinem Vater zu Neckereien verwendet, und der Name Müllenseifen figurierte in den für meine Großmama bestimmten Scherzgedichten, wie sie bei uns üblich waren.

Ich nehme an, daß die Stellung ihrer Kinder zu Gott und zum Wort Gottes für sie von höchster Wichtigkeit war, und doch glaube ich nicht, daß sie viel mit ihnen davon gesprochen oder sie damit bedrängt hat. Von meiner Mama mochte sie denken, daß dies reine Herz in Gottes Hand ruhe, ob sie es wisse und wolle oder nicht. Später sagte sie wohl gelegentlich zu mir: »Gott wird schon Wege finden, dich zu sich zu führen. Sie vertraute ihre Anliegen Gott an und war zu klug, um nicht zu wissen, daß Vorstellungen oder gar Vorwürfe keinen Glauben in ungläubigen Herzen erwecken können. Die Haltung meiner Großeltern bewirkte, daß die Tatsache des christlichen Glaubens immer wie ein unverrückbares Sternbild über mir stand, auch wenn ich nicht hinblickte oder wenn es nur von ganz entgegengesetzten Anschauungen verdunkelt war, wie ich denn mit sechzehn oder siebzehn Jahren ganz von dem naturwissenschaftlichen Weltbild, das Haeckel verkündete, eingenommen war. Diese flotten Lösungen unergründlicher Rätsel leuchteten mir zwar ein, hinderten aber nicht, daß ich jederzeit gern in der Bibel las. Allerdings suchte ich wohl die Stellen heraus, die mich durch ihre poetische Schönheit bezauberten; aber das Gefühl war doch immer in mir, daß das Wort Gottes, dies unmittelbar erschütternde Wort, die Wahrheit sei, wenn ich mir dessen auch nicht klar bewußt wurde.

Rief meine Großmutter nie absichtlich ein Gespräch über religiöse Dinge hervor, so wünschte sie doch, daß die Unterhaltung sich um etwas Bedeutendes drehe und womöglich in geistvoller oder wenigstens durchdachter Weise geführt werde. Es wurde bei uns um acht Uhr zu Abend gegessen, und es war Sitte, daß wir bis

zum Zubettgehen um zehn Uhr um den Eßtisch versammelt blieben. Nicht immer verlief diese Zeit in einem anregenden Gespräch, wie meine Großmutter es liebte, aber wenn es glückte, äußerte sie ihre Zufriedenheit. Natürlich mußte es sich von selbst geben, etwas Bewußtes und Vorschriftsmäßiges [76] hätte sich bei uns nicht halten können. Aus unseren verschiedenen Schulerfahrungen ergab sich allerlei. Ich entsinne mich, daß ich einmal fragte, warum, da es doch Papiergeld gebe, nicht so viel gedruckt wurde, daß alle genug hätten, was Auseinandersetzungen und Erklärungen hervorrief, die mich doch nicht befriedigten. Wenn mein Vater über derartige Probleme sprach oder etwas Interessantes aus Brasilien erzählte, ging meine Großmutter besonders liebenswürdig darauf ein; denn nicht immer war sie mit ihm einverstanden und wünschte doch, es sein zu können.

Als meine Großmutter und meine Eltern nicht mehr lebten, kam ein Brief in meine Hände, den meine Großmutter an meinen Vater geschrieben hatte, als er Bräutigam ihrer Tochter, meiner Mama, war. Augenscheinlich war mein Vater infolge irgendeines belanglosen Vorkommnisses eifersüchtig gewesen und hatte das in leidenschaftlicher Weise geäußert. Der Brief war schön und fein, liebevoll gegen den jungen Mann, dem sie ihre Tochter anvertrauen wollte, und voll Sorge um diese Tochter, deren kinderhafte Unschuld, sie war ja erst sechzehn Jahre alt, sie von einer allzu heißen Flamme berührt sehen mußte. Sie stellte ihm vor, wie grade und offen, wie ohne Falsch ihre Tochter sei, wie durchaus er ihr vertrauen könne, und sie bat ihn, ihre Jugend nicht durch unbezähmte Ausbrüche seiner Leidenschaft zu beunruhigen. Wie sehr verstand ich meine Großmutter! Früher aber, wenn ich Marschners hübsche Oper »Hans Heiling« sah, war mein Herz ganz auf seiten des dämonischen Helden, und ich konnte nicht begreifen, daß das Mädchen, das er liebte, den problemlosen blonden Jäger ihm vorzog. Als nach etwa fünfjähriger Abwesenheit meine Eltern aus Brasilien zurückkehrten und im selben Hause lebten, wurde das Verhältnis meiner Großmutter zu meinem Vater recht schwierig,

besonders seit dem Tode meines Großvaters, weil Mutter und Tochter dadurch noch enger miteinander verbunden wurden. Daß der eheliche Verkehr zwischen meinen Eltern nach meiner Geburt aufhören mußte, wie ich schon erzählt habe, bedeutete natürlicherweise etwas Trennendes. In gewisser Weise hatte meine Großmutter gesiegt. Die häufigen und zuweilen sehr langen Abwesenheiten meines Vaters kamen [77] dazu. Trotzdem war die Liebe meines Vaters zu meiner Mutter immer spürbar, und auch seine Beziehung zu meiner Großmutter war im ganzen harmonisch, nur daß von ihrer Seite eine gewisse Behutsamkeit und von seiner eine leise Reizbarkeit sich zuweilen bemerkbar machte. Mein Vater gab auch seiner Liebe zu uns Kindern gern breiten Ausdruck; wenn er abends nach dem Essen noch am Tisch saß, hielt er wohl meine Schwester und mich in seine Arme gedrückt. Der Pole und seine Kinder, sagte meine Großmutter lächelnd; das Wort bezog sich, glaube ich, auf eine in ihrer Jugend beliebte Oper. Sie war empfindlich gegen alles, was sie orientalisch nannte, was ihr schwül, üppig, nach irgendeiner Richtung überladen vorkam. Meine Mama war ausgesprochen kühl, nicht im Sinne des Gefühllosen, sondern der quellenhaften Lauterkeit, der morgendlichen Frische. Ich glaube, daß mein Vater viel in sich überwinden und beherrschen mußte und auch konnte. Das verstand meine Großmutter und zog es in Rechnung, wie sie denn das Edle seines Charakters und die Vorzüge seines Wesens durchaus anerkannte. Wie dankbar mußte sie ihm sein, der ihrem leichtsinnigen Sohn Justus immer wieder mit bedeutenden Summen aus der Verlegenheit half, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Er seinerseits wußte, daß er die Seinigen ruhig ihrer Obhut überlassen konnte. Daß er seine Familie nicht wie jeder andere Mann bei sich und für sich haben konnte, war nicht ihre Schuld, wenn es auch ihr Vorteil war. Als meine Mama ein Kind war, sagte sie einmal auf plattdeutsch zum Gärtner: »Vader, giww mich ne Beere!« (Vater, gib mir eine Birne), worauf eine Frau, die das zufällig hörte, bemerkte: »Und das soll vornehmer Leute Kind sein!« Dieser kleine Vorfall ist

für meine Mama charakteristisch; auf sie paßt der Vers von Mörike: »Eine Fürstin kann sie werden — Eine Dame wird sie nie.« Sie war ganz schöne Natur, ein unwidersprechlich Herz und Sinne erfreuendes Dasein wie die Sonne, die genug tut, wenn sie scheint.

Es gab in Braunschweig Verwandte eines damals angesehenen Malers namens Henneberg, der jung gestorben ist; seine »Jagd nach dem Glück« und sein »Zug des Todes« waren berühmt. Diese, zwei alte Damen, erzählten mir, als ich erwachsen war, [78] Henneberg habe meine Mama in der Kirche gesehen und gesagt, das sei die schönste Frau, die er je gesehen habe. Sie fügten hinzu, meine Großmutter sei aber doch noch schöner gewesen. Sie glich auffallend dem Frauentypus, den Correggio gemalt hat, sowohl als Madonna wie als Göttin oder Heroine. Trotz ihrer Blutarmut war ihr schön geschwungener Mund lebendig rot, ihre Hand hatte die Blässe des Marmors, den ein Hauch von Farbe beseelt, die Arme und Hände waren tadellos geformt. Dabei war sie von jeder Eitelkeit frei, achtete überhaupt gar nicht auf ihr Äußeres. Wenn sie in den Spiegel sah, tat sie es nur, um sich Fratzen schneiden zu sehen, woran sie ein merkwürdiges Vergnügen fand. Sie war wie ein Kind, unbekümmert, spielfreudig. Als meine Großmutter sie einmal vergeblich in Haus und Garten gesucht hatte, fand sie sie schließlich im Saal, wo sie für sich allein auf dem Boden kriechend den sogenannten Paßgang gewisser Tiere ausprobierte, wovon am Abend vorher die Rede gewesen war.

Nach meiner Geburt kamen noch einige Jahre, wo sie sich verhältnismäßig zurückkehrender Kräfte erfreuen konnte. Am Anfang der siebziger Jahre machte sie mit meiner Großmutter eine Reise an den Genfer See; sie hielten sich hauptsächlich in Vevey und Montreux auf. Ich bewahre noch ein ledernes Täschchen voll von den Visitenkarten der Personen, die sie dort kennenlernten und mit denen sie in nähere Beziehungen traten. Gern stellte ich mir vor, daß sie damals sehr glücklich waren. In diesen Jahren besuchte Mama auch noch Gesellschaften, die sie zierte und belebte: schön, heiter, voll überraschender Einfälle und originell in der

Ausdrucksweise. Sie hatte, niemand wußte recht, wann, ziemlich viel gelesen und ein treffendes Urteil. Mit Vorliebe las sie Reuter, oft hörte man ihr wohllautendes Lachen, wenn sie, einen Band Reuter in der Hand, im Saal in ihrem Schaukelstuhl saß. In der Zeit, an die ich mich erinnern kann, ging sie nicht mehr in Gesellschaften, außer daß sie ihre Freundinnen etwa zum Nachmittagstee besuchte. Als wir größer waren, nannten wir sie wohl unsere jüngste Schwester. Das Gefühl, das man zu einer Mutter hat, gehörte, wenigstens was mich betrifft, meiner Großmutter, die alles leitete, für alles sorgte und, ohne daß man sich dessen bewußt war, [79] durch ihren Geist und ihre Liebe alles beherrschte. Einige Jahre hindurch war mein Verhältnis zu Mama nicht gut. Als ich klein war, sollte ich bald meiner schönen Cousine Hedwig, bald der reizvollen Cousine meiner Mama, Anna Wieter, ähnlich sehen. Das waren erfreuliche Aussichten. Etwa von meinem zwölften Jahre an aber änderte sich das, ich schien eher häßlich zu werden. Das mißfiel meiner Mutter, und sie ließ es merken; obgleich sie ihr eigenes Äußere gar nicht beachtete, wollte sie gern, daß ihre Kinder hübsch waren, und sie verdachte mir meine Fehlentwicklung. Da unser Schlafzimmer neben dem meiner Mama war, mußte ich, so unlieb mir das war, zuweilen etwas hören, was dort gesprochen wurde und nicht für mich bestimmt war. So hörte ich sie einmal meiner Großmutter gegenüber, die morgens an ihr Bett kam, darüber klagen, daß ich gar nicht mehr hübsch sei, worauf Großmama sagte: »Aber sie ist doch ein so gutes Kind.« Ein anderes Mal hörte ich, wie Großmama ihr in freundlicher Weise Vorstellungen über ihr wenig liebevolles Wesen mir gegenüber machte, wodurch sie mich ihr entfremden würde. In der Tat fühlte ich mich sehr unglücklich und liebte es mir einzubilden, Mama sei gar nicht meine rechte Mutter. Ich betrachtete mich häufig im Spiegel und suchte mich auf alle Art zu verschönern, ich suchte einsame Winkel im Garten auf und machte Gedichte; und mißfiel dadurch meiner Mama immer mehr, der Eitelkeit und Sentimentales schlechtweg zuwider war. Nach einigen Jahren wurde mein

Äußeres wieder vorteilhafter, und mit derselben Unbefangenheit, mit der Mama mich früher wegen meiner Häßlichkeit zurückgesetzt hatte, erwähnte sie nun in meiner Gegenwart, wie diese oder jene Freundin gesagt habe, sie fände mich besonders reizvoll, ich hätte schöne Augen und dergleichen. Eines Abends, als vom Goldnen Schnitt die Rede war, wurde sogar festgestellt, daß die Verhältnisse meines Gesichts ihm entsprächen. Dies machte mich nicht etwa eitel, auch bildete ich mir nicht ein, schön zu sein; jedenfalls hörte ich auf, mich besonders für mein Äußeres zu interessieren. Ich war etwa 22 Jahre alt, als meine Freundin Salomé Neunreiter in Zürich nach einer Gesellschaft, wo wir zusammen gewesen waren, neckend zu mir sagte: »Jetzt habe ich bemerkt, [80] wie raffiniert du bist, du setzest dich immer so, daß man dein schönes Profil sieht.« Also ein schönes Profil hätte ich? Das beschloß ich festzustellen. Zu Hause angelangt, stellte ich mich vor den Spiegel, aber es gelang mir nicht, meines Profils habhaft zu werden, bis ich darauf kam, daß ich einen zweiten Spiegel zu Hilfe nehmen müsse. Das Ergebnis war befriedigend, doch hatte ich immer das Gefühl, als sei das Profil nicht eigentlich ich selbst, und ich legte deshalb keinen Wert darauf. Wenn ich nun aber auch meiner eigenen Erscheinung mit Verschönerungsversuchen nicht mehr sonderlich zusetzte, so ist mir doch das Verlangen nach Schönheit und die Empfänglichkeit für Schönheit geblieben. Der Anblick des Schönen übte magische Gewalt über mich, an Menschen wie an Dingen. Erst später erfuhr ich, wie reizvoll häßliche Menschen sein können. Wahrscheinlich hat in allen den Familien, die sich in meinen Eltern vereinigten, eine Auswahl nach der Schönheit stattgefunden. Meine Großmutter hatte den Schönheitssinn in hohem Grade. Als ich einmal Besuch von meinen Schulfreundinnen hatte, ging sie plötzlich auf eine von ihnen, Elisabeth Pott, ein sehr hübsches Mädchen, lebhaft zu, indem sie ausrief: »Elisabeth, was für reizende Ohren hast du!«, und verursachte damit allgemeines Gelächter. Sie litt darunter, wenn wir uns schlecht hielten, und war außer sich, als ich mir mutwillig, denn es wäre nicht notwendig gewesen, einen vorderen Zahn hatte

ausziehen lassen. Mit ihrer Bewertung des Menschen hatte indessen ihr Wohlgefallen an menschlicher Schönheit nichts zu tun. »Der will etwas«, sagte sie einmal rühmend von jemandem, der ihr einen besonders guten Eindruck gemacht hatte. Das wurde zu einem geflügelten Wort bei meinem Bruder und mir, wir wandten es im ironischen Sinn auf Streber oder Betriebsame an, um unsere Großmutter zu necken, die natürlich die Richtung auf ein hohes Ziel, überhaupt zielbewußte Kraft, darunter verstanden hatte. Widerspruchslustig, wie die Jugend ist, fand ich nun gerade am schönsten, nichts zu wollen, sich vom Geschick, vom Ruf der Stunde, treiben zu lassen. Beides, das Wollen und das Sichhingeben, kann wohl in einer Seele zusammenfallen.

Der von der Welt abgeschlossene Traum der Kindheit währte [81] bei mir sehr lange. Ich kann nicht genau sagen, wann ich anfing, die Verhältnisse der Menschen untersuchend zu betrachten, es mag mit siebzehn oder achtzehn Jahren gewesen sein. Da empörte es mich, daß die Frau, die ein lediges Kind hat, mit Schande belegt wird, in jeder Hinsicht dafür büßen muß, während der Mann, dem ich den größeren Teil der Schuld zuschrieb, frei ausgeht, vielleicht auf den Höhen des Lebens sich halten kann. Ich war überzeugt, daß ich, wenn ich Herr und Gesetzgeber wäre, solcher Ungerechtigkeit steuern könnte, indem ich jeden Mann zum Tode verurteilte, der sich weigerte, die Frau zu heiraten, die ihm ein Kind geboren hatte. Ein Abgrund schien sich vor mir zu öffnen, als es mir klar wurde, daß die Gebildeten, diejenigen, welche einen ihren Neigungen und Tätigkeiten entsprechenden, viel Geld einbringenden und mit verhältnismäßig geringen Anstrengungen verbundenen Beruf ausüben, langdauernde Ferien haben, während den Arbeitern, die sich vom Morgen bis zum Abend in freudloser Beschäftigung plagen, gar keine oder höchstens ein paar Tage Ferien gewährt werden. Diese Betrachtungen quälten mich um so mehr, als ich nirgends Verständnis für sie fand. Es gab in meiner Kindheit einen sozialdemokratischen Parteiführer, der Bracke hieß und in den Augen der Leute eine Art Gottseibeiuns war. Nun schien er mir

nicht so sehr ein Unheilstifter zu sein als einer jener Rebellen, für die ich Sympathie fühlte.

Immer habe ich es als ein Glück empfunden, daß meine Familie zu sehr außerhalb der sogenannten besseren Gesellschaft stand, um als Bourgeoisie zu gelten. Wie sehr wir außerhalb der Braunschweiger Gesellschaft standen, kam mir durch meine Freundin Anna Klie zum Bewußtsein, Anna Klie war der Reiz und Duft meines Lebens hauptsächlich von meinem sechzehnten bis zu meinem einundzwanzigsten Lebensjahre.

Nachdem ich Etta Heinicken dadurch verloren hatte, daß sie in ein Internat kam, wo sie auf Jahre hinaus fast ganz für mich verschwand, gab mir ein gütiges Geschick Anna Klie. Sie war sechs Jahre älter als ich und zuerst mit meiner Schwester befreundet, ging aber zu mir über, als der Unterschied der Jahre, der in der Kindheit viel bedeutet, nichts mehr aus[82]machte. Was uns verband, war außer der Sympathie, die ein Geheimnis der Persönlichkeit ist, unser beider Liebe zur Dichtkunst. Nicht daß nicht auch meine Schwester lebhafte literarische Interessen gehabt hätte, wir aber machten, wie sich bald herausstellte, selbst Gedichte, für uns war die Poesie der Kern des Lebens. Anna Klies Gedichte entzückten mich, sie hatten den Duft wilder Kräuter, die meinigen kamen mir dagegen schal vor. Überhaupt war mir die ganze Anna Klie etwas Neues, ich fand sie interessant und kompliziert im Gegensatz zu mir, die ich als einfach bezeichnete. Ob ich ganz so einfach war, wie ich mich empfand, weiß ich nicht. Als ich in Zürich war, schrieb mir Anna Klie einmal: »Du bist wie die Schlange des Paradieses, aus gut und böse gemischt.« Das war mir sehr merkwürdig ich erschien ihr offenbar nicht so einfach, wie ich zu sein glaubte. Anna Klie hatte sehr große dunkelgraue Augen und ein kleines stumpfes Näschen, einen Ausdruck von Ernst, Reinheit und Nachdenklichkeit im Gesicht. Sie hatte viel Humor. Sie stammte aus einem kinderreichen Hause, wo in jeder Hinsicht, auch mit der Zeit, gespart werden mußte. Daß wir die Stunden unseres Zusammenseins oft erbetteln oder erlisten mußten, erhöhte den

Genuß. Unser Haus erschien ihr als eine Region, wo die Begrenzungen des gewöhnlichen Menschenlebens wegfallen, eine Art Jenseits von Gut und Böse, wo das Leben nicht durch kleine Pflichten peinlich geregelt ist, wo überhaupt weniger die Pflicht maßgebend ist als das Schöne und Angemessene, was allerdings mit der Pflicht zusammen fallen kann. Sie atmete diese Luft gern und mit vollen Zügen ein, war sie doch bei uns wie zu uns gehörig, wie Kind vom Hause, und grade deshalb, weil sie meine Großmutter und meine Mutter verehrte und mich liebte, litt sie darunter, daß die anderen Familien, mit denen sie verkehrte, uns wie etwas Fremdes und Gefährliches betrachteten. Sie erzählte mir stets wieder, was ihre Freundinnen von der anderen Seite über mich gesagt hatten: es war Schmeichelhaftes darunter, im ganzen sprach sich aber doch Abstand, Mißbilligung, sogar völlige Ablehnung darin aus. Mir war das gleichgültig, da ich ja Anna Klies sicher war, es machte mir sogar Vergnügen, die Gradlinigkeit durch paradoxe Sprünge zu entsetzen. Anna Klie war [83] zu treu und ehrenhaft, um die, welche sie meistens viel länger als mich kannte, preiszugeben, sie zeigte sogar Verständnis für ihren Standpunkt und ließ nichts auf sie kommen; aber sie litt unter dem Zwiespalt, der durch ihren Umgang mit mir und ihren andersgearteten Freundinnen entstand. Eine Zeitlang machte mir dies Außerhalbstehen, das man als Gegensatz von Freiheit und Spießbürgerlichkeit auffassen konnte, viel Vergnügen; bald indessen verlor sich das, und ich gab mir eher Mühe, mich vielmehr anzupassen als aufzufallen. Ich habe so viel Ordnungssinn, daß ich vielen pedantisch erscheinen oder es auch sein mag; Menschen, die sich genialisch geben, sind mir immer widerwärtig gewesen. Als ich in Zürich studierte, wo wir uns ohnehin in einer besonderen Lage befanden, gaben wir uns bewußt Mühe, im Betragen und Aussehen den anderen Mädchen und Frauen unseres Standes zu gleichen. Von meinen revolutionären Gedanken wollte Anna Klie nichts wissen. »Zerstöre mir meine hübsche rote und blaue Welt nicht«, sagte sie einmal.

Zu unserem Haushalt gehörten zwei Personen, die mir besonders

teuer und wichtig waren: Amalie Böttcher und Anna Schröder. Die erstere hatte mich betreut, als ich klein war, wie ich bereits erwähnte, und liebte mich mit verwöhnender Zärtlichkeit, was ich ihr mit treuer Anhänglichkeit vergalt. Sie wohnte zur Zeit, als meine Erinnerung beginnt, nicht mehr bei uns, war aber fast immer da, um zu nähen, zu flicken und leichte Schneiderarbeit zu machen. Ich konnte es nicht vertragen, wenn meine Großmama etwas an ihr auszusetzen hatte. Sie war voll von Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten, die ich gern hörte. Allmählich bemerkte ich, daß sie, obwohl mehr oder weniger als zur Familie gehörig, doch als eine Art Bedienstete betrachtet wurde, und das kränkte und bekümmerte mich sehr. Sie war vielleicht fünfzig Jahre alt, als sie sich verleiten ließ zu heiraten. Meine Großmutter mißbilligte diesen Schritt und hatte in diesem Falle recht: der Mann, schon bei Jahren, hatte seine Frau nur ausnützen wollen, und sie trennten sich bald.

Anna Schröder war unsere Erzieherin oder, wie man damals sagte, Gouvernante, bis zu meinem neunten Jahre unterrich[84]tete sie mich zu Hause. Sie war die Tochter eines früh verstorbenen Malers. Das Wohnzimmer ihrer Mutter, die hinter der Aegydienkirche wohnte, einem stillen, wie verwunschenen Platz, und die wir zuweilen mit Anna besuchten, war mit seinen Gemälden geschmückt, kleinen Landschaften und idyllischen Szenen. Sie hatte Brüder, die mein Vater in seinem Geschäft anstellte und denen Anna selbst später nach Porto Alegre folgte. Sie verheiratete sich mit einem dort ansässigen Deutschen und ist in der Ehe sehr unglücklich geworden. Ich war, als sie bei uns war, zu jung, um sie charakterisieren zu können, ich weiß nur, daß wir alle, groß und klein, sie liebten und daß ihre gleichmäßige Heiterkeit und Freundlichkeit uns wie eine wohltätige Atmosphäre umgab. Nachdem sie uns verlassen hatte, versuchten meine Eltern es noch einmal mit einer Gouvernante, die aber Anna nicht ersetzen konnte. Sie hieß Marianne Scheller, verheiratete sich und wurde sehr unglücklich. Von den Einzelheiten, die sie erzählte oder die wir

erfuhren, ist mir geblieben, daß ihr Mann, während sie das erste Kind zur Welt brachte, um sie zu ärgern, unter ihrem Fenster die Teppiche ausklopfen ließ. Diese Art der Feindseligkeit war mir um so rätselhafter, als ich vom Kinderkriegen und wie es dabei zugeht nicht die geringste Ahnung hatte, und so hat sich mir dieser dunkle Vorgang unvergeßlich eingeprägt.

Aus welchem Grunde meine Eltern mich zu Hause unterrichten ließen, weiß ich nicht, ich nehme an, daß sie glaubten, ich sei zu Hause besser vor Ansteckungen und vor Erkältungskrankheiten geschützt. Meine Großmutter war sehr gegen den Ostwind eingenommen; wenn ihrer Meinung nach Ostwind war, warnte sie eindringlich vor dem Ausgehen. Die häusliche Abgeschlossenheit mag die Ursache gewesen sein, daß der erste Eindruck der Schule auf mich vernichtend war: das Geschwirr der vielen lustigen Mädchen, die keine Notiz von mir nahmen, das ausgelassene Treiben um mich herum in den Pausen, die ernsten Gesichter der fremden Lehrer, es war nicht auszuhalten. Laut weinend kam ich nach Hause und erklärte, nie wieder in die Schule gehen zu können. Dieser Entschluß war nicht durchführbar, und unversehens war ich in der neuen Welt hei[85]misch und ein ziemlicher Treibauf. Das Einleben wurde mir dadurch erleichtert, daß neben mir ein kleines Mädchen mit blonden Zöpfen und großen blauen Augen saß, die gleich mir neun Jahre alt und ein Neuling in der Schule war. Sie hieß Etta Heinicken und war die Tochter eines Arztes, der ein Haus in unserer Nähe bewohnte. Wir befreundeten uns rasch so, daß wir unzertrennlich waren. Morgens begegneten wir uns auf halbem Wege, und nach Schluß der Schule gingen wir zusammen heim, uns wechselweise immer wieder noch ein Stück begleitend. Zwei- oder dreimal machten wir nachmittags zusammen die Schularbeiten. Was uns immer Stoff zum Lachen bot, weiß ich nicht, nur daß wir zusammen lachten, als ob wir in der tollsten Komödie waren. Vielleicht brauchten wir auch keinen Stoff: wie zwei Gläser klingen, wenn sie sich berühren, so lachten wir, wenn wir beieinander waren. Die Begründerin und Leiterin der Schule hieß Sophie Morich

und war eine Freundin meiner Mama. Man sah ihr an, daß sie geistvoll war, ihre Unterhaltung war sprühend und witzig. Der Stern der Schule war Otto Eggeling, Pastor an der Brüderkirche, ein Mann, dessen würdevoll schöne Erscheinung sich gut für einen katholischen Bischof geeignet hätte. Es war üblich, für ihn zu schwärmen, was mich bewog, es nicht zu tun; es widerstrebte mir, in ein so allgemeines, gewissermaßen vorgeschriebenes Gefühl, ein ausgetretenes Geleise einzustimmen. Unter uns Schülerinnen bestand die Meinung, daß Fräulein Morich eine unglückliche Liebe für ihn habe. Er war mit einer unansehnlichen und etwas trübsinnigen Frau verheiratet und hatte das Unglück, daß eine von seinen drei Töchtern schwachsinnig war. Söhne hatte er nicht. Seine älteste Tochter, ein sehr hübsches Mädchen, heiratete früh einen Freund ihres Vaters, der viel älter als sie war, den Weimarischen Minister Rothe. Nach dem Tode ihres Mannes, der, wenn ich nicht irre, während des Weltkrieges starb, lebte sie in bequemen Verhältnissen, aber tief dadurch getroffen, daß eines ihrer Kinder geisteskrank war. Sie überlebte ihn nicht lange. Damals, als sie heiratete, lag das Leben in heiterem Glanze vor ihr. Ich hatte mit der Polterabenddichtung, die ich verfaßte, einen glücklichen Griff getan. Den Kern der Handlung bildete eine Gegenüberstellung der [86] Städte Weimar und Braunschweig. Weimar verhielt sich gleichgültig und stumpfsinnig, bis ein Wort fiel, an welches sie ein Zitat aus Goethe oder Schiller anknüpfen konnte; dann trug sie die betreffenden Verse in eintöniger Weise vor, bis sie unterbrochen wurde. Diese Rolle spielte mein Bruder mit viel Humor. Die eigentliche Würze jedoch gab dem Stück der Apollo, den ich samt den neun Musen in die Fabel eingeführt hatte. Diese Figur darzustellen hatte sich Herr Stier bereit erklärt, der Lehrer der Geschichte an der Morichschen Schule, ein auffallend häßlicher, aber lieber und humorvoller Mann, der die Rolle denn auch mit liebenswürdigster Laune gab. Die Aufführung machte den Zuschauern so großes Vergnügen, daß sie auf allgemeines Verlangen sofort wiederholt werden mußte. Noch mehr erfreute

mich ein kleines Dankgedicht, das Pastor Eggeling mir widmete.

Gewiß war es ein Vorzug, daß wir in der höchsten Klasse den Unterricht in der deutschen Literatur von Pastor Eggeling hatten, ihn richtig zu würdigen, war ich indessen zu jung; denn ich habe schon mit vierzehn Jahren die Schule verlassen. Doch war es nicht nur Mangel an Reife, sondern auch das Erfülltsein von eigenen Gefühlen in bezug auf Dichtkunst, was mich hinderte, das von einem andern Gebotene aufzunehmen. In mir erklangen Verse von Eichendorff, meinem damaligen Liebling, Stellen von Goethe und Schiller, allerlei zufällig Aufgelesenes, Gutes und Wertloses, dazwischen Ahnungen eigener Klänge — ich glaubte, keines Führers zu bedürfen. Geblieben ist mir nur, daß Pastor Eggeling nachdrücklich ausführte, in der Technik und in der Wissenschaft möchten wir fortschreiten, in Religion, Poesie und Kunst habe das Altertum das Höchste hervorgebracht, auf diesem Gebiet gebe es keinen Fortschritt. Das schien mir einleuchtend und beinah selbstverständlich, bewiesen es doch die Bibel und Homer und die sinnvollen Mythen der Vorzeit. Am meisten Einfluß auf meinen Geschmack hatte Anna Klie, die ich allerdings erst einige Jahre, nachdem ich die Schule verlassen hatte, kennen lernte. Sie machte mich mit Gottfried Keller bekannt; Spiegel das Kätzchen war für sie eine Kostbarkeit, die sie Wort für Wort zu schätzen wußte. Es ging mir damit etwas ganz Neues auf, denn die Poesie in [87] der Prosa hatte ich außer im Märchen noch nicht entdeckt. Gottfried Keller hatte die phantastische Farbigkeit des Märchens in die Darstellung gegenwärtiger Wirklichkeit einzuschmelzen gewußt.

DIE TIERE

ZWEI GESCHICHTEN WAREN mir die liebsten: die von Andronikus vor dem Löwen und die von dem Löwen und der Maus. Andronikus, der Sklave, der in die Wüste geflohen war, traf auf einen Löwen. Erschreckt wollte er sich zur Flucht wenden, da sah er, daß der Löwe hinkte und augenscheinlich Schmerzen litt. Das furchtbare Tier kam auf ihn zu und hielt ihm die Tatze hin, als bitte es um Hilfe. Ein Dorn steckte in der Tatze, den Andronikus vorsichtig entfernte. Der Löwe leckte ihm dankbar die Hand und begleitete ihn seitdem wie ein Hund seinen Herrn. Andronikus indessen sah sich durch Hunger gezwungen, wieder zu bewohnten Orten zurückzugehen, obgleich er sich ungern von seinem Löwen trennte. Bald wurde er erkannt und als entlaufener Sklave dazu verurteilt, im Amphitheater den wilden Tieren vorgeworfen zu werden. In sein schreckliches Schicksal ergeben, den Tod erwartend, stand er in der Arena, als die eisernen Türen der Käfige sich öffneten und mehrere Löwen, die durch Hunger gereizt waren, mit den Schweifen die Luft peitschend, daraus hervortraten. Einer, ein wildes, gewaltiges Tier mit brauner Mähne, schritt auf Andronikus zu, plötzlich aber blieb er stehen, näherte sich dem fassungslosen Manne kriechend und leckte ihm mit allen Zeichen freudigen Wiedererkennens die Hände. Es war der Löwe, dem Andronikus einst den Dorn aus der Tatze gezogen hatte.

Die andere Geschichte handelte von einer Maus, die ein hungriger Löwe verzehren wollte. »Ach, lieber Löwe«, bat die Maus, »laß mich doch leben! Sieh, ich bin nur ein kleiner Bissen, von dem du doch nicht satt werden kannst! Verschone mich!« Der Löwe hatte Mitleid und ließ das Mäuschen laufen. Nach einiger Zeit verfing

sich der Löwe in einem Netz, das der Jäger ihm gestellt hatte. Je mehr er sich wand und drehte, um sich zu [88] befreien, desto mehr verwickelte er sich hinein, und erschöpft und verzweifelt gab er den Versuch, sich loszumachen, auf. Da hörte er eine feine Stimme an seinem Ohr, die sagte: »Ich bin die kleine Maus, der du das Leben geschenkt hat, jetzt will ich das deine retten.« Sie zerbiß mit ihren scharfen Zähnen das Netz, das den Löwen umstrickte, bis er frei in den Wald laufen konnte.

Diese beiden Geschichten wurde ich nicht müde zu hören, sie erfüllten mein Herz mit einem unbeschreiblichen Wohlgefühl. Ich glaube, es gibt viele Menschen, die Tiere gern haben; aber was sie mir sind, dafür würden wohl die wenigsten Verständnis haben. Was ist es, das mich so seltsam bewegt, wenn ein wild lebendes Tier, ein Igel oder eine Eule, zufällig an mir vorüberhuscht? Ist es der süße Schauer geheimer Paradiesbrüderschaft? Kinder, die noch im Paradiese sind, sehen wohl alle Tiere als Gefährten an, wunderbar mächtige und kurzweilige, die sich mit ihnen des Lebens freuen. Sahen doch auch die Menschen des Goldenen Zeitalters, die wir primitive nennen, keinen wesentlichen Unterschied zwischen sich und den Tieren, höchstens daß sie sie mit göttlichen Kräften beseelt glaubten. Und ist nicht etwas Zauberhaftes in dem unnahbaren Dasein, in der großartigen Sicherheit dieser stummen Geschöpfe? Den Völkern des Altertums waren Bäume und Tiere heilig; dies Gefühl der kindlichen Stufe eines uranfänglichen Zusammenhangs zwischen uns und jenen wie Gestirne in ihrer eigenen Sphäre heimischen Wesen ist mir mein ganzes Leben hindurch geblieben. Das weissagende Rauschen der Bäume, ihre leidenschaftlichen Gebärden schienen in die tiefsten Fragen meiner Seele einzustimmen, sie waren wie Schutzgeister, verhüllte Dämonen; näher gesellt waren die Tiere: besonders zu den wilden Tieren zog mich das Herz, ich liebte vor allen den schönen und großmütigen Löwen, aber auch den zottigen Bären, und ich war überzeugt, sie würden mich erkennen und gute Kameradschaft halten, wenn sie mir im Walde begegneten. Als kleines Kind, so wurde mir erzählt,

hatte ich einen weißen Hahn, den ich mit mir herumschleppte und der sich das merkwürdigerweise geduldig gefallen ließ, dann war eine schwarze Katze ein unzertrennlicher Begleiter. Diese Katze war, wie [89] ich annehme, die Ursache, daß ich den Beinamen Kater bekam. Mit Ausnahme meiner Großmama, die nicht für Veränderungen von Namen oder Bei- und Necknamen war, nannten mich alle so, auch als ich erwachsen war. Merkwürdig ist, daß die Freundinnen, die ich in Zürich gewann, mich Katze nannten, ohne daß sie von dem Namen Kater etwas wußten. Meine Mama machte aus dem Kater einen Wonnekater, und dies wurde scherzweise lange beibehalten.

Die Vorliebe für Katzen ist mir geblieben, sie gehören für mich zu den wilden Tieren. Wenn ich zufällig einer Katze begegne und sehe, wie sie die Pfoten setzt, den grellen, starren, rätselhaften Blick auf mich gerichtet, wenn ich den weichen Klagelaut höre, mit dem sie mich in ein tiefsinniges Gespräch ziehen zu wollen scheint, hebt sich meine Stimmung, wie tief sie auch gesunken gewesen sein mag. Es ist mir immer unbegreiflich gewesen, daß viele Menschen Katzen und Frauen vergleichen, wobei sie an eine gewisse Art zierlicher und koketter junger Mädchen denken; denn nichts liegt der Katze ferner als Eitelkeit, Bewußtheit, Gefallsucht. Der Mensch ist ihr dazu viel zu gleichgültig, wenn es auch ihre Lage mit sich bringt, daß sie seiner bedarf und ihm zuweilen schöntun muß. Sie lebt in der Welt wie in einem großen Kramladen, wo sie sich jeweils das unterhaltendste Spielzeug aussucht; ihre Seele bleibt im Grunde unabhängig von den Beziehungen, die sie eingehen muß.

Meine Erlebnisse mit Katzen endeten alle tragisch; das kommt vielleicht daher, daß meine Liebe zu tief in ihre seelischen Bezirke eindrang und sie dadurch unsicher machte und sich selbst entfremdete. Die kleine, überaus reizende, schwarzweiße, die ich in meinem ersten Jahre in Zürich an der Gemeindestraße besaß, verstörte ich dadurch, daß ich, nachdem ich sie ganz an mich gefesselt hatte, die Wohnung wechselte. Nach Katzenart konnte sie sich nicht vom Hause, aber durch meine Zärtlichkeit an mich

gewöhnt, konnte sie sich auch nicht von mir trennen und irrte elend zwischen der alten und der neuen Wohnung hin und her. Das arme kleine Wesen war einem Konflikt preisgegeben, dem es nicht gewachsen war, und es war wohl eine Befreiung, daß ein Feind es tötete. Was soll ich aber von Menin [90] sagen, Menin von Padova? Er war winzig klein, als ich ihn geschenkt bekam, weiß mit ein paar schwarzen Tupfen, leicht wie ein Federball. Des Morgens besuchte er mich im Bett und lag an meinem Halse; dort entdeckte er eine kleine, kaum sichtbare Warze, an der er zu saugen pflegte. Die Stelle wurde schließlich davon wund, so daß ich es abstellen mußte. Ich bin überzeugt, daß das arme kleine, zu früh von seiner Mutter getrennte Geschöpf diese Hautverdickung für die mütterliche Milchquelle hielt, daß es deshalb so gern daran sog und das es deshalb so fest an mich gebunden wurde. Eines Tages kletterte es an mir herauf, betrachtete mich lange aufmerksam und drückte dann sein kaltes Näschen in mein Gesicht: es war ein unmißverständlicher Kuß. Als ich nach Deutschland zurückreiste, wurde mir alles Gute in bezug auf Menin versprochen, denn mitnehmen konnte ich ihn natürlich nicht: aber als ich wiederkam, fand ich ihn nicht mehr. Er war verdorben — vielleicht auch, konnte ich hoffen, gestorben! In Italien werden die Katzen im allgemeinen gut gehalten. Es gibt viele und schöne; höchst reizvoll war es, sie in Venedig um die alten, in der Sonne schimmernden Marmorbrunnen angenehm gelangweilt herumstreichen zu sehen. Nach Menin hatte ich noch einmal zwei kleine Katzen in Padova, die sich wie Zwillinge ähnlich sahen. Wir nannten sie Manetto und Guidetto nach meinem Mann und meinem Schwager. Meine Freude an ihnen wurde etwas getrübt, als ich bemerkte, daß sie mit Erfolg den Eidechsen nachstellten, die es in unserem Garten gab. Ob sie sie fraßen, weiß ich nicht, jedenfalls zerbissen sie sie, und man konnte zuweilen halbe Eidechsen herumkriechen sehen. Auch mit Manetto und Guidetto nahm es ein böses Ende.

Als wir Kinder waren, hatten wir einen kleinen weißen Hund, der fast wie ein viertes Geschwister zu uns gehörte. Wo immer wir

waren, mußte er dabei sein. Oft saß er unbemerkt unter dem Tisch, zerriß heruntergefallene Taschentücher und Servietten oder schnappte nach den Beinen der am Tische Sitzenden; das gefiel uns außerordentlich. In meinem späteren Leben hatte ich mehrmals schöne große Hunde, einmal eine Dogge, ein andermal einen Bernhardiner, aber sie sind mir nie so ans Herz gewachsen wie die Katzen.

[91] Die wilden Tiere kannte ich natürlich nur aus Büchern. Abends, wenn wir Kinder um den großen runden Tisch im Eßzimmer saßen, betrachtete ich unermüdlich die Bilder in Brehms Tierleben. Wir besaßen eine Ausgabe in drei Bänden. Neben der Bibel war Brehm mein Lieblingsbilderbuch. Ich bevorzugte den Band mit den Säugetieren, aber auch die Vögel, namentlich Papageien, Adler und Eulen, und die Reptilien, die Krokodile. die Frösche waren mir teuer. Eine besondere Zärtlichkeit empfand ich für die Nagetiere, und unter diesen fand ich den oder das Wombat überaus anziehend. Sein Bild suchte ich immer wieder hervor und weidete mich an seinem Anblick. Ich mag etwa sieben Jahre alt gewesen sein, als meine Eltern mich einmal nach Hamburg mitnahmen. Nichts mehr von der Reise ist mir im Gedächtnis geblieben, als daß ich zum ersten Mal einen Zoologischen Garten kennen lernte und einen leibhaftigen Wombat sah. Er war nicht ganz so schön wie auf dem Bilde im Brehm, wo ihm offenbar geschmeichelt war.

Der Wombat wurde gänzlich verdrängt durch das Meerschweinchen. Mit acht Jahren erkrankte ich schwer an Typhus, so daß man an meinem Leben verzweifelte. Der Arzt, der mich behandelte, war Dr. Leopold Schmidt, mit dem meine Eltern in Brasilien sich befreundet hatten und der beinah mein Pate geworden wäre. Ich würde dann Leopoldine geheißen haben. Später hörte ich, er habe meine Mama geliebt; sicher ist nur, daß er meine Eltern nach Europa begleitete und ein häufiger Gast in unserm Hause war. In den ersten Tagen meiner Krankheit verfiel er in Irrsinn, und zwar ganz plötzlich. Dieser mir an sich schon dunkle

Vorgang, der durch meinen fieberhaften Zustand noch verworrener wurde, ist in meiner Erinnerung mit einem Champagnerpfropfen verbunden; vielleicht daß in seinen letzten irre werdenden Reden ein solcher eine Rolle spielte. Meine Behandlung übernahm ein anderer Arzt, Professor Ehlers, von dem meine Eltern dankbar sagten, er habe mein Leben gerettet. Als das Fieber sehr hoch stieg, wurde ich in ein kaltes Bad gesetzt; das war damals ein neues und kühnes Mittel.

Während der Genesung bekam ich anfangs nur sehr wenig zu essen, es war nichts, an meinem unbändigen Hunger gemes[92]sen. Die Mahlzeiten wurden mir in niedlichen kleinen Schüsseln vorgesetzt, und ich weinte, wenn sie geleert waren und nicht wieder gefüllt wurden. Da im Saal, wohin ich gebettet worden war, während der wochenlangen Krankheit jedes Geräusch möglichst vermieden wurde, hatte ein Mäusepaar die gemütliche Stille benützt, um in einer Ecke ein Nest voll junger Mäuse anzulegen. Diese winzigen Geschöpfe wurden mir unter einer Käseglocke aufs Bett gesetzt; denn man wußte, welche Freude mir ihr Anblick bereiten würde. Mein Entzücken darüber war so groß und ebenso meine Trauer, als ich sie wieder hergeben mußte, daß jemand auf den Gedanken kam, mir Meerschweinchen zu schenken. Es waren vier, zwei davon ganz klein. Diese Meerschweinchen füllten mein Herz und meine Gedanken aus, solange ich sie besaß. Immer wieder in meinem Leben erfaßte mich die Sehnsucht nach Meerschweinchen; da niemand in der Familie sie teilte, ist sie unbefriedigt geblieben.

Der Besitz an Meerschweinchen war eine Episode, im allgemeinen mußte ich mich mit künstlichen Tieren begnügen, die ja übrigens auch neben den lebendigen ihre Bedeutung haben. Die Tiere, die es damals gab, waren aus Holz oder Pappmaché und standen wohl an äußerem Reiz den heutigen nach; aber ich liebte sie und fand sie unvergleichlich schön. Einmal wünschte ich mir zu Weihnachten einen Elefanten, den ich wohl im Schaufenster eines Spielwarengeschäfts gesehen hatte. Etwa vierzehn Tage vor

Weihnachten sah ich eines Tages, als ich bei meiner Großmutter war, auf ihrem Schrank mit den blauseidenen Vorhängen ein dickes Paket, aus dem ein paar weiße Stoßzähne hervorstachen. Das mußte der Elefant sein! Kaum jemals hatte ich solche Freude empfunden. Die Weihnachtsfreude war mir durch diese vorzeitige Entdeckung nicht verdorben, sondern verdoppelt, verdreifacht, ich trug das Gefühl voller Genüge tagelang mit mir herum, Kaninchen und Pferde hatten Felle, ein kleines braunes Pferd war mein Liebling, und es betrübt mich jetzt noch, daß es mir verlorengegangen ist.

Waren die Meerschweinchen wegen des Geruchs und der Unreinlichkeit von der Ordnungspartei im Hause, meiner Groß[93]mutter, nicht sehr gern gesehen, so fehlte es uns doch sonst nicht an lebendigen Tieren. Außer den Hunden hatten wir einen Papagei, einen Kanarienvogel und Laubfrösche. Es gab reichlich Fliegen, um diese zu füttern, außerdem bekamen sie Mehlwürmer. Mir lag indessen weniger an Tieren, die man nicht in der Hand halten, mit denen man nicht spielen konnte. Im Braunschweigischen nennt man das Streicheln und Liebkosen, das für den geliebten Gegenstand eher unangenehm ist, malkern.

Wissenschaftliches Interesse an der Natur, soweit Kinder das haben können, hatte ich nicht. Mein Bruder hatte eine Schmetterlingssammlung, eine Sammlung von Vogeleiern, eine von Steinen; aber eigentlich wurde das mehr von Anna Schröder oder sonst jemandem von den Erwachsenen betrieben als von uns. Einzig Blumen für das Herbarium zu pressen und einzukleben machte mir Vergnügen, auch das jedoch blieb liegen, nachdem uns Anna Schröder verlassen hatte.

Als ich verheiratet war und ein Kind hatte, setzte ich voraus, daß es dieselben Neigungen wie ich hätte, und ich dachte es zu beglücken zugleich mit mir, indem ich es reichlich mit Tieren umgab. In dem von einem ziemlich großen Stück Land umgebenen Häuschen in Grünwald, das mein Freund Reiff mir geschenkt hatte, konnte ich meiner Leidenschaft ausgiebig frönen. Wir hatten einen

Hund, eine Katze, Hasen, einen Raben. ein Eichhörnchen, einen Papagei. Meine Tochter indessen betrachtete die ihr zugedachten Geschwister mit der fast ablehnenden Kühle, die sie von ihrem italienischen Vater geerbt hatte. Erst allmählich erwärmte sich ihr Herz ein wenig für Tiere, besonders wenn sie ihr traurig oder hilfsbedürftig vorkamen. Das überschwengliche Gefühl, das ich für sie hatte, ließ sie geduldig, aber mit einer leisen kopfschüttelnden Mißbilligung hingehen.

DER HARZ

WENN ICH in Zürich den silbernen Bogen der Berge über den Horizont gespannt sah, wenn ich den mächtigen Häuptern nahe kam und ihren belebenden Anhauch, die strenge Schönheit, empfand, fiel mir zuweilen der Brocken ein, der alte Geisterberg in der Heimat; den Alpen gegenüber nur ein Hügel, und doch wirkte er nicht weniger machtvoll, wenn auch auf andere Art. Weil er den Menschen näher ist als die vereisten Gipfel, die jenseits menschlicher Zeitbegriffe sind, erscheint er uns uralt, von heidnischen Geheimnissen wild umwittert, dämonisch lockend, gefährlich. Das grüne Reich, über das ein greises Haupt sich weithin sichtbar erhebt, rauscht von Wäldern und Bächen; je näher man ihm kommt, desto unwirklicher wird er. Die Vögel verstummen, man hört nur das unaufhörliche Sausen und Pfeifen des Windes. Es mag sein, daß meine Anhänglichkeit an den Harz damit zusammenhängt, daß ich hier zuerst Berge und Wälder erlebte, zum Teil ist sie aber verursacht durch die Eigenart dieses alten Gebirges.

Die Lage des Harzes in der Nähe von Braunschweig machte es natürlich, daß meine Eltern ihn zum Sommeraufenthalt wählten. Im Jahre 1870 entschieden sie sich für Suderode, weil das für die Halberstädter leicht erreichbar war, und mit diesen zusammen zu sein, war für Großmama und Mama sehr anziehend. Ich wurde im Juli dieses Jahres sechs Jahre alt und bekam zum Geburtstag ein Tagebuch geschenkt, das sich erhalten hat. Wir kannten und liebten das »Tagebuch dreier Kinder«, ein unverwelklich hübsches Kinderbuch von A. Stein, und nach diesem Muster sollten wir drei ein Tagebuch führen. Das meinige ist so unbedeutend, wie man es von einem sechsjährigen Kinde irgend erwarten kann,

bemerkenswert höchstens durch monströse Orthographie, man ließ uns nach Gutdünken mit Inhalt und Rechtschreibung wirtschaften. Das erfahre ich daraus, daß die Witterungsverhältnisse damals nicht viel besser waren als heute, denn der Bericht, wie der Regen die Ausflugspläne hintertreibt, wiederholt sich beständig. War der Himmel günstig, so gingen wir nach dem Stubenberg, nach Mensingsmühle, nach Mägdesprung, nach der Lauenburg; nur von dieser, einer [95] dunklen Ruine, ist mir ein Erinnerungsbild geblieben. Überall gab es in großen irdenen Schüsseln, die man Satten nannte, saure Milch, wozu geriebenes Schwarzbrot mit Streuzucker gereicht wurde. Es war süß, weich und glatt und schmeckte wie Ambrosia. Zwei sich gegenüberstehende Felsen, der preußische und der anhaltinische Saalstein, bezeichneten wohl die Grenze zwischen diesen beiden Ländern; sie waren mit jungen Eichen bewachsen, an deren rötlichen Blättern mein Auge sich weidete. Der Krieg, der die Erwachsenen und auch schon meine Geschwister beschäftigte, focht mich wenig an; weit heftiger bewegte mich ein anderes Ereignis, das ich zwar auch vergessen hätte, wenn nicht später zuweilen davon gesprochen worden wäre. Es wurde nämlich eine Aufführung des Märchens Schneeweißchen und Rosenrot veranstaltet. Die größeren Kinder, meine Schwester, mein Bruder und ihre Bekannten, bekamen die Hauptrollen zugeteilt, ich wurde wohl als zu klein eigentlich nicht mitgerechnet; damit ich aber doch nicht geradezu ausgeschlossen wäre, sollte ich das Lämmchen spielen, das belanglos im Hintergrund bleibt. Dagegen bäumte ich mich auf, ich weigerte mich leidenschaftlich, das Lämmchen vorzustellen, und das freundliche Zureden beantwortete ich mit Geheul und Geschrei. Diese Anwandlung von Größenwahn an dem Kinde, dem sich wie von selbst der Beiname »das gute Kind« angehängt hatte, belustigte alle sehr. In meinem Tagebuch erwähne ich die Aufführung, nicht aber den mir augenscheinlich bitteren und peinlichen Zwischenfall mit dem Lämmchen.

Im darauffolgenden Sommer waren wir in Harzburg. Damals war

mein Traumleben schon so, wie man gegen Morgen träumt, wenn die Schleier immer dünner werden und Traum und Wirklichkeit ineinanderzuspielen beginnen; darum ist meine Erinnerung an diesen Aufenthalt ein wenig deutlicher als an Suderode. Harzburg war mir später, als ich größer war, der Inbegriff eines aufgedonnerten, verächtlichen Kurortes; zu jener Zeit gaben wir uns glückselig der Natur hin, ohne die Fremdenindustrie zu beachten. Das leuchtende Bild von den abgeholzten Berghängen, die von Fingerhut so bewachsen waren, daß sie wie mit einem rosenroten Mantel überhangen [96] schienen, hat sich mir unvergeßlich eingeprägt. Dort konnte man auf die Baumstümpfe klettern, dort fand man Erdbeeren in Menge. Was sie ein Erlebnis waren für mich, diese wie ein Kleinod unter Blättern versteckten Früchte in ihrer feuchten Scharlachfarbe! Darüber blaute der Himmel, und im Tale schäumte die Radau, springend und sich überstürzend und unermüdlich Jubeltöne rauschend. Ebenso wie die neue Herrlichkeit mich entzückte, bedrängte mich das Gefährliche, das überall drohte. Da war im Walde unter den Fächern des Farnkraut der unheilvolle Fliegenpilz, auf der Wiese zwischen harmlosen Gräsern die Wolfsmilch mit ihrem weißen, giftigen Safte, in der Ähre neben den wohlschmeckenden Körnern das böse, an dem man sterben mußte. Der Begriff des Giftigen war mir bis dahin unbekannt gewesen und erregte mir ein unklares Grauen. Der gefleckte Pilz, der mit seiner roten Farbe tückisch zu locken schien, die Wolfsmilch mit ihrem seltsamen Namen waren mir unheimliche Geschöpfe, die ich fürchtete und die mich doch zugleich anzogen. Fast noch schlimmer war es, daß in den Höhlen und Klüften des Waldes Räuber hausten, die, wie meine Geschwister mir erzählten, mit Vorliebe auf kleine Kinder lauerten und sie in ihre Schlupfwinkel schleppten. Meine Furchtsamkeit feuerte meine Geschwister nur zu krasseren Vorspiegelungen an, und ich ging ihnen ahnungslos ins Garn. An der Hand meiner Großmama war es wundervoll sicher. Ein bequemer Weg neben einem leise rieselnden Bach, der sogenannte Philosophenweg, wo Mama und Großmama oft spazierengingen,

gab vermutlich Anlaß, daß sie mich das Bächlein nannten, weil ich so neben ihnen her plauderte. Im allgemeinen ließ ich mir von meinen Geschwistern geduldig alles gefallen, doch ich erinnere mich, daß ich einmal meinem mir gegenübersitzenden Bruder, als er nicht aufhörte, mich zu necken, in urplötzlich ausbrechender Wut einen solchen Stoß gab, daß er mitsamt dem Stuhl umflog und auf den Rücken fiel. Wir standen uns trotzdem gut; der Unterschied der Jahre zwischen uns war so gering, daß wir in Spielen zueinander paßten. Mein Bruder besuchte in jenem Harzburger Sommer schon das Gymnasium, während ich überhaupt noch nicht zur Schule ging. für ihn bedeutete also das Ende des Aufenthalts im Harz zu[97]gleich das Ende der Ferien. Als wir wieder nach Hause fuhren, verfiel er in untröstliche Traurigkeit, ich dagegen freute mich auf den Garten und vor allen Dingen auf den daheim gebliebenen Großvater. Wahrscheinlich aus diesem Sommer stammt der folgende Brief meines Bruders an meinen Vater: »Lieber Papa! Dienstag sind Mama, Anna, Lili und Rikarda wiedergekommen. Ich war hin, sie am Bahnhof zu hohlen. Ich sprach eben noch mit Wilhelm Dommes, als sie schon ankamen. Tuter (das bin ich) raste mit fliegenden Haaren voran. Sie raste schreiend mir entgegen, als sie mich auf dem Wall sah. Gröbchen (unser Hund) lief bellend hinter Tuter her. Es ist schon spät. Dein Rudolf.« Meine Großmama, die mir diesen Brief schickte, als ich in Zürich war, hat darunter geschrieben: »Ich sehe dich auch noch so vor mir, ganz der Freude des Wiedersehens hingegeben.«

Dies Briefchen, in dem sich die fast widerwillige Zuneigung eines ernsthaften Bruders zu der leidenschaftlichen jüngeren Schwester so drollig äußert, gab mir den Anstoß zu meinem Roman »Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren«. Daß es sich dabei um mich selbst und meinen Bruder handelte, war mir kaum bewußt, die Erinnerung an den Vorfall war mir ganz entschwunden.

Als ich neun Jahre alt wurde, brachten wir die Sommerferien in Elend zu. Dieser Ort, der keine Bahnverbindung hatte, war damals noch wenig besucht. Es gehörte zu den Belustigungen der Gäste,

daß einmal am Tage, oder einige Male im Laufe der Woche, eine sogenannte Botenfrau kam, durch die man sich mit allerhand nützlichen oder angenehmen Dingen versorgen konnte, wozu im Ort keine Gelegenheit war. Sie hatte unter anderem ein schildförmiges Gebäck zu verkaufen, das halb mit weißen, halb mit rotem Zuckerguß versehen war; im Hinblick darauf begrüßten wir die Botenfrau mit Jubel. Der Inhaber des Gasthofs, den wir bewohnten, ich glaube, es war der einzige, hieß Spohrmann; mein Vater nannte ihn aus irgendeinem Grunde Spohrleder. Er sah aus wie ein Zigeuner, sein Gesicht steht noch deutlich vor mir, während ich so viel, ja das meiste aus jener Zeit vergessen habe. Er hatte oft blutunterlaufene Augen, was wohl damit zusammenhing, daß er ein Trin[98]ker war. Wir Kinder hatten ihn gern, er war immer freundlich gegen uns und immer bereit, unsere Späße zu teilen. Jahre später hat er sich erhängt. In dem Zimmer, wo ich mit meiner Schwester zusammen schlief, hingen als Wandschmuck mehrere Stiche. Der eine stellte einen Auftritt aus Don Carlos vor, nämlich Don Carlos vor der Königin knieend. Darunter stand: »Was darf ich mit mir nehmen? — Die Freundschaft Eurer Mutter.« Das Bild mit der Unterschrift war mir so rätselhaft, daß es mich geradezu beunruhigte. Warum ein solcher Aufwand und eine solche Feierlichkeit zwischen Mutter und Sohn? Übrigens habe ich noch einige Jahre später, als ich den Don Carlos oft las, liebte und bewunderte, Sinn und Zusammenhang nicht hineinbringen können; aber dann störte mich das nicht, es genügte mir, in der Schönheit der Verse zu schwelgen. Nahe beim Gasthof rauschte ein Bach vorüber, der unser Spielplatz wurde. Man konnte von einem der großen Steine, die im Wasser lagen, zum anderen turnen, an einer Stelle bildeten sie sogar eine Insel, wo man hausen konnte. Wir nannten sie meiner Schwester der ältesten, zu Ehren Lilieninsel. Da mein Bruder und ich natürlich auch eigene Inseln haben wollten, kamen die Rudolfinien und die Ricardinien hinzu. Für meinen Bruder und mich war der Reiz dieses Wasserspiels unerschöpflich. Unser häufigster Spaziergang war von Elend nach Schierke.

Meistens lief ich unserer Gesellschaft voraus, um die Tiere, die etwa vorhanden waren, auf die Seite zu tragen, damit sie nicht zertreten würden. Es kamen schwarze und rote Schnecken in Betracht, die mir zwar nicht besonders teuer waren, aber doch vor dem Untergang bewahrt werden sollten. Die schwarzen waren gemein, die roten dagegen selten und insofern interessant; auch glaubte man, daß der Schleim, den sie zurückließen, wenn man sie in ein Glas setze, ein ausgezeichnetes Mittel gegen Brustkrankheiten wäre. Wenn es geregnet hatte, war der feuchte Boden mit winzigen braunen Fröschen besät. Für diese zierlichen Wesen mit den goldenen Augen hatte ich ein zärtliches Gefühl. Am meisten aber liebte ich die Salamander, blank, schwarz, mit den leuchtendgelben Flecken, seltsam abenteuerliche Geschöpfe. Die kleinen befingerten Pfoten, das breite Köpfchen, der klang- und geheimnisvolle Name entzückten [99] mich. Es war mir unmöglich, einen zu sehen und nicht wenigstens eine Strecke weit mitzuschleppen. Damals waren Salamander im Harz nicht selten, später habe ich, wie sehr ich auch nach ihnen suchte, nirgends wieder welche gefunden, außer im Hochgebirge die flinken schwarzen Bergsalamander. Kurz vor Schierke stieß man auf die Schnarcherfelsen, die die himmelhohen Tannen noch um ein Stück überragten. Dies grandiose Monument aus Granit war das Tor zu einer neuen Welt. Um Schierke herum gab es noch mehr solcher aufeinandergetürmten Blöcke, steinerne Dämonen, die vielleicht nachts mit Sturm und Wolken unverständliche Worte tauschten. Zum Brocken hinauf ging es an Urwaldtannen vorüber, die, zum Teil vom Winde umgerissen, übereinanderlagen und moderten. Viele starrten grauweiß in die Luft wie die Gebeine von Tieren. Allmählich wurden sie immer kleiner und verkrüppelter und krochen zuletzt am Boden hin. Auf der Spitze des Brockens lauerten zwischen Gestein und mageren Gräsern Hexenkraut und Hexenbesen. Hier war nicht mehr die Welt der Menschen, sondern die Welt der Elemente. Es ging mir mit ihnen wie mit den Bäumen und Tieren: die Granitfelsen, die Riesen aus Urweltszeiten, die Stürme, die Tannen knickten und mit dem

Bauch auf der moorigen Erde lagen und bliesen und pfiffen, mich kannten sie, mir würden sie nichts zuleide tun. Mein Herz flog in diese Wildnis, die sich überraschend auftat, wie in seine Heimat. Die übrigen Gegenden des Harzes, mochten sie immer schön, romantisch, lieblich sein, betrachtete ich seitdem mit Gleichgültigkeit oder Geringschätzung. Bei Elend begann mein Harz, wohin es mich immer sehnsüchtig zog. Das Gasthaus, das damals die Brockenwanderer aufnahm, war eine Art Blockhaus, wo man sehr einfach beköstigt wurde. An kalten Tagen brannte ein Feuer, wo man sich wärmen konnte und wo die Gäste sich die Abenteuer erzählten, die sie unterwegs bestanden hatten. War man zu spät aufgebrochen, konnte man vom Wege abkommen und vielleicht gar vom Moore verschlungen werden, oder man konnte in Nebel geraten und stundenlang umherirren ohne Weg und Steg. Er war nicht ungefährlich, der alte Heide, und nicht ohne Ehrfurcht und Grauen stiegen die Leute zu ihm hinauf. Das ist ganz anders geworden, seitdem [100] man in der Eisenbahn und im Auto bequem hinaufgelangen kann, seit elegante Räume und entsprechende Bewirtung die Gäste locken. Die Geister sind gewichen; wenn auch der Wind noch über die verstreuten Granitblöcke weht, so ist doch die Stimme der Dämonen nicht mehr darin.

Aus einem der Sommer im Harz besitze ich noch eine Photographie, die meine Eltern zum Andenken an die schöne Zeit machen ließen. Darauf sind mein Vater und meine Mutter, mein Onkel Justus, Anna Schröder und wir drei Kinder, eine glückliche Familie, jung, wanderlustig, in die Ferientage hineinlebend. Nicht ohne Wehmut kann ich jetzt die fröhliche Gruppe betrachten, über der sich unsichtbar schon dunkles Gewölk sammelte.

Unter den Erinnerungsbildern, die mir geblieben sind, ist das folgende: ich sehe einen Wagen, in dem meine Eltern sitzen, im Begriff nach der nächsten Bahnstation und von da nach Braunschweig zu fahren. Von dort wollte mein Vater demnächst nach Brasilien reisen; wir Kinder blieben einstweilen mit Anna Schröder im Harz zurück. In dem Augenblick, als der Wagen sich in

Bewegung setzte, brach mein Vater in Tränen aus und bückte sich auf seine Hände. Das erschreckte mich und brannte sich in mein Gedächtnis ein. Warum dieser Abschied so besonders erschütternd war, verstand ich nicht.

[100]

FRIEDHÖFE

ICH LAS EINMAL EINEN SPRUCH, vielleicht ist es eine Inschrift: Vita humana tragoedia, ultima linea mors. Daß der Mensch mit dem Gefühl und Bewußtsein unauslöschlichen Lebens auf die Welt kommt und sterben muß; auch der Glücklichste ist insofern Held einer Tragödie. Wir wissen, daß diese Berge, diese Fluren, diese regsamen Geschöpfe dasein werden, auch wenn wir nicht mehr sind, wie sie auch vor uns waren; aber im Innersten glauben wir es nicht. Müßte nicht der Himmel einstürzen, wenn ich, dies einzige Ich, nicht mehr wäre? Und doch sind wir nur Staub, den der Wind verweht. Sieht man ab von diesem Urverhängnis des Daseins, auch dann gibt es wenige. [101] die nicht am Ende zu beklagen haben, was sie taten oder was sie unterließen, was sie zerstörten, wie sie irrten. Wer konnte alle seine Hoffnungen mit Erfüllung krönen? Wer läßt nicht unvollendete Entwürfe zurück? Wie viel schlimmer noch, wenn keine Hoffnungen mehr gehegt und keine Entwürfe mehr gefaßt werden, wenn die Kräfte versiegen, wenn das Herz leer wird und aller Schmelz des Lebens abfällt, wenn man freudlose Tage gelangweilt oder gar mit Ekel an sich vorübergehen läßt! Es gibt wohl Begnadete, die ein sanfter Pfeil der Artemis, wie Homer sagt, aus der Fülle des Lebens hinwegnimmt, ohne daß sie ihn spüren, solche, die gesättigt und in Frieden mit Gott und den Menschen hingehen; die meisten müssen den bitteren Kelch der Enttäuschung und des Verzichts zuvor trinken.

Der erste, der uns auf immer verließ, war mein Großvater, und er ist gewiß mit einem Gottes Willen sich gern ergebenden Herzen gestorben. Im Jahre 1876 starb er siebzigjährig, an der Wassersucht. Obgleich ich meinen Großvater so sehr, ja leidenschaftlich liebte

und obgleich ich damals schon zwölf Jahre alt war, ist mir von seinem Kranksein und Sterben nichts in Erinnerung geblieben als das Bild, wie wir alle an seinem Bett standen und wie meine Mama sich ihrem Mann an die Brust warf, indem sie schluchzend rief: »Mein lieber Vater ist nicht mehr!« Ob ich erschüttert war, weiß ich nicht, ich glaube, ich dachte, mit siebzig Jahren müsse man sterben, weil das im Psalm stand, das sei unabänderlich. Da das Rätsel der Vergänglichkeit mich so oft und so qualvoll bedrängt hat, sollte man meinen, zum ersten Male den Tod zu erleben, und den Tod eines sehr geliebten Menschen, habe einen tiefen Eindruck auf mich gemacht; aber ich glaube, daß ich damals noch verhüllten Auges an diesem Abgrund vorbeiging. Allerdings machte ich Gedichte, die sich auf meinen Großvater bezogen, und es begann bald die Periode, wo ich schwermütig wurde und mich in mich selbst zurückzog; doch war, soweit ich mich erinnere, mehr eine dumpfe Traurigkeit und Bitterkeit in mir, als daß ich bestimmten Gedankengängen gefolgt wäre. Ich war nicht mehr das Bächlein, das plaudernd neben der Großmama und der Mama einherlief.

[102] Mein Großvater wurde auf dem Brüdernkirchhof, der vor dem Hohen Tore liegt, beerdigt. Eine Ecke dieses Friedhofs war von einem dichten Gewirr von Efeu überwuchert, unter dem alte, eingefallene Gräber sich befanden, für die niemand mehr Sorge trug. Dort war das Grab meines Urgroßvaters Hähn. Man konnte damals noch, wenn man die Stelle ungefähr kannte, den verwitterten Stein freimachen und die fast erloschene Inschrift lesen. Jetzt ist vermutlich dieser verwilderte Winkel aufgeräumt.

Ein Jahr vor dem Tode meines Großvaters fand der finanzielle Zusammenbruch meines Onkels Eduard statt, ein für uns verhängnisvolles Ereignis. Je mehr die Erfindungen meines Onkels mißglückten oder wenigstens sich als unausnützbar erwiesen, desto hitziger war er beflissen, durch einen großen Erfolg das verlorene Vermögen wieder einzubringen. Mit dem Erbsmehl glaubte er eines glücklichen Ergebnisses sicher zu sein. Aus einer Mischung von Erbsmehl und Fleischextrakt wollte er feste Würfel herstellen, die

zur Ernährung der Soldaten im Kriege dienen sollten. Überall herrschte nach dem Kriege von 1870 Interesse für derartiges, die Erfindung schien einem Bedürfnis entgegenzukommen. Daneben spielte das Kraftfutter eine Rolle, das zur Ernährung der Pferde bestimmt war und für das sich verschiedene dafür zuständige Stellen einsetzten; ein Sohn meines Onkels, der sich damit abgegeben hat, urteilt jedoch selbst, der Gedanke sei nicht ausführbar gewesen. Wegen des Erbsmehls stand Onkel Eduard mit der bayerischen Regierung in Verbindung, der bayerische General von der Tann empfahl es in einem Schreiben, das die Kinder meines Onkels aufbewahrt haben. Trotzdem kam es nicht zu einem Vertrage, woran nach der Ansicht meiner Vettern mein Vater schuld sein soll. Den Vermögensverfall meines unglücklichen Onkels sahen seine Brüder schon seit geraumer Zeit mit größter Sorge, besonders mein Vater und Onkel Ferdinand waren als Inhaber des Geschäfts in Brasilien an der verhängnisvollen Entwicklung interessiert, da das Geschäft für die Schulden ihres Bruders, der noch Teilhaber war, aufzukommen hatte. Auch mein Onkel William hatte in der Hoffnung, das Unglück aufzuhalten, einen beträchtlichen Teil seines Vermögens an die Unternehmungen [103] seines Bruders gewagt. Es sollen schreckliche Auftritte zwischen den Brüdern stattgefunden haben. Ich nehme an, daß die Absicht meines Vaters wie auch seiner Brüder William und Ferdinand war, Onkel Eduard von dem Wege, den er eingeschlagen hatte, abzubringen. Mein Vater setzte durch, daß er an Stelle Onkel Eduards wegen des Erbsmehls nach München reiste, vollzog aber den ersehnten Vertrag nicht; er soll gewisse Bedingungen, die die bayerischen Behörden stellten, unannehmbar gefunden haben. Die Söhne meines Onkels sind der Meinung, ihr Vater würde den Abschluß des Vertrages erreicht und sich damit gerettet haben. Ich war damals noch zu jung, als daß mir von diesen Vorgängen etwas mitgeteilt worden wäre; wenn ich auch oft von Erbsmehl und Blutmehl sprechen hörte, so blieb mir doch der eigentliche Zusammenhang fremd. Alle diese Dinge erzähle ich nicht aus eigener Erinnerung, sondern nach dem, was ich später in

unserem Hause davon hörte, hauptsächlich aber nach den Aufzeichnungen meiner Vettern. Nach dem Scheitern dieser Hoffnung erfolgte im Jahre 1875 der Zusammenbruch. In seiner Verzweiflung reiste mein Onkel nach Caprera zu Garibaldi, dessen Fürsprache, wie er hoffte, die italienische Regierung bewegen würde, einen Versuch mit dem Kraftfutter zu machen. Garibaldi erinnerte sich, bei einem der Söhne meines Onkels Pate gewesen zu sein, nahm ihn freundlich auf, weigerte sich aber, bei der italienischen Regierung, der er zürnte, Schritte zu tun. So ging mein Onkel dann aufs Geratewohl nach Rom, um sein Gesuch beim Kriegsminister anzubringen. Es dauerte lange, bis er vorgelassen wurde. Während dieser Zeit dachte er darüber nach, wie die unausgenützten Wasserkräfte von Tivoli verwertet werden könnten. Endlich konnte er dem Kriegsminister sein Anliegen vortragen und wurde von ihm an die Fleischkonservenfabrik in Bologna gewiesen mit dem Auftrage, größere Mengen seines Kraftfutters herzustellen. Mein Onkel glaubte alles gewonnen, begab sich nach Bologna und ließ seine Frau mit etwa der Hälfte seiner Kinder dorthin kommen. Sie bezogen die oberhalb der Stadt gelegene Villa Barozzi, die einem Bildhauer dieses Namens gehörte; es war ein schönes geräumiges Gebäude in herrlicher Lage, wo mein Onkel noch einmal sein Leben in dem [104] großen freien Stil entfalten konnte, wie er es auf dem Zuckerberge geführt hatte. Es gab einen Flügel, an dem meine Tante singen konnte, italienische Freunde wurden gewonnen, die während des Sommers in der Nähe der Villa wohnten. Eine Erkältungskrankheit einer meiner Cousinen, bei der sie eine Medizin bekam, die aus Tannenharz bestand, brachte meinen Onkel auf den Gedanken, eine Lungenheilanstalt zu gründen, wo die Leidenden beständig in harzhaltiger Luft lebten. Diese Luft sollte durch in Wasser gelegte Tannenzweige erzeugt werden. Als ihm ein brasilianischer Freund die Mittel zur Verfügung stellte, um diesen Gedanken in Tirol in kleinen Verhältnissen auszuführen, überwechselte er mit der Familie nach Brixen; die Sache mit dem Kraftfutter war im Sande verlaufen. Bevor noch ein

Haus gefunden war, wo die geplante Heilanstalt eröffnet werden könnte, wurde von militärischer Seite wieder auf das Kraftfutter hingewiesen und dadurch der Eifer meines Onkels für dies Unternehmen neu belebt. Wirklich brachte er es dazu, daß an einem Gestüt in Wolfsberg in Kärnten Versuche damit gemacht werden sollten. Voll Hoffnung reiste mein Onkel nach Wolfsberg und stieg dort im Hotel ab. Nach dem Bericht der Wirtin kam er gesund und frisch an, kehrte aber nach einem ersten Besuch des Gestütes krank ins Gasthaus zurück. Als eine seiner Töchter, durch ein Telegramm gerufen, so schnell wie möglich nach Kärnten reiste, fand sie ihn nicht mehr am Leben. Die Wirtin erzählte, sie habe ihn am Abend mit lauter Stimme beten gehört : »Lieber Gott, laß mich nur noch drei Jahre leben, damit ich für meine Familie sorgen kann.« Das schließt den Gedanken an einen Selbstmord aus. Es war im Dezember 1879.

Furchtbar muß der arme Mann in den letzten Jahren seines Lebens gelitten haben, um so mehr als er alle Seelenqualen ohne Beistand durchkämpfen mußte. Seine Frau scheint kein Interesse für seine Erfindungen und Unternehmungen gehabt zu haben, mißbilligte sie vielleicht sogar im Herzen; jedenfalls war es in unserer Schicht selbstverständlich, daß die Männer ihre Frauen mit den Sorgen ihres Berufslebens verschonten, wie sie sie auch meistens von ihren Interessen ausschlossen. Sicherlich nahm sich mein Onkel der Frau und den Kindern gegen[105]über zusammen und zeigte ihnen gute Laune und Zuversicht. Dabei kam ihm wohl seine Fähigkeit zugute, an die Luftschlösser zu glauben, die er sich immer wieder aufbaute. Ich nehme an, daß er wieder in dem von ihm begründeten Geschäft in Brasilien hätte arbeiten oder mit Hilfe von Freunden drüben etwas Neues hätte anfangen können; dazu aber war er wohl zu sehr an ein unabhängiges, unbeschränktes, herrenmäßiges Leben gewöhnt. Ein Anflug von Größenwahn mag mitgespielt haben. Höchst achtungswert verhielten sich die dreizehn Kinder meines Onkels, die an so sehr bequeme und vor anderen ausgezeichnete Verhältnisse gewöhnt und nun auf die Güte anderer

Menschen und auf strenge Arbeit angewiesen waren. Die Jungen mußten Berufe erlernen, die sie in den Stand setzten, bald zu verdienen. Mein Vetter Willy, eine schöne Erscheinung mit englischem Gesichtsschnitt, wurde Schauspieler. Als solcher leistete er nichts Hervorragendes, aber sein vorteilhaftes Äußere wirkte für ihn, und seine Liebenswürdigkeit und Gutherzigkeit machten ihn überall beliebt. Er heiratete später eine Schauspielerin, mit der er in sehr glücklicher Ehe lebte. Kinder sind aus ihr nicht hervorgegangen. Keins von den dreizehn Kindern meines Onkels hat, soviel ich weiß, seinen Hang zu Erfindungen geerbt. Einen von den Söhnen, er hieß Arthur, nahm ein Vetter Banks in Hamburg zu sich und ließ ihn zusammen mit seinen eigenen Söhnen erziehen sowie auch erben. So war denn einer wenigstens wieder im Besitz eines namhaften Vermögens. Darin war er seinem und meinem Großvater ähnlich; daß er sofort seine Geschwister reichlich daran teilnehmen ließ, wodurch es bald stark vermindert wurde. Wie dem auch sei, sie haben die Prüfung ihrer Jugend gut bestanden.

Schwere, verhängnisvolle Folgen hatte der Zusammenbruch meines Onkels für meinen Vater und meinen Onkel Ferdinand. Das Geschäft in Porto Alegre hielt dem Schlage kaum stand. Den Angestellten konnten zunächst ihre Einkünfte nicht ausgezahlt werden, wodurch mein Vater in eine demütigende Abhängigkeit von ihnen geriet, die ihn sehr drückte. Von den Einzelheiten kann ich nichts sagen, da in meiner Gegenwart von diesen Dingen möglichst wenig gesprochen wurde, nur soviel weiß ich, daß die verschiedenen Herren, die führende [106] Stellen im Geschäft hatten, die Opfer, die sie anfangs gebracht haben mögen, nicht zu bereuen hatten; denn sie zogen sich später als sehr vermögende Leute zurück, während mein Vater aus den Sorgen und Mühen sich nicht herausarbeiten konnte. In der Zeit, als der Zusammenbruch meines Onkels erfolgte, war ich elf Jahre alt; so erklärt es sich, daß das Bild meines Vaters in meiner Erinnerung von Schatten der Schwermut verdunkelt ist. In die Jahre, wo er von ernstlichen Sorgen frei war, reicht mein Gedächtnis nur bruchstückweise zurück. Nicht daß er

nicht oft sehr fröhlich und immer liebevoll gegen uns gewesen wäre; aber der Druck, der auf ihm lastete, machte sich doch bemerkbar. Der Glanz unseres Hauses begann zu erlöschen, wenn auch der Zuschnitt im wesentlichen sich gleich blieb und nichts von Enge oder Kleinlichkeit eindrang. Wir hatten immer noch zwei Mädchen. Meine Großmama und meine Mama waren für ihre Person sehr anspruchslos, meine Mama kleidete sich mit einer für die jetzigen Ansprüche unbegreiflichen Einfachheit, meine Großmama, die immer in Schwarz ging, trug meistens abgelegte Kleider meiner Mama; aber meine Großmutter hielt auf eine gewisse Ordnung in dem Sinne, daß zum Beispiel das Schadhafte gleich wieder instand gesetzt wurde, daß nichts vernachlässigt wurde, eine angemessene Form bewahrt blieb. Ich glaube, sie reizte meinen Vater zuweilen dadurch, daß sie sagte, für gewisse notwendige Dinge müsse das Geld eben dasein. Was sie konnte, tat sie dazu, von der ihr zustehenden Pension hat sie sicherlich kaum etwas für sich selbst gebraucht. Gesellschaften wurden nicht mehr gegeben, schon weil es die Gesundheit meiner Mama nicht mehr erlaubte, nur daß etwa die Freundinnen meiner Mama sie besuchten, und die uns nahestehenden Verwandten und die Freunde von uns Kindern gingen ein und aus. Als wir erwachsen waren, verkehrten viele junge Leute bei uns, wir hatten einen Leseabend, wo Dramen mit verteilten Rollen gelesen wurden. Man hatte wohl immer den Eindruck von einem unbekümmerten Leben aus der Fülle heraus.

Meine Mutter war seit meiner Geburt, wie ich erzählt habe, sehr zart, wurde behutsam gepflegt und verwöhnt; sie lebte wie eine schöne Blume zwischen uns, helles heiteres Licht ausstrah[107]lend, von allen geliebt, ohne zu säen und zu ernten. Blieben ihr Arbeit und Mühe erspart, so war sie doch nicht ohne Leiden. Wenn sie Migräne hatte, war das Leiden ihrem marmorblassen Gesicht so eingegraben, daß es weh tat, sie zu sehen. Abgesehen davon, daß die Sorgen meines Vaters auch sie belasteten, denn wie hätte ihr der Zusammenbruch meines Vaters verborgen bleiben können,

verursachte ihr auch mein Bruder schweren Kummer. Die Schüler der höheren Gymnasialklassen pflegten heimlich Kneipen zu besuchen und dort zu rauchen und zu trinken. Für meinen Bruder war das besonders gefährlich, weil er einen schwachen Magen hatte und wenig vertragen konnte. Es gab allerlei unangenehme Vorfälle, und schließlich wurde er, als noch ein unbotmäßiges Verhalten gegen einen Lehrer dazukam, relegiert. Das war in aller Augen eine Schande und ein Unglück. Mein Vater war damals in Brasilien, meine arme, sonst so sehr geschonte Mama ging zum Vorsteher des Gymnasiums und zum Klassenlehrer, um für ihren Sohn zu bitten, aber es war vergeblich. Mein Bruder wurde in das Gymnasium von Helmstedt gegeben, wo er sich sehr unglücklich fühlte und vollends allen Halt verlor. Es waren tiefschmerzliche Eindrücke und eine ununterbrochene Sorge für meine Mutter und für uns alle. Mein Bruder litt gewiß selbst darunter, daß er das Herz meiner Mutter so sehr betrübte, und wenn er allein gewesen wäre, hätte er sich wohl zusammennehmen können; aber unmöglich war es ihm, der Verführung der Kameraden zu widerstehen, ihnen gegenüber etwa gar als der Tugendhafte zu erscheinen. Wenn mein Vater zu Hause war, redete er meinem Bruder ins Gewissen. Da er für gewöhnlich fröhlich und herzlich mit uns sprach, erschraken wir schon, wenn er einen ernsten Ton anschlug, und sicherlich wußte er meinen Bruder mit dem Bewußtsein seiner Schuld zu durchdringen; aber es hätte seiner ständigen Anwesenheit und einer anhaltenden Strenge bedurft, um das aufzuwiegen, was von außen her und in meinem Bruder selbst dagegen wirkte.

Wenn mein Vater jetzt nach Brasilien reiste, wo ihn schwierige und drückende Verhältnisse erwarteten, so war das ein traurigeres Ereignis als früher. Ohnehin war die Reise damals gefährlicher und langwieriger als jetzt. Von Hamburg bis Rio de [108] Janeiro dauerte es ungefähr vier Wochen. Die Ankunft in Südamerika pflegte mein Vater in einem Telegramm zu melden, das aus einem einzigen verabredeten Wort, meistens war es Bahia, bestand.

Für den Abwesenden wurden einmal stereoskope Bilder von

verschiedenen Räumen unseres Hauses hergestellt. In Mamas Zimmer saß sie selbst im Schaukelstuhl, ihr gegenüber die Cousine Anna Wieter. Im Saal sitzt Mama am Flügel, Anna Schröder und meine Geschwister stehen hinter ihr, ich lehne am Flügel, den Triangel in der Hand, den ich bei der Aufführung der Haydnschen Kindersymphonie gespielt hatte, Großmama sitzt in einem Sessel und hört zu. Das hübscheste Bild war im Zimmer meines Vaters aufgenommen: da sitzen mein Großvater, meine Mama und mein Onkel Justus beim Whist oder l'Hombre, neben ihnen steht Onkel Mootz, ein Hausfreund, der immer da war und immer willkommen war, ein verunglückter Student der Theologie; er starb, bevor ich ein deutliches Bild von ihm in mein Gedächtnis hätte aufnehmen können.

Die letzten Tage vor der Abreise meines Vaters waren immer sehr drückend. Einmal sprach meine Großmutter darüber, daß schwere Zeiten sein müßten, weil sie die Kräfte der Seele steigerten, die sich bemühe, das ihr Aufgegebene zu tragen; sie wüchsen im Unglück, während sie bei einem gleichmäßigen, sorgenlosen Ablauf der Tage Gefahr liefen zu ermatten. Ich erinnere mich der Stelle, wo meine Großmutter stand, als sie dies zu uns sagte, so tief empfand ich ihre Worte. Weil mein Vater sich vor dem Abschied fürchtete, besonders das letzte Mal vor dem Tode meiner Mutter, verließ er das Haus früh am Morgen, als wir alle noch zu Bett lagen. Er hatte einen späteren Zug als Zeitpunkt seiner Abreise genannt; aber als wir die Gartentür gehen hörten, es war noch dunkel, wußten wir, daß er fortgegangen war. Das muß im Jahre 1882 gewesen sein.

In den Mai des folgenden Jahres fiel die silberne Hochzeit meiner Eltern. Da mein Vater abwesend war, wurde sie nur im engsten Familienkreise gefeiert; das eigentliche Fest sollte stattfinden, wenn mein Vater wieder da wäre. Meine Mama war damals vierzig Jahre alt und schon Großmutter: mein Neffe Roderich war im Jahre 1880 geboren. Wir waren an die Emp[109]findlichkeit des körperlichen Zustandes unserer Mutter so gewöhnt, daß wir nicht gewahr wurden, wie sie immer schwächer

wurde, oder wenigstens keine beängstigenden Forderungen daraus zogen. Mein Vater und meine Großmutter mögen es mit Sorge bemerkt haben. Es kam vor, daß sie abends, wenn wir wie gewöhnlich um den runden Tisch saßen, plötzlich einschlief. Wenn sie aufwachte, pflegte sie sich sofort mit irgendeinem Wort, ob es paßte oder nicht, in das inzwischen fortgesetzte Gespräch zu mischen, wodurch sie oft allgemeine Heiterkeit hervorrief. Ihr Gang bekam etwas Unsicheres. Eines Abends im August, als wir, Großmama, Mama, mein Bruder und ich, noch am Eßtisch saßen — meine Schwester, seit vier Jahren verheiratet, wohnte anderswo —, sagte meine Großmutter, indem sie sich besorgt an Mama wendete: »Fehlt dir etwas?« Vielleicht war sie stiller als sonst und sah blasser aus als sonst. »Nein«, sagte Mama, »mir fehlt nichts, aber ich langweile mich so.« Über diese Beschwerde mußten wir lachen, wir neckten Mama damit, und es wurde ein besonders lustiger Abend. Die Fenster standen offen, es war sehr warm und dunkel. Meine Großmama war mit uns, meinem Bruder und mir, zufrieden, weil wir, wie sie sagte, mit den Gesprächsgegenständen wie Windhunde mit einem Ball spielten. Am anderen Morgen konnte Mama nicht aufstehen. Wir dachten zuerst, sie hätte die Migräne, die sich von Zeit zu Zeit einstellte; aber bald zeigte sich, daß es weit ernster war. Die Langeweile, die sie empfunden hatte, war augenscheinlich die Folge vollkommener Blutleere gewesen. Um diese Zeit kam ein Telegramm meines Vater, das seine Ankunft in Bordeaux meldete; er war nun in den nächsten Tagen zu erwarten. Wir hofften, meine Mama möchte leben, bis er käme; denn das Ende war nah. Die gute alte Böttcher kam zur Pflege, meine Großmutter war beständig am Bett ihres geliebtesten Kindes. Sie lag zuletzt bleich und still da, ihre Gedanken beschäftigten sich mit meinem Vater; wenn die Tür ging, fragte sie, ob er es sei. Einmal beugte ich mich über sie und fragte leise, wie sie sich fühle. Sie sagte nichts, sah mich nur mit einem schauerlichen Blick an, der aus der Tiefe des Grabes zu kommen schien. Meine arme Mama, unsere jüngste Schwester! Mitten in der Nacht schickten wir nach unserem Freund [110] und

Nachbarn, Dr. Rossmann; er stellte traurig fest, daß der Tod eingetreten sei.

Unsere nächste Sorge war, zu ermöglichen, daß mein Vater, der sehr bald ankommen mußte, die Tote noch sehen könne. Da es sehr heiß war, wurde beschlossen, ihren Körper durch einen Prosektor ausnehmen zu lassen, damit er sich einige Tage länger erhielte. An dem Tage, als das geschah, verließen wir alle das Haus. Es wurde bei dieser Gelegenheit festgestellt, daß alle Organe vollständig blutleer waren. Durch die telegraphischen Benachrichtigungen meines Vaters wußten wir, wann er in Köln eintreffen würde. Wir fanden es notwendig, daß jemand von uns ihm bis dahin entgegenreiste, um ihn vorzubereiten. Daß meine Mama sehr krank war, war ihm schon depeschiert worden. Da meine Schwester nicht in der Lage war zu reisen, ergab es sich fast von selbst, daß mein Schwager und ich gingen. Furchtbar zu denken, daß diese qualvollen Stunden durch eine unselige, verderbliche Leidenschaft, die damals im Entstehen war, für uns zugleich zu einem Glück wurden. War ich es, die diese Stunden des Grauens und des Entzückens durchlebte? Lebhaft erinnere ich mich des schreckhaften Augenblicks, als der Zug im Morgengrauen in Köln einfuhr und die Türme des Doms groß und streng aus dem Dunst aufstiegen. Zu sagen brauchten wir nichts, mein schwarzes Kleid war beredt. Kaum ein Wort sprach mein Vater unterwegs. In Hannover kamen uns andere Verwandte entgegen, ich glaube, es waren mein Bruder und mein Onkel Hans, der ältere Bruder meiner Mutter. Auf der steinernen Treppe, die von der Haustür in den Garten führte, stand meine Großmutter, uns erwartend. Mein Vater stürzte vor ihr auf die Knie und sagte schluchzend: »Meine Schuld! Meine Schuld!« Ich weiß nicht, was er damit meinte, denn er konnte es sich nicht als Schuld anrechnen, daß er meine Mama geheiratet und daß sie ihm Kinder geboren hatte. Ich hatte das peinliche Gefühl, daß das Pathetische dieses Auftritts meiner Großmama nicht angenehm war, falls es so war, ließ sie nichts davon merken; sie tat, was sie konnte, um beruhigend auf meinen

Vater zu wirken. Sie selbst ertrug den Verlust ihres Kindes, das sie niemals betrübt hatte, dessen Seele eins mit ihrer Seele war, ohne Klage und ohne Bitterkeit. Wie [111] immer sorgte sie für das Haus und für uns alle. Es war etwas Verklärtes um sie her. Die Tote sah jung und lieblich aus, den Kopf etwas zur Seite geneigt wie eine Blume. Wir glaubten, daß ihr Anblick meinem Vater wohltun werde; allein er ließ sich nicht bewegen, sie zu sehen. Der Sarg stand in dem großen Zimmer im Erdgeschoß, das früher mein Großvater bewohnt hatte; ich sah wie aus einer weiten Ferne die vielen schwarzgekleideten Menschen zu beiden Seiten des Sarges stehen. Pastor Eggeling hielt eine schöne Ansprache.

Mama wurde auf dem Brüdernkirchhof begraben, nicht weit von dem Grabe ihres Vaters. Auf dem steinernen Kreuz, das den Hügel bezeichnete, stand nur ihr Vorname »Mimi«; so wollte es mein Vater. Neben ihr wurde eine Stelle für ihn frei gelassen. Zu Häupten des Grabes wurde ein junges Bäumchen gepflanzt, ich glaube, es war eine Blutbuche, und der ganze Platz wurde mit einem eisernen Gitter umgeben. Auf der freien Stelle stand eine Bank, dort saß ich oft gegen Abend, bis die Dämmerung kam und es mir unheimlich wurde.

Mein Vater überlebte meine Mutter nur um vier Jahre. Als er nach ihrem Tode zum ersten Mal wieder in Brasilien war, benützte ich seine Abwesenheit, um nach Zürich zu gehen und mich dort auf das Studium vorzubereiten; denn die Verhältnisse hatten durch meine Schuld einen so unheilvollen Charakter bekommen, daß ich einsah, ich mußte Braunschweig verlassen. Wäre mein Vater zu Hause gewesen, würde er mich nicht haben fortziehen lassen, mindestens das Studium nicht gelitten haben. Nicht nur war es damals etwas Unerhörtes, daß ein Mädchen die Universität besuchte, er hätte es überhaupt für durchaus unzulässig gehalten, daß eine seiner Töchter einen Beruf ergriffe. So reiste ich denn am letzten Tage des Jahres 1886 nach Zürich ab. In den ersten Monaten des folgenden Jahres kam mein Vater zurück. Mich nicht zu finden muß für ihn sehr schwer gewesen sein; denn er liebte mich, und ich

war für ihn der Sonnenschein seines Hauses. Mir bangte vor dem Augenblick, wo er kommen würde, um mich zurückzuholen, denn das war unzweifelhaft seine Absicht; da kam die telegraphische Nachricht, daß er in Hamburg erkrankt sei und daß ich sofort dorthin reisen solle. Quälende Gedanken bewegten [112] mich auf der langen Fahrt. Es wäre natürlich gewesen, wenn ich einzig von der Angst um sein Leben und von dem Wunsch erfüllt gewesen wäre, er möge uns erhalten bleiben; aber so war es nicht. Mich ängstigte ebenso die Vorstellung, daß er mich mit traurigem Vorwurf empfangen werde, daß ich nicht umhinkönnen würde, Zürich, wo ich schon heimisch geworden war, zu verlassen, um bei ihm zu bleiben, vielleicht sogar ihn nach Brasilien zu begleiten. Am Bahnhof in Hamburg empfing mich mein Bruder, ich las sofort in seinem Gesicht, daß unser Vater nicht mehr lebte. Er war an einer Venenentzündung gestorben. Mein Vater hatte die Eigenheit, daß er, wenn er etwa einen Schnupfen hatte, sich für schwer krank hielt und dem Tode nah glaubte, womit er oft geneckt wurde; aber da er nun ernstlich krank war, beachtete er die Vorschriften des Arztes nicht, die ihn vielleicht hätten retten können. Er war, im Jahre 1830 geboren, damals 57 Jahre alt. Es war dafür gesorgt, daß ich ihn sehen konnte, bevor der Sarg geschlossen wurde, in dem er nach Braunschweig überführt werden sollte. Er sah ganz unentstellt aus, jünger, als ich ihn in Erinnerung hatte; in seinem schönen und edlen, stillen Gesicht lag mehr Vorwurf, als der Lebende hätte aussprechen können. In dem Zuge, mit dem wir gegen Abend abreisten, war auch der Sarg. Am Bahnhof waren mehrere Freunde meines Vaters aus Brasilien, um uns ihre Teilnahme auszusprechen. Auf irgendeiner Station mitten in der Nacht trennten wir uns: ich fuhr nach Zürich, mein Bruder nach Braunschweig. Auf einer der nächsten Stationen, wo wir mehrere Minuten Aufenthalt hatten, ging ein Schaffner durch die Wagen und rief meinen Namen aus. Mein Schwager war da, um mich einen Augenblick zu sehen und zu sprechen. Dann fuhr ich weiter in die Nacht hinein.

In der Bibel meiner Großmutter, die sie mir hinterlassen hat,

finde ich von ihrer zierlichen Hand eingetragen: »Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich's stückweise, dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin.

Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

Corinther 13.

[113] Text der Leichenpredigt am Sarge meines entschlafenen Schwiegersohns Richard Huch. 24. Juni 1887.«

Sehr traurig war das Ende meines Onkels Ferdinand. Sein ältester Sohn, Matz genannt, wurde Seemann und ist verschollen. Das war, während die Familie noch in Braunschweig lebte. Alle Kinder zog es nach Brasilien, das sie als ihre Heimat betrachteten, und nach dem Tode meiner Tante, die etwa 1877 starb, gingen sie hinüber und blieben dort, mit Ausnahme meiner Cousine Etta, die einen deutschen Arzt heiratete. Der schöne Hans war in Rio de Janeiro an einer Fabrik angestellt, in welcher Funktion, ob als Direktor oder Beamter, weiß ich nicht und verunglückte bei einer Kesselexplosion. Der jüngere Sohn, Nené genannt, starb als Student in Rio de Janeiro am gelben Fieber. Der jüngste, das frühere Neneéchen, wuchs bei seiner Schwester, meiner Cousine Toni, auf, die nach dem Tode ihres ersten Mannes, einen Dänen namens Ebbesen, einen reichen Brasilianer heiratete. Sie hatte keine Kinder. Nach Jahren, als ich in München lebte, hat sie mich mit ihrem Manne einmal besucht. Er war viel älter als sie und machte einen guten, sehr vornehmen Eindruck, was man allerdings leichter tut, wenn man schweigt; er sprach kein Wort Deutsch, ich hatte mein bißchen Portugiesisch vergessen. Wie ich kürzlich hörte, lebt meine Cousine Toni noch in Porto Alegre und sieht noch immer stattlich und elegant aus.

Onkel Ferdinand war in den Zusammenbruch seines Bruders Eduard hineingezogen. Wie seine Beziehung zu dem Geschäft in Porto Alegre eigentlich war, weiß ich nicht, jedenfalls gestaltete

sich seine finanzielle Lage so unglücklich, daß er von seinen Töchtern abhängig wurde. Es scheint, daß sie ihm diese traurige Lage nicht erleichterten, so daß er das Gefühl hatte, ihnen lästig zu sein, und sich das Leben nahm. So wenigstens hörte ich. Obwohl ich meinen Onkel nur wenig kannte, hatte mir seine schöne männliche Erscheinung, sein einfaches, anspruchsloses, aber würdiges Auftreten immer einen höchst sympathischen Eindruck gemacht, und ich konnte nie ohne tiefes Mitgefühl an sein Ende denken. Es gibt wohl kaum etwas Schmerzlicheres, Bitteres, als wenn Eltern sich bewußt werden müssen, daß sie ihren Kindern eine unerwünschte Last bedeuten. Kindern, die [114] ihnen selbst eine so schwere und so gern getragene Last waren. Auch mein Onkel William hatte größere Vermögensverluste erfahren, und wenn diese auch nicht die unmittelbare Ursache seines Todes waren, so standen sie doch damit in Verbindung. Er litt in den letzten Jahren sehr unter Schlaflosigkeit, die seine Arbeitskraft beeinträchtigte, so daß er fürchtete, es könne dahin kommen, daß er das Vermögen, das seine Kinder erben sollten, verzehrte, anstatt es zu vermehren. Mit diesen Vorstellungen hatte eine etwaige Lieblosigkeit seiner Kinder nichts zu tun, die mit wärmster Liebe und Verehrung an ihm hingen. Ohne einen Schatten von Unzufriedenheit hatten die Kinder aus seiner ersten Ehe die sechs kleinen Geschwister aus der zweiten begrüßt, ohne daran zu denken, wie sehr ihre Ansprüche an ihn durch sie verkürzt wurden. Es bestand immer das innigste Verhältnis zwischen den Geschwistern aus beiden Ehen, wobei die aus der ersten eine beinah elterliche Stellung einnahmen. Die Kinder aus der zweiten Ehe waren damals noch klein, und die Sorge meines Onkels bezog sich hauptsächlich auf sie. Begreiflicherweise wollte er seine noch junge Frau und ihre Kinder so stellen, daß sie nach seinem Tode weiterleben konnten, wie sie es gewohnt waren. Eine krankhafte Nervosität mag dazu beigetragen haben, daß er seinem Leben ein Ende machte. Irgend etwas von den zerstörerischen Kräften ihres Vaters ist wohl auf alle seine Kinder übergegangen.

Nach dem Tode meines Vaters waren wir doch nicht elternlos, denn sie lebte ja, unsere Großmutter, der unsere Kindesliebe, das erste Gefühl vertrauensvollen Sichanschmiegens sich besonders zugewendet hatte, die uns behütet und erzogen hatte, die vor allem uns die Heimat verkörperte. Was meine Großmama durch den Verlust ihrer Tochter gelitten hat, konnte ich erst später ganz nachfühlen, als ich selbst eine besaß; denn so schwach ist der Mensch, daß ihm das Erleben auch der Nächststehenden fernbleibt, wenn er nicht ähnliches durchgemacht hat. Dennoch, wie hart sie auch getroffen war, stand ihr ein noch schwererer Schlag bevor, der ihren jüngsten Sohn betraf. Justus, das Sorgenkind, den sie zärtlich liebte und der diese Liebe ebenso erwiderte, heiratete eine der Töchter meines Onkels William, Agnes, deren ältere Schwester, Anna, seinen [115] älteren Bruder, Onkel Hans, geheiratet hatte. Großmama war mit der Wahl ihres Sohnes unzufrieden — vielleicht nur wie Mütter die Wahl ihrer Söhne immer mißbilligen —, aber sie fügte sich der Tatsache, wenn auch, wer sie gut kannte, ihr ein innerliches Widerstreben gegen die Schwiegertochter immer anmerken konnte.

Insofern hatte sie vielleicht recht, als Agnes einen günstigen Einfluß auf das berufliche Verhalten ihres Mannes nicht hatte; wahrscheinlich hatte sie überhaupt keinen Einblick in seine Geschäfte und strebte nicht danach. Sie bezogen ein Haus in unserer unmittelbaren Nachbarschaft, so daß ein lebhafter Verkehr mit uns fortbestehen konnte. Aus diesem Grunde, um seiner Mutter nah zu sein, hatte Justus sicher diese Wohnung genommen. Jeden Morgen, bevor er in sein Geschäft ging, kam er an Großmamas Bett und sagte ihr guten Morgen. Agnes sprach fast täglich bei uns vor. Sie war sehr tüchtig, gründlich in allem, was sie unternahm, ein sehr ehrenwerter Charakter. Die ablehnende Haltung ihrer Schwiegermutter empfand sie, aber sie gab sich trotzdem Mühe, ihre Pflicht als Tochter zu erfüllen. Eine Enttäuschung war es, daß aus der Ehe keine Kinder hervorgingen; später mußte man dankbar dafür sein; denn daß das Dasein von Kindern meinen Onkel

geändert und dadurch seine Verhältnisse verbessert hätte, ist nicht anzunehmen.

Was es nun mit diesen geschäftlichen Verhältnissen eigentlich auf sich hatte, woran es lag, daß er immer wieder in Schwierigkeiten geriet, kann ich nicht sagen. Er selbst verschleierte wohl seine Lage allen Angehörigen. Ich wußte, daß mein Vater mit einer beträchtlichen Summe für seine Schulden aufgekommen war, das war nun vorbei und vergessen; für mich war Justus der liebe, fröhliche, witzige, zu jedem Spiel und Scherz bereite Kamerad. Da nach dem Tode meiner Mutter die Stimmung in unserem Hause verdunkelt war, fiel es nicht so auf, wie es sonst wohl der Fall gewesen wäre, daß er zuweilen gedrückt schien. Hätte mein Vater noch gelebt, würde er sich diesem anvertraut haben; da mein Vater tot war, gestand er endlich seine furchtbare Lage meinem Schwager. Dieser hatte bereits sein erstes selbstverdientes und zurückgelegtes Geld, es waren 10 000 M., ihm geopfert und konnte nichts mehr tun; aber [116] es wäre mit Geld auch nicht mehr zu helfen gewesen: Der Unglückliche hatte in seiner Bedrängnis sich geschäftlich irgend etwas zuschulden kommen lassen, was ihn ins Gefängnis gebracht hätte, wenn es bekanntgeworden wäre. Mein Schwager machte ihm klar, daß es für ihn keinen Ausweg gebe, als nach Amerika zu gehen, wozu er ihm die Mittel verschaffen würde, oder denn sich das Leben zu nehmen. Justus wählte das letztere; aber er hatte nicht die Kraft, mein Schwager mußte ihm, eine schreckliche Aufgabe, dabei behilflich sein. Nachdem mein Schwager ihm Gift besorgt hatte, wurde verabredet, daß mein Schwager ihn zu einer bestimmten Stunde besuchen und ihn tot finden sollte. Es mag sein, daß das Gift Veronal war, so daß der Familie der Tod als unglücklicher Zufall dargestellt werden konnte. An dem festgelegten Tage fand mein Schwager den unglücklichen Menschen in einer jammervollen Verfassung: er hatte das Gift genommen, aber es hatte den Tod nicht herbeigeführt. Er mußte sich nun erschießen, wie sehr ihn auch davor graute. Zur gewohnten Stunde kam er an Großmamas Bett und sagte ihr guten Morgen. Er zögerte ein wenig,

ehe er sie verließ, aber doch nicht so, daß es ihr aufgefallen wäre und sie beunruhigt hätte. Dann ging er zum Pawelschen Holz, einem Wäldchen vor der Stadt, um dort zu sterben. Eine Weile ging er am Rande des Gehölzes auf und ab, ohne den Entschluß fassen zu können; dann kam das Ende.

Mein Schwager behauptete mir gegenüber, Justus sei nicht so bemitleidenswert, wie ich meinte: er habe sich nie gescheut, große Opfer anzunehmen, sich nie bemüht, andere Wege einzuschlagen, habe, als die Katastrophe hereinbrach, nie an das gedacht, was er den Seinigen zufügte, sondern nur an sich und sein Unglück. Er habe sich gefühllos gegen andere, feige für sich selbst erwiesen. Trotzdem habe ich ihn aufs tiefste bemitleidet und kann auch jetzt nicht ohne Mitleid an das furchtbare Ende dieses liebenswürdigen Menschen denken. Unter der leichten und heiteren Hülle wird er das Bewußtsein seiner Haltlosigkeit und unentrinnbaren Unglücks mit sich herumgetragen haben. Verstehen kann ich nicht, wie jemand, dem es an Erziehung und gutem Beispiel nicht gefehlt hat, offenen Auges in solchen Sumpf geraten kann; aber was weiß man von den [117] Anlagen, die einem Menschen angeboren sind und ihn ins Verderben ziehn? Er muß die Folgen tragen, trägt er aber so schwer an ihnen, ist er dadurch für mich entsühnt. Ich bin überzeugt, daß er meinem Schwager, der ihm nicht liebevoll, sondern streng begegnete, nicht sein wahres Gesicht zeigte, das Gesicht eines ratlosen, verzweifelten Kindes. Ein religiöser Mensch, der meinem Onkel geraten hätte, zu leben und die Strafe auf sich zu nehmen, war nicht da; meinem Schwager ist das wohl gar nicht in den Sinn gekommen, und ich zweifle auch, ob mein Onkel einen solchen Rat verstanden und befolgt hätte.

Meine Großmutter glaubte sicherlich, daß Gott ihren unglücklichen Sohn in sein grenzenloses Erbarmen aufgenommen habe und daß er in seiner allmächtigen Hand sicherer sei als auf Erden. In diesem Glauben ertrug sie das Schwerste, das plötzlich über sie kam. Vielleicht war sie nicht ganz unvorbereitet davon getroffen, vielleicht hatte sie, als er zum letzten Mal vor ihrem Bett

stand und ihr guten Morgen sagte, den Abschied in seinen Augen gelesen, den er nicht aussprach. Sie klagte nicht und erstarrte auch nicht. Sie ging auf Dornen, wie wenn es Rosen wären, ihren sanft schwebenden Gang. Je älter sie wurde, desto zarter und lieblicher war sie anzusehen. Als ich sie von Zürich aus in den Sommerferien besuchte, erschien sie mir so fein und klein, daß ich fürchtete, als ich auf sie losstürzte, um sie zu umarmen, ich würde sie zerbrechen oder doch umwerfen. Ihr liebevolles Lächeln, ihre anmutvolle Rede waren unverändert. Sie wohnte damals, da unser Haus nach meines Vaters Tode verkauft war, bei ihrem ältesten Sohne, meinem Onkel Hans. Dessen robuste Natur, sein frisches, zugreifendes Wesen taten ihr wohl. Er hatte eine originelle, verständnisvolle Art, mit ihr umzugehen. An der Innigkeit seines Gefühls für sie war nicht zu zweifeln, aber er gab sich ihr nie lange hin, sondern bewegte sich gern im tätigen Leben, wie der Tag es erforderte. Dabei war er nicht nüchtern, sein Humor, seine Herzlichkeit und Herzhaftigkeit gaben seinem Dasein einen farbigen Hintergrund. Seine Frau lebte nicht mehr. Ein erschwerender Umstand war, daß Großmama zu den sechs Kindern meines Onkels kein rechtes Verhältnis gewinnen konnte. Sie waren ihre Enkel wie wir, aber sie liebte sie nicht wie uns. Das ist insofern be[118]greiflich, als sie uns von klein auf gekannt, uns erzogen hatte; aber sie kam ihnen auch nicht mit gutem Willen entgegen. Unzweifelhaft hatte sie Vorurteile. Sie verhielt sich ablehnend gegen Menschen, die sich in der sinnlichen Welt wohl fühlten und darüber hinaus nichts wollten, die keine geistige Kultur hatten. Meinen Vetter Hans, der sehr klug, nachdenklich und sinnvoll war, ließ sie gelten, ihn hatte sie lieb, den vier Mädchen wurde sie nicht gerecht. Sie waren allerliebste, reizvolle Geschöpfe, blühend, lebensvoll, tüchtig, die sich zu prächtigen, in Arbeit und menschlichen Beziehungen reich quellenden Frauen entfaltet haben. Meine Großmama hielt sie für äußerlich und oberflächlich und wenn nicht gerade gefühllos, doch für gefühlsroh, unverfeinert im Seelenleben. Mir tat das leid, weil ich meine Cousinen lieb hatte, und ich bemühte mich, meiner

Großmama die Augen für die ungewöhnlichen Reize und Vorzüge ihrer Hähnschen Enkelinnen zu öffnen. Es war nicht leicht, weil die vier Schwestern sich bereits gegen die ihnen ungerecht und lieblos Erscheinende verschlossen hatten, schließlich hatte ich aber doch einen recht befriedigenden Erfolg.

Ich glaube nicht, daß meine Großmama den Hähnschen Kindern aus ihrem Mangel an Religiosität einen Vorwurf machte. Sie dachte, wenn ich ihre Einstellung richtig beurteile, Frömmigkeit in den Herzen der Menschen zu erwecken, sie mit Glauben zu begnaden, sei Gottes Sache; wenigstens sagte sie zuweilen zu mir: »Gott wird dich zu finden wissen — Gott wird dich schon zu sich ziehen.« Allerdings konnte sie voraussetzen, daß die Religion, daß das göttliche Geheimnis für mich etwas Hohes und Wesentliches war, für die Hähnschen Kinder dagegen eine fremde Welt, eine Ebene außerhalb ihres Gesichtskreises, die sie nichts anging.

Mich band an Großmama ein unzerreißbares Band. Ich schrieb ihr ungefähr jede Woche einmal, zuweilen auch häufiger, viele Jahre hindurch. Sie hat alle diese Briefe vor ihrem Tode verbrannt, ich weiß nicht, aus welchem Grunde. Es tut mir leid, weil ich mein Leben in der Schweiz und später in Triest daraus wieder hätte aufbauen können, denn ich erzählte ihr alles, wovon ich glaubte, es könne ihr Freude machen oder sie interessieren. Auch ich erhielt von ihr mindestens jede Woche einen Brief. [119] In München, im Jahre 1900, erhielt ich zum ersten Mal Briefe von ihr, die sie nicht selbst geschrieben, sondern diktiert hatte. Das war mir sehr wehmütig, und es wurde mir immer schwer, die Worte, die nicht von ihrer zierlichen Schrift geprägt waren, als die ihrigen aufzufassen. Ein großer Schmerz war es mir, daß Großmama, sich auf eine kleine Photographie beziehend, die ich ihr geschickt hatte, mein Kind nicht schön fand. Denn das war nun einmal eine ihrer Eigentümlichkeiten, daß sie, die Fromme, so großen Wert auf Schönheit legte. Und gab es ein schöneres Kind als meins? Ich wußte, daß sie meinen Mann und meine Tochter lieben würde, ja daß sie von ihnen entzückt sein würde, und konnte sie ihr nicht

zeigen. Ich habe die beiden Geliebtesten nie zu ihr führen, nie ihre freundlichen blauen Augen beglückt auf ihnen ruhen sehen können.

Obwohl Großmama bald neunzig Jahre alt sein würde, dachte ich nicht daran, daß ich sie verlieren könnte. Sie war immer dagewesen und würde immer dasein. Es deutete auch in ihren Briefen nichts darauf hin. Ich hörte, daß sie viel schlief, nicht den ganzen Tag aufblieb, daß aber, wenn sie in der Familie oder im geselligen Kreise erschien, ihre Liebenswürdigkeit, ihr anregendes Gespräch, der Zauber ihres Wesens unverändert waren. Eines Abends, als ich mit Busi in Grünwald war, kam Manno, wie er häufig tat, zu Rad aus der Stadt. Busi lag schon zu Bett und schlief, wir saßen im selben Zimmer. Unter den Briefen, die Manno mir mitbrachte, die inzwischen für mich angekommen waren, befand sich einer aus Braunschweig, von Großmama, dachte ich. Der Brief war von meiner Cousine, die mir mitteilte, daß Großmama gestorben sei. Ich las nicht weiter, die Tränen stürzten mir aus den Augen. Während Manno mich zu trösten versuchte, wachte Busi auf, und da sie mich noch nie hatte weinen sehn, erschrak sie und brach ihrerseits in leidenschaftliches Weinen aus. Sie war nicht zu beruhigen, bis ich meine Tränen verschluckt hatte und ihr ein fröhliches Gesicht zeigen konnte. Nach einer Weile schlief sie wieder ein. Ich hatte den Ausbruch meines Schmerzes gewaltsam abgeschnitten, und es war nun vorbei damit. Später habe ich nie den Namen meiner Großmutter erwähnen hören oder durch irgend etwas an sie erinnert werden können, ohne daß ich weinen [120] mußte, und ich glaube, das kam daher, daß ich mich damals nicht ausgeweint hatte. Einmal, vielleicht zehn Jahre nach Großmamas Tode, wollte mir meine Nichte Mimi, die Tochter meiner Schwester, einen schwedischen Tanz zeigen, den sie gesehen hatte, und machte zu dem Zweck einige Schritte und Bewegungen. Plötzlich war es mir, als sähe ich Großmama. Obgleich meine Nichte ein junges Mädchen war und ich Großmama nur als alte Frau im Gedächtnis hatte, war die Ähnlichkeit außerordentlich. Mir war, als hätte ich einen Schlag aufs Herz bekommen, als müßte ich weinen und

würde nie mehr aufhören können zu weinen. Nach dem Bericht meiner Cousine war Großmama kurze Zeit infolge einer Erkältung krank gewesen. Als der Arzt kam, sagte sie zu ihm, sie sei nicht krank, sie habe sich nur über Hauptmanns »Versunkene Glocke« aufgeregt, die sie gelesen hätte. In welchem Sinne sie sich darüber aufgeregt hatte, weiß ich nicht. Einige Tage darauf starb sie.

Ungefähr dreiundzwanzig Jahre, nachdem ich Braunschweig verlassen hatte, war ich wieder dort und besuchte den Brüdernkirchhof. Den Weg zum Grabe meiner Mutter kannte ich doch so gut; warum fand ich es nicht? Wo war das Bäumchen, an dem ich es von weitem zu erkennen pflegte? Endlich begriff ich es: aus dem Bäumchen war ein großer, schattender Baum geworden, und an der Stelle, wo die Bank stand, auf der ich so oft gesessen hatte, war das Grab meines Vaters. Der Name Mimi auf dem Kreuz war fast erloschen. Auch als ich an das Grab meines Großvaters trat, sah ich eine Veränderung: dicht daneben war das Grab meiner Großmutter. Das war selbstverständlich, merkwürdig war nur, daß es mich überraschte, daß ich es nicht erwartet hatte. Das Herz zog sich mir zusammen — es war — als sei nun erst bewiesen, daß ich sie verloren hatte, daß ich sie nie mehr sehen würde. Sie war der gute Geist unseres Hauses. Sie wachte und betete für uns. Ich liebe sie heute mit derselben zärtlichen Liebe wie als Kind.

BRAUNSCHWEIG IN MEINER KINDERZEIT

WENN ICH von unserem Hause, Hohetorpromenade 11, zur Schule ging, kam ich nach ein paar hundert Schritten zu Oppenheimers Ecke. Das war ein schönes, breitausladendes Haus, vor dem sich ein sehr gepflegter Garten mit bunten, nach der Jahreszeit wechselnd bepflanzten Beeten ausbreitete. Der Besitzer des Grundstücks, Herr Oppenheimer, war ein großer, hagerer alter Herr, dessen blaue Augen, wenn man ihm begegnete, mit etwas starrem Blick auf einem ruhten. Seine Frau war eher klein und dick und trug ihr weißes Haar in sorgfältig geordneten Puffen. Oppenheimers waren sehr geachtet; man wußte, daß ihre Wohltätigkeit sich nicht nur auf ihre Glaubensgenossen bezog. Hier an dieser Ecke führte die Sonnenstraße in die Stadt. Auf der rechten Seite, Oppenheimers gegenüber, trug eine unscheinbare Pforte das Schild des Dr. Proël, von dessen Söhnen der eine, Bruno, ein Kamerad meines Bruders war. Weiterhin kam der Laden unseres Bäckers, des Herrn Reddehase, dessen kleines rothaariges Söhnchen, ich glaube es hieß Fritz, sich zuweilen eins der knusprigen Brötchen vom Ladentisch mauste. Da die Verkäuferin ihm seinen Raub abzujagen pflegte, kam der Schelm auf einen rettenden Einfall: er ergriff zwei Semmeln, biß schnell in jede hinein und lief damit davon. Die Morgensemmeln hießen damals Franzbröte. Die Morichsche Schule, die ich besuchte, lag, wenn ich nicht irre, in der Steinstraße, zu der man, bevor man zum Altstadtmarkt kam, abbog. In der Neuen Straße und der Schuhstraße waren die meisten von den Geschäften, wo wir unsere Einkäufe machten. Deutlich sehe ich Herrn Meyer, unseren Schuhmacher, vor mir, wie er mit liebenswürdiger Dienstfertigkeit alles versprach und mit unbefangener

Selbstverständlichkeit nichts hielt. Umsonst beschwor man ihn, einen festen, wenn auch noch so späten Termin für die Ablieferung seiner Ware zu setzen und innezuhalten, er blieb bei seiner Methode. Alle scherzhaften und ernsthaften Vorwürfe und Anspielungen, Bitten und Drohungen beantwortete er mit unerschütterlicher Freundlichkeit [122] und dem Versprechen, in kürzester Zeit die Stiefel fertigzustellen, die er soeben angemessen hatte. Man ließ sich damals sowohl Schuhe wie Handschuhe nach Maß anfertigen, fertig gekaufte Bekleidungsstücke zu tragen galt für unfein. Es war jedesmal eine aufregende Sache, wenn die Stiefel fertig waren und angepaßt wurden. Herr Meyer fand immer, daß sie ausgezeichnet saßen, wie man selbst auch darüber denken mochte. Er hatte dünnes, strohfarbenes Haar, das glatt pomadisiert war, und ein scharfgeschnittenes, von lästigen Falten durchzogenes Gesicht. Es gab viel Ärger und Enttäuschungen im Verkehr mit Herrn Meyer, aber zu einem anderen Schuhmacher zu gehen kam für uns nicht in Frage. Stoffe und Kleider bezog man von den Brüder Witting, von denen es drei, einander ziemlich ähnliche, gab. Einer von ihnen war immer im Laden, sah nach dem Rechten und bediente die bevorzugten Kunden selbst. Anziehender war für mich das Geschäft des Herrn Nehrkorn, wo es kunstgewerbliche Gegenstände gab. Obwohl das Kunstgewerbe damals auf sehr niedriger Stufe stand, da nach dem Verfall des Biedermeier noch kein neuer Stil gefunden war, konnte Herr Nehrkorn doch zuweilen sehr geschmackvolle Gegenstände ausstellen, Bilderrahmen, Kassetten, Uhren, die es mir antaten. Ich besitze noch ein Poesiealbum aus schwarzem Leder, auf dem mit zarten Farben ein Kranz gemalt ist, das ich lange im Schaufenster bewundert hatte, bevor ich es geschenkt bekam. Dieser Laden hatte für mich den Reiz eines morgenländischen Gewölbes, aus dessen Dunkel verborgene Schätze hervorquellen. In der Neuen Straße war die Musikalienhandlung von Julius Bauer. Herr Bauer war in Aussehen und Haltung ein Gentleman, und man fühlte sich ihm unwillkürlich zu Dank verpflichtet, wenn er einem Noten verkaufte, Das Spielzeuggeschäft von Kahle, Vor der Burg,

hatte, solange ich Kind war, die für mich wichtigsten Auslagen, besonders vor Weihnachten. Ich spielte nicht mit Puppen, sondern mit Tieren; diese liebte ich leidenschaftlich, und sie nahmen einen breiten Platz in meinen Gedanken ein. Wir hatten auch lebendige Tiere: Katzen, Hunde, Vögel, Frösche, die ich liebte; das hinderte nicht, daß auch die künstlichen zu meinem Glück gehörten. Teddybären kannte man damals noch nicht; die Tiere [123] waren meistens aus Pappmaché und standen auf Brettern. Von meinem Pferdchen mit braunem Fell konnte ich mich nicht trennen, als ich erwachsen war, und nahm es mit nach Zürich, wo ich studieren wollte. Eine so lebhafte Freude habe ich als Kind kaum empfunden wie über einen Elefanten. Ein paar Tage vor Weihnachten entdeckte ich auf einem Schrank im Zimmer meiner Großmutter ein Paket, aus dem ein weißer Zahn hervorstieß, und ich erriet, daß das der Elefant war, den ich mir ungestüm gewünscht hatte. Die Vorfreude vervielfachte mein Glück; eine Überraschung am Weihnachtsabend hätte sich in der allgemeinen Festseligkeit verloren, während die Gewißheit des erfüllten Wunsches mich in eine dauernd gehobene Stimmung versetzte.

Großen Reiz hatte für mich der kleine dunkle Laden des Buchbinders Adolf Kreye, Hintern Brüdern. Herr Kreye war ein alter Mann im grauen Schlafrock und warmer Mütze. Was er verkaufte, war bunt und verlockend: Schreibhefte, Federkästen, Federhalter und Bleistifte. Die modernen Schulkinder kommen mir bedauernswert vor mit ihren lustlosen blauen Schreibheften. Wir konnten verschiedenartig schöne benutzen, glänzendweiße mit Blau und Gold verziert, farbige mit Bildern deutscher Helden, wie Teil, Winkelried, Luther, Karl der Große. Federhalter gab es in Ebenholz, in Perlmutter, geschnitzt und bemalt, Federkästen aus Leder oder aus Holz und allerliebste Federbüchschen. Mit meinem Handwerkszeug trieb ich Aufwand.

Die Lebensmittelgeschäfte, die in Braunschweig außerordentlich ergiebig waren, interessierten mich nicht so wie heute, ausgenommen die Konditoreien. Am Kohlmarkt gab es einen

Konditor, dessen Namen ich vergessen habe, obwohl ich ihn noch vor mir sehe, klein und bucklig, mit einem scharfen Zwergengesicht, wie Verwachsene es oft haben, immer ganz in Weiß. Da gab es Mazarinen, Mohrenköpfe und Windbeutel. Den köstlichen Zucker oder Butterkuchen, der sich, je nach Wunsch, über den ganzen Tisch erstreckte, bezog man vom Bäcker Freytag auf dem Bohlweg. Bei Gustav Wagner auf dem Hagenmarkt wurde Weihnachten das Marzipan gekauft. Wir Kinder durften uns unser Lieblingsessen in Marzipan [124] wünschen, das dort täuschend hergestellt wurde; mein Bruder und ich wünschten uns Zwetschen und Klöße.

Alles, was aus der Konditorei Wagner kam, war vom Nimbus klassischer Vollendung umgeben.

Buchhandlungen gab es zwei: Friedrich Wagner am Bohlweg, der, wenn ich nicht irre, der Bruder von Gustav war, und Kallmeyer, Vor der Burg. Friedrich Wagner pflegte einige Wochen vor Weihnachten ein großes Paket mit Kinderbüchern zu schicken, die wir betrachten durften, um unsere Wünsche danach einzurichten. Die Abende, wo wir an einem großen runden Tisch saßen und in den Büchern blätterten, die prickelnd nach frischem Druck rochen, waren voll harmonischer Stimmung. Einmal war unter den Büchern eine Indianergeschichte mit dem Titel Isolina. Auf dem Umschlag war die Heldin abgebildet im Sombrero und losem Umhang, jünglingshaft neben einem gestürzten Pferde stehend. Das Buch, das ich auf meinen glühenden Wunsch hin geschenkt bekam, ist mir leider verlorengegangen. Fast noch lieber wurde mir der Elfenreigen von Villamaria, der damals wie fast alle Kinderbücher sehr hübsch illustriert war. Die späteren Ausgaben sind den ersten in dieser Beziehung nicht von ferne gleichgekommen.

Eine Leihbibliothek führten zwei ältliche Schwestern, von denen viele Anekdoten umliefen. Neugierig und gesprächig, wie sie waren, und durch die zahlreiche Kundschaft von allem, was in der Stadt wirklich oder vermutlich vorging, unterrichtet, stellten sie eine Art

Auskunftei vor. Einmal handelte es sich um eine Verlobung oder Entlobung oder Scheidung, kurz um eine Angelegenheit, die nach dem Wunsche der Beteiligten noch geheim bleiben sollte, und eine Dame, die unbedachterweise soeben davon gesprochen hatte, kehrte in den Laden zurück mit der Bitte, die Sache einstweilen zu verschweigen. »Ach«, rief das Fräulein bedauernd, »meine Schwester is nu grade mit los!« Da Leihbibliotheksbücher bei uns nicht gelesen wurden, habe ich die betriebsamen Schwestern nicht gekannt.

Neben den gekauften Büchern lieferte den Lesestoff die sogenannte Mappe, eine Auswahl an Zeitschriften, die der Abonnent nach Belieben bestimmte und die jede Woche gewechselt wurde. Der Sonnabendabend, an dem die Mappe kam, [125] erhielt dadurch einen festlichen Anstrich. Die ganze Familie suchte sich dann gegenseitig im Erwischen der beliebten Hefte zuvorzukommen. Es gab bei uns die Leipziger Illustrierte, Über Land und Meer, Illustrated London News, Gartenlaube, Daheim, Das Neue Blatt, Fliegende Blätter, Punch, Kladderadatsch, Westermanns Monatshefte, Grenzboten und einige andere Blätter mehr wissenschaftlichen Charakters, die uns Kinder nicht interessierten. Die Gartenlaube brachte die Romane der Marlitt, die auch von gebildeten Männern mit Anteil gelesen wurden, das Neue Blatt Hintertreppenromane, die wie mit Fäusten bunt und wild hingekleckst waren. Wir Kinder stürzten uns auf die Fliegenden Blätter, die zuweilen ein Oberländer schmückte. Als ich etwas älter wurde, las ich gern die Blätter für literarische Unterhaltung, in denen Paul Lindau irgendeinem Dichterling mit der Waffe des Witzes zu Leibe ging und in denen zuweilen Gedichte standen, die ich abschrieb. Die Holzschnitte in den Illustrierten Heften waren im allgemeinen durchaus minderwertig. Diese Kunst hatte in den sechziger Jahren ihre letzten Ausläufer und starb dann ganz ab.

Nicht weit von uns war das Atelier des Photographen Emil Schultz, der uns Kinder durch das Vorhalten von interessanten Gegenständen, hauptsächlich einer ausgestopften Taube, in Staunen

setzte und dadurch das erforderliche Stillhalten auf natürliche Art bewirkte. Da das Liebhaberphotographieren noch nicht üblich war, wurden namentlich die Kinder häufig aufgenommen. Die Bilder waren nicht so kunstvoll hergestellt wie jetzt, wo durch Licht- und Schattenverteilung so außerordentliche Ergebnisse erzielt werden; aber durch ihre schlichte Unmittelbarkeit und Aufrichtigkeit sind sie sehr anziehend.

Ebenso wie mit dem Photographen bestand mit unserem Zahnarzt Dr. Niemeyer ein fast familiäres Verhältnis. Dr. Niemeyer war ein sehr gebildeter und sympathischer Mann, konnte aber, wie schonend und rücksichtsvoll er auch seine Patienten behandelte, nicht verhindern, daß das Zahnziehen eine Folter war, vor der auch der Tapfere erbleichte. Man erzählte von einem jungen Mädchen, das sich im letzten Augenblick aus dem Fenster stürzte, den Tod vorziehend. Nur durch Chloro[126]form und später durch Lachgas konnte der Schmerz ausgeschaltet werden; aber nur in besonderen Fällen wandten die Zahnärzte das an. Ich war, glaube ich, zwölf Jahre alt, als mir ein Backenzahn gezogen wurde. Man sagte mir, es sei nur ein kleiner Ruck, der ein wenig weh tue, und ich setzte mich vertrauensvoll und sorglos zu der Prozedur hin. Die Enttäuschung war schauderhaft und unvergeßlich. Mein Vater hatte mit Dr. Niemeyer die Verabredung getroffen, daß er, wenn es notwendig würde, an dem Tage, wo er Mut gefaßt hätte, kommen und auf den Zahn deuten werde, und daß Dr. Niemeyer dann, ohne noch ein Wort zu sagen, sofort zur Zange greifen und ziehen solle. An dem hübsch gelegenen Hause, wo Dr. Niemeyer seine Praxis ausübte, ging ich nie ohne Grauen vorüber, obwohl ich ihn persönlich sehr gern leiden mochte. Nach seinem allzu frühen Tode war der später sehr angesehene Dr. Walkhoff sein Nachfolger.

Die allgemeine Gesundheit lag in den Händen des Hausarztes, der von Zeit zu Zeit kam und sich von uns Kindern die Zunge zeigen ließ. Unser Hausarzt, Dr. Rossmann, war zugleich Freund der Familie; sein Haus lag neben dem unsrigen, und unsere Gärten waren durch eine Pforte in der Hecke verbunden. Da es noch keinen

Sport gab, sorgten für unsere körperliche Ausbildung die Turngeräte, die mein Vater im Garten hatte herrichten lassen, Reck, Barren und Rundlauf, außerdem ein Turnlehrer, der allerlei Übungen mit uns vornahm.

Mein Vergnügen war neben der Schaukel der Rundlauf, den man allerdings erst zu vieren zu voller Auswirkung bringen konnte. Das ungestüme Laufen, das allmählich in Fliegen überging, war eine unbeschreibliche Wonne. Das Schlittschuhlaufen fand auf einer überschwemmten Wiese statt; die Jugend trieb es mit Leidenschaft und brachte es nicht selten zu großer Kunstfertigkeit.

Ich bin auf dem Wege über die Bücher weit vom Handel und Wandel abgekommen und kehre noch einmal dahin zurück. Zweimal im Jahre fand die seit dem Mittelalter bestehende Messe statt, wo es für Kenner besondere Gelegenheit zu Einkäufen gab. Die Buden füllten den Altstadtmarkt und erstreckten sich darüber hinaus. Das Übergewicht hatten die Honig[127]kuchenbuden, wo es auch Reglise, Zuckerstangen, Lakritzen und sonst allerlei volkstümliche Leckereien gab. Jetzt würde man die kleinen buntbemalten Spanschachteln schätzen, die dazu da waren, den Kleinen, die aus irgendeinem Grund zu Hause bleiben mußten, mitgebracht zu werden, und die man kaum beachtete. Sie enthielten winzige Plätzchen und bunte Zucker- und Schokoladenkugeln. Wie wenig verbreitet und ausgebildet die photographischen Betriebe waren, beweist das große Ansehen, das ein Stand hatte, wo man Photographien kaufen konnte. Er wurde mit Sehnsucht erwartet und mit Freuden begrüßt. Man konnte dort die Bilder von berühmten Persönlichkeiten kaufen, zuweilen auch Wiedergaben klassischer Bilder, wie etwa der Sixtinischen Madonna, die man nur als Stiche kannte. Antiquitäten an Möbeln, Schmuck und Büchern wie auf der Münchner Dult gab es auf der Braunschweiger Messe nicht. Karussells und derartige Vergnügungen gab es, ob gleichzeitig mit der Messe oder zu einem anderen Zeitpunkt, erinnere ich mich nicht, auf dem Tummelplatz, der später Siegesplatz genannt wurde. Außerhalb der Stadt wurde ein Volksfest gefeiert, dessen Namen,

die Masch, ich nicht deuten kann. Es hatte für uns Kinder insofern Interesse, als es zur Masch Eierkränze gab, ein sehr wohlschmeckendes, luftiges Gebäck. Reizvoll wie die Messe war, erreichte sie doch nicht den unvergleichlichen Zauber des Christmarktes. Die Zwetschenkerle, die Lämmchen mit den steifen Holzbeinen, die durch die Abenddämmerung und über den bleichen Schnee hin schimmernden kleinen Lichter, die alten, verhüllten Riesentürme an Sankt Martini, das vereinigte sich zu einem märchenhaften Bilde. Von den vielen Tannen, die an die Kirchenmauer angelehnt waren, ging ein würziger ahnungsvoller Geruch aus.

Christbaumschmuck, wie man ihn nun schon seit fünfzig Jahren hat, kannte man in meiner frühesten Kindheit noch nicht. Wir Kinder bereiteten ihn selbst unter der Leitung unserer Erzieherin, und das hatte den Vorteil, daß durch die Vorbereitungsarbeit die Vorfreude erhöht wurde. Die Nachmittage und Abende, wo wir aus Gold- und Silberpapier Ketten und Netze herstellten, waren voll festlicher, friedlicher Stimmung. [128] Die Netze bekamen durch hineingelegte Marzipankartoffeln Form. Nüsse wurden durch Schaumgold vergoldet; es lag in dünnen Blättern zwischen grauem Fließpapier und hatte für mich etwas Morgenländisches, eine Spur aus Tausendundeiner Nacht. Zuckerwerk, Blumen und Tiere darstellend, wurde mit Fäden umwunden, um angehängt werden zu können. Die Kerzenhalter waren plump, wie es auch die Papierketten waren: aber das beeinträchtigte nicht den Eindruck, den der Weihnachtsbaum machte, der Gast aus dem Walde, wie meine Großmutter ihn nannte.

Den das Hochgefühl der Festzeit noch einmal aufnehmende Silvesterabend liebten wir fast ebenso wie Weihnachten. Die Großen widmeten sich uns in allerlei gemeinsamen Spielen, es gab Karpfen, Punsch und Prilleken, es wurde Blei gegossen, und eine erwartungsvolle, geheimnisvolle Stimmung herrschte, als ob die Mitternachtsglocken den Anbruch eines goldenen Zeitalters zu verkünden hätten. Kurz ehe es zwölf schlagen mußte, stellten wir

uns auf die Stühle, um, wie es hieß, ins neue Jahr zu springen. Mit dem ersten, gespannt erwarteten Glockenschlag sprangen wir von den Stühlen und wünschten uns gegenseitig ein glückliches Jahr

Nach langen Wintermonaten wie schön war Ostern! In meiner Erinnerung war es immer voll Veilchenduft und Frühlingswonne. Am Grünen Donnerstag gab es Spinat mit Spiegeleiern; es mußte ein grünes Gemüse sein, eigentlich aus neun Kräutern bestehend und Neggenscheene genannt. Außerdem wurde eine bestimmte Art von Brezeln gegessen, die es nur an diesem Tage gab. Der Karfreitag war ein dunkler Tag zwischen den Freudentagen, ein eigentlicher Trauertag, so wurde es wenigstens nach der Gewohnheit meiner Großeltern bei uns gehalten. Wir trugen an diesem Tage schwarze Kleider, es durfte nicht Klavier gespielt werden, man verhielt sich überhaupt still. Am Sonntag wurden im Garten Eier versteckt und gesucht. Es waren zum Teil natürliche, bunt gefärbte Eier, zum Teil Eier aus Zucker oder Schokolade ungefähr in der Größe wirklicher Eier, nicht riesenmäßig und pomphaft aufgedonnert, wie das später Mode wurde.

Himmelfahrt, in die Höhe des Frühlings fallend, mit Blüten[129]überfluß geschmückt, war wie Pfingsten ein Fest der Natur und des Wanderns. Es war Sitte, daß in der Frühe des Himmelfahrtstages die Dienstmädchen auf den Nußberg gingen, so daß sie zum Frühstück wieder im Hause waren. Am Pfingstsonntag wurden die Pfingstochsen, ausgewählt schöne Tiere, die Hörner mit Kränzen umwunden, um die Stadt geführt; wenigstens kamen sie an unserem Hause vorüber.

Wollte man die Natur genießen, so waren diejenigen, die keinen Garten und nicht Wagen und Pferde hatten, auf Fußwanderungen angewiesen. Als ich klein war, gab es überhaupt keine öffentlichen Verkehrsmittel, und die Pferdewagen, die dann aufkamen, funktionierten durchaus nicht befriedigend. Ich erinnere mich eines viel gesungenen Spottliedes mit dem Kehrreim: hat ausgesetzt, hat ausgesetzt! Ich wundere mich, wenn ich mir jetzt den damaligen städtischen Verkehr ausmale, daß meine Großmutter, seit ich

denken kann, nicht mehr ausging, weil es ihr in der Stadt zu lärmend war. Nur selten einmal besuchte sie das Möbellager des Löhr, das in unserer Nähe war, wo es zuweilen auch etwas Antikes gab. Meine Großmutter, die einen lebhaften Schönheitssinn hatte, entdeckte dort manches Stück von edlerer Form, als sie in den siebziger und achtziger Jahren gebräuchlich war.

Da jeder Weg zu Fuß gemacht werden mußte, beschränkten sich die Ausflüge im allgemeinen auf die nächste Umgebung. Man besuchte entweder das Pawelsche Holz oder den Grünen Jäger, wo man im Freien Kaffee trinken und Kuchen essen konnte. Die staubige Chaussee, die dahin führte, nahm man ohne Klage in Kauf. Ob das Dorf Ölper ein allgemeines Ausflugsziel war, weiß ich nicht, wir suchten es gern auf, weil meine Großeltern und Eltern mit dem dortigen Pastor Müller befreundet waren. Der große Pastorsgarten mit den Gemüsepflanzungen, Obstbäumen, Stauden und Blumen und die ganze ländliche Wirtschaft in breiter Behäbigkeit waren äußerst reizvoll für uns, abgesehen von dem würdigen, sympathischen Pastorenehepaar mit seinen Kindern. Ein Sohn, Ernst, der im Alter meines Bruders war, wurde Bildhauer und hat gelegentlich versucht, aus dem Gedächtnis den Kopf meiner schönen Mutter zu formen; doch konnte die Arbeit ohne Mo[130]dell wohl nicht gelingen und hat mich nicht befriedigt. Nach Ölper nahmen wir vermutlich einen Wagen. Die Umständlichkeit des Verkehrs ist der Grund, weshalb ich die weitere Umgebung Braunschweigs, den Elm zum Beispiel, nicht kennengelernt habe. Die Sommermonate brachten wir im Harz zu: in Suderode, Harzburg, Thale und Elend. Der Brocken, noch nicht von Autos entstellt, erhob sich einsam und geheimnisvoll über den unendlichen Wäldern.

Die genannten Ausflüge waren ein Vergnügen, während der übliche Spaziergang um den Wall für mich der Inbegriff der Langeweile war. Die vornehm behäbigen Häuser und die schönen Gärten, die sich dort aneinanderreihten, interessierten mich damals noch nicht. Eine willkommene Abwechslung bot der

Windmühlenberg, wo es immerhin ein paar Schritte bergauf ging. Der Blick auf die phantastisch in und übereinander verschränkten bräunlichroten Dächer der alten Stadt war bezaubernd; wenn das Abendrot darauf schien, konnte man an ein Feld voll blühenden Mohns denken. Herrlich ragten die Kirchtürme aus dem Gewimmel; die spitzen Doppeltürme von St. Martini, der stolze Strahl von St. Andreas, die abgestumpften Türme des Doms, das gewaltige Dach von St. Ägidien. Die Schönheit dieses Stadtbildes beruhte auf seiner Einheitlichkeit; Braunschweig ist nicht, wie so viele andere Städte im siebzehnten Jahrhundert, durch Brände heimgesucht, die anderswo ganze Quartiere in Asche legten. Noch in meiner Kindheit waren Feuersbrünste häufiger als jetzt und infolge der Schwerfälligkeit des Verkehrs gefährlicher. Wenn es brannte, schlug die Sturmglocke mit kurzen Pausen je dreimal an, je neunmal, wenn es sich um einen großen Brand handelte. Die unheilvollen, tiefen Schläge heulten schauerlich durch die Nacht. Bei uns ging in solchem Falle jemand auf den Speicher und erkundete, wo der Himmel rot war. Schien das Feuer entfernt zu sein, konnten wir liegenbleiben, sonst standen alle auf. Ich erinnere mich an den Brand der Wittekoppschen Schokoladenfabrik, die in unserer Nähe war. Solange mein Großvater lebte — er starb im Jahre 1876 — pflegten wir alle aufzustehen, wenn nachts ein Gewitter war. Dann saßen wir im Flur des Hauses bei offener Haustür und sahen in den durch [131] die aufleuchtenden Blitze geisterhaft verwandelten sommerlichen Garten. Die nächtliche Versammlung beim Rollen des Donners hatte für mich etwas Abenteuerliches, überaus Anziehendes. Es war wohl die Verbundenheit des Menschen mit der gotthaften Natur, die darin zum Ausdruck kam und die dem Gefühl des Kindes angemessen war.

Im Winter fand man Unterhaltung in Theater und Konzerten. Das Theater konnte sich immer guter Kräfte rühmen, wenn auch dem Herzog nachgesagt wurde, er interessiere sich nur für das Ballett. Die große herzogliche Loge war immer leer; wenn er einer Vorstellung beiwohnte, saß er in der kleinen hinter einem Vorhang;

das Publikum konnte seine Anwesenheit zwar dort bemerken, durfte aber nicht durch Kundgebungen von ihm Notiz nehmen. Ich habe den Herzog niemals gesehen, mich allerdings auch nicht darum bemüht, da ich, von Natur republikanisch, kein Interesse für ihn hatte. Er pflegte, wenn er in Braunschweig war, pünktlich um die Mittagsstunde eine Spazierfahrt um den Wall zu machen und kam dabei an unserem Hause vorüber. Er fuhr sehr schnell, um, wie man sagt, das Gegrüßtwerden zu vermeiden; trotzdem gab es Getreue, die sich am Wege aufstellten, den Hut zogen und sich tief verneigten. Er liebte Braunschweig und die Braunschweiger nicht, hielt sich meist in Öls auf, wo er auch starb. Seine Leiche wurde zur Bestattung nach Braunschweig übergeführt, und die eintönigen Trommelwirbel, die den Trauerhof vom Bahnhof zum Schloß begleiteten, hatten in der Nacht etwas überaus Unheimliches.

Ich kehre zum Theater zurück. Das damals reichlich verwendete Ballett hatte für die Offiziere, überhaupt für die Herrenwelt, eine Anziehungskraft, von deren Charakter ich als Kind keine Ahnung hatte. Mit der katonischen Strenge, die Kindern eigen ist, lehnte ich die mangelhaft bekleideten, Beine schleudernden Damen entrüstet ab. Das erste Stück, das ich mit neun Jahren sehen durfte, hieß Der verkaufte Schlaf, das zweite Flick und Flock; es waren beides märchenhafte Ausstattungsstücke, auf deren Inhalt ich mich nicht besinnen kann. Obwohl ich nicht zu den jungen Mädchen gehörte, die für Schauspieler oder Schauspielerinnen schwärmen, erinnere ich mich doch noch [132] der beiden Herren, die Jahre hindurch als Liebhaber glänzten, Herr Bethge und Herr Preuß, der eine dunkel, der andere blond. Ich bevorzugte den dunklen Herrn Bethge; vielleicht weil mein Vater schwarze Haare und braune Augen hatte, galt mir nur ein dunkler als ein richtiger Mann. Der Komiker, Herr Fischer, war einer der für dieses Fach Geborenen; sowie er auftrat, noch ehe er ein Wort gesprochen hatte, brach das Publikum in Lachen aus. Er war in jeder Bewegung, in jedem Augenzwinkern unerklärlich und hinreißend komisch. Der Intrigant, Herr Mewes, war durchdringend diabolisch. Da mich die Oper weitaus am

meisten anzog, habe ich wenig klassische Stücke gesehen und wenig starke Eindrücke vom Schauspiel gehabt, während mir viele Opernaufführungen unvergeßlich geblieben sind. Herr Schroetter, ein vorzüglicher Heldentenor, Frl. André, eine vorzügliche Primadonna, Herr Noeldechen, ein Baß von unergründlicher Tiefe, Herr Hieb, ein gutgelaunter Buffo, sind die Darsteller, die ich noch anschaulich im Gedächtnis habe. In meiner Kindheit und frühen Jugend, als Wagner noch nicht die Bühne beherrschte, wurden häufig die anmutigen kleinen Opern gegeben, die man heute leider selten spielt. Die weiße Dame, Zar und Zimmermann, Fra Diavolo, Barbier von Sevilla, Das Nachtlager von Granada, Jessonda, ein liebenswürdiges Werk von Spohr, wurde zuweilen gegeben, weil der Verfasser Braunschweiger war. Auch die großen, heute unmodernen Opern von Meyerbeer habe ich gesehen: Die Afrikanerin, Der Prophet, Robert der Teufel und natürlich Die Hugenotten. Diese Oper pflegten wir vor dem letzten Akt zu verlassen, weil meine Schwester das Schießen nicht ertragen konnte. Ganz besonders ergriffen mich Die Jüdin von Halévy und Die Stumme von Portici. Beide Opern haben, als ich sie später in Berlin sah, nicht mehr so stark auf mich gewirkt, sei es, daß die Aufführungen damals in Braunschweig besser waren, oder daß mein Geschmack sich im Laufe der Jahrzehnte geändert hatte. Außer Spohr gab es einen weniger bekannten, aber höchst talentvollen Braunschweiger Komponisten, nämlich Alexander Fesca. Meine Großmutter hatte ihn persönlich gekannt und erzählte zuweilen von ihm, wie er zu später Stunde beim Trinken im Gasthaus plötzlich einen Einfall hatte, die Gläser [133] beiseite schob und mit Kreide Noten auf den Tisch schrieb. Ich besitze die zwei Bände seiner Lieder, die ich in meiner Jugend mit Vorliebe gesungen habe. Sie sind sehr melodiös, einfallsreich, oft mitreißend schwungvoll.

Die Braunschweiger Theaterverwaltung stand in dem Rufe, daß sie es liebte, die Künstler kurz vor dem Jahr, wo sie pensionsberechtigt wurden, zu entlassen. Dies Schicksal traf einen feinen Menschen, den Tenor Otto Wolters, der dadurch gezwungen

wurde, sich sein Leben durch Unterricht zu verdienen, und bei dem ich, als ich etwa siebzehn Jahre alt war, Gesangsstunden nahm. Herr Wolters hatte eine angenehme Stimme und war ein sehr gebildeter Sänger. Was ihm fehlte, war das Spiel, die schauspielerische Verkörperung der Rolle, worauf der Musikliebhaber gern verzichtet, wenn der Gesang rein und schön gegeben wird. Das Gebärdenspiel von Herrn Wolters ging allerdings über ein eintöniges Heben und Senken der Armee nicht hinaus; aber die Zuhörer begnügten sich bereitwillig damit. Als ich zu ihm kam, fragte er mich, ob ich für die Bühne ausgebildet werden oder nur zum Vergnügen singen wolle, danach würde er den Unterricht einrichten. Obwohl ich mich zu letzterem bekannte, bildete er meine Stimme sorgfältig aus, wenn auch nicht mit der Gründlichkeit, die ein berufliches Ziel erfordert hätte. Die Art, wie er jedes Gesangsstück besprach und die Auffassung erwog, war außerordentlich anregend. Wie er allmählich bemerkte, daß seine Erörterungen Widerhall bei mir fanden, daß mein Geschmack dem seinigen entsprach, wie er meine leidenschaftliche Liebe zur Musik erkannte, gewann er selbst Freude an diesen Stunden. Manches, was für meine Stimme nicht paßte oder wofür meine Stimme nicht genügte, ließ er mich singen, damit ich es kennen lernte und weil ich es ausdrucksmäßig doch gut bringen konnte. Ich habe immer dankbar an ihn zurückgedacht.

Von den Schauspielern ist wohl erlaubt auf die Prediger überzugehen. Getauft bin ich in der Andreaskirche, zu deren Gemeinde meine Eltern damals gehörten, von Pastor Damköhler, von dem ich noch eine Photographie besitze. Konfirmiert hat mich Pastor Steinmeyer in der Martinikirche, dessen rollende Stimme ich noch zu hören glaube, wenn er am Eingang der [134] Stunde etwa den Vers sprach: Jahre kommen, Jahre schwinden. — Unaufhaltsam, wechselvoll; — Ich, im Strom der Zeiten, finde — Nirgendwo was bleiben soll. Von Pastor Steinmeyer, der oft und gern an Tauf- und Hochzeitsgeselligkeiten teilnahm, gab es viele Anekdoten. Einmal begann er eine Tischrede auf die sehr häßliche

Mutter der Braut mit den Worten: Die Grazien haben zwar nicht an ihrer Wiege gestanden« — worauf dann die Betonung ihrer Tugenden folgte. Viele seiner humorvollen Aussprüche wurden oft mit Vergnügen angeführt, an die ich mich leider nicht mehr erinnere. Eine sehr auffallende Erscheinung war der Pastor Beste, flankiert von seinen beiden Söhnen, die gleichfalls Pastoren waren und sich einander zum Verwechseln ähnlich sahen. Irgend jemand hatte die Reihe der Braunschweiger Pastoren in lustige Verse gebracht. von denen mir der eine geblieben ist: Nun aber kommt der Pastor Clemen zu dem die jungen Damen strömen. Die Neigung der jungen Mädchen für Pastor Clemen beruhte, wenn ich nicht irre, auf der Gefühlsbetontheit seiner Predigten, die bis zur Tränenseligkeit gehen konnte. Pastor Steinmeyer war mehr für Donnern und Drohen. Der bedeutendste der damaligen Geistlichen war unstreitig Pastor Eggeling von der Brüdernkirche. Er war ein grober stattlicher Mann mit schön geschnittenem Gesicht, eine würdevolle und zugleich weltmännisch liebenswürdige Erscheinung, so wie man sich vornehme katholische Geistliche vorstellt. An unserer Schule gab er der höchsten Klasse den Unterricht in Religion und deutscher Literatur, und es wurde viel für ihn geschwärmt.

In der Literaturstunde sagte er einmal, daß es in der Dichtung und Kunst keinen Fortschritt gebe, wovon überhaupt nur in bezug auf Technik die Rede sein könne. Mir kam das damals einleuchtend und eigentlich selbstverständlich vor; erst später erfuhr ich, daß es im Widerspruch zu anderen Meinungen gesagt war. Pastor Eggelings Frau war melancholisch und eine seiner drei Töchter geistig beschränkt, sein Privatleben war dadurch beschattet, und er lebte sehr zurück gezogen.

Unsere ehrwürdigen alten Kirchen, deren Gestein im Abendlicht violett schimmert, liebte ich, ohne von ihrer Besonderheit, ihrem Stil etwas zu wissen oder danach zu fragen. Ebensowenig [135] wußte ich, wie schön unsere alten Fachwerkhäuser waren mit ihren Erkern, Giebeln, Vorkragungen, ihrem phantastischen Zierat; sie

waren, wie Häuser eben sein mußten. Ich glaube auch nicht, daß wir darauf aufmerksam gemacht wurden. Musik und Dichtung wurden in unserem Hause sehr gepflegt, die bildenden Künste, namentlich die Architektur, spielten eine geringere Rolle. Allerdings führte meine Großmutter uns Kinder zuweilen in die berühmte Gemäldegalerie, die in einem Seitenflügel des alten verfallenen Schlosses neben dem Dom untergebracht war. Vor Guido Renis schönem Bilde Kephalus und Prokris erzählte sie uns die traurige Geschichte vom Lüftchen, wie es in Ovids Metamorphosen überliefert ist. Mich bezauberten die wundervollen Gestalten von Eva und Adam auf Palma Vicchios Bilde. Am meisten zog uns, als wir ein waren, die künstliche Uhr an, die eine Art Perpetuum mobile sein sollte. In einem zierlich gearbeiteten metallenen Gerüst lief eine Kugel abwärts, um, wenn sie unten angelangt war, wieder die Höhe geschnellt zu werden und dann den Lauf von neuem zu beginnen. Wir wurden nicht müde, diesem perlenden Spiel zuzusehen.

Von dem Löwen, der der Schloßruine gegenüberstand, wurde erzählt, er habe einst auf einem niedrigeren Postament gestanden und die Hofgesellschaft habe sich damit belustigt, Taler in seinen offenen Rachen zu werfen. Wir besaßen ein ähnliches Spiel: auf einem kommodenartigen Kasten war ein Löwenkopf angebracht, in dessen Maul wir Bleitaler hineingeworfen hatten; wir konnten es uns also gut vorstellen, wie die Herrschaften in Allonperücken es gemacht hatten. Neben dem Dom stand, an einem eisernen Ring gehalten, die tausendjährige Linde. Von der erneuerten Burg Dankwarderode wußte man noch nicht, und sie ist mir immer ein Dorn im Auge geblieben, so daß ich ungern an ihr vorüberging. An die Friedrich-Wilhelm-Straße und die Münzstraße, die es in meiner Kindheit noch nicht gab. habe ich mich zwar gewöhnt, aber es blieben für mich Straßen zweiten Ranges.

Den Eulenspiegelbrunnen, den der Bankier Meyersfeld stiftete, habe ich nie recht leiden mögen, vollends nicht die Germania auf dem einstigen Tummelplatz. Wieviel kostbare alte Häuser [136] und

malerische Winkel sind ausgemerzt worden, noch ehe die Bomben alles vernichteten. Das vornehme Herrenhaus Hagenmarkt Nr. 13, das meinem Onkel William Huch gehörte und das in den Büchern meines Vetters Friedrich, der dort seine Kindheit zubrachte, geisterhaft erscheint, wurde in eine Markthalle verwandelt; ich weiß nicht, ob der Krieg es übriggelassen hat. Nicht mehr steht das schlichte Haus Hohetorpromenade 11, das bis zu meinem zwanzigsten Jahre meine Heimat war. Es wurde nach dem Tode meines Vaters verkauft und abgerissen, ein anderes, stilloses, trat an seine Stelle. Nur der schöne Garten ist wohl derselbe geblieben.

MEIN ERSTES JAHRZEHNT

LIEBER JUBILAR KIPPENBERG, siehe da, gerade ein Jahrzehnt bin ich älter als Sie und also um soviel reicher als Sie an dem, was die Jahre mit sich zu bringen pflegen: Erfahrung und Weisheit. Aus diesem Schatze sollte ich Ihnen ein Angebinde flechten können, das Ihnen auf dem Punkte, wo man stille steht und sich besinnt, die Umsicht erleichterte. Fürchten Sie nicht eine belehrende Predigt: nur etwas erzählen will ich aus dem Jahrzehnt, das Sie nicht erlebt haben und das für Sie ebenso fabelhaft ist wie die Kreuzzüge oder die Entdeckung Amerikas; ob sich aus dem Erlebten ein wenig Nektar Lebensweisheit gewinnen läßt, hängt in diesem Falle mehr von der Biene ab als von den Blumen, die in meinem Garten am Hohethorwall Nr. 11 in Braunschweig wuchsen. Wenn ich Memoiren lese, meine liebste Lektüre, beneide und bewundere ich die glücklichen Biographen, die etwa einen Frühlingstag schildern, wie er vor fünfundfünfzig Jahren war, mit allen Lämmern, Wolken und Gräsern, die dazu gehören, und dann ganz gelassen erzählen: grade in diesem Augenblick trat der alte Freund unseres Hauses, der Konsistorialrat C., in den Garten, und sowie er meiner Mutter, die mich an der Hand führte, ansichtig wurde, rief er aus: »Ist es möglich, Frau Amtsrichter« und so weiter, worauf meine Mutter lachend erwiderte: »Nicht, daß ich wüßte« und so weiter, aber sie hatte noch nicht ausgesprochen, als der Lehrer meiner älteren Geschwister erschien und so weiter. Es ist reizend, wenn die Vergangenheit so wohlerhalten und reich gegliedert aus dem Gedächtnis aufsteigt. Ich kann Hokuspokus sagen, soviel ich will, es taucht nichts auf als ungewisse Bildchen wie nach einem Traume, und niemand hätte mehr Ursache als ich, mit Walter von der

Vogelweide zu fragen: Hat mir mein Leben geträumt, oder ist es wahr? Eines der ersten dieser zarten Traumbilder, die mir übriggeblieben sind, ist das, wie ich an der Hand meiner um ein paar Jahre älteren Schwester aus der Gartentür trete, um den gefangenen Franzosen, die unter der Aufsicht des sogenannten [138] Wallwärters Gartenarbeit an der Promenade taten, Schokolade und Zigarren zu bringen. Vielleicht ist der rote Fleck der französischen Hosen mit Ursache, daß das Bildchen nicht mit den anderen verlorenging. Sie, Herr Professor, lagen damals noch ahnungslos unter den breiten, klatschigen Nymphenblättern im Teiche, während ich schon eine historische Denkwürdigkeit, den Krieg von 1870, miterlebte. Davon möchte ich Ihnen erzählen; indessen je mehr ich darüber sinne, desto mehr wird mir klar, daß ich zwar gleichzeitig lebte, aber nichts miterlebte. Was ich damals erlebte, waren die gewaltigen alten Bäume, die unserem Hause gegenüber rauschten, mystische Schutzgötter, die ich in uninteressanten Versen besang, waren einige Hunde, Katzen und Meerschweinchen, auch künstliche Tiere, mit denen ich spielte; aber von dem ganzen Kriege und seinen Folgen ist mir außer dem erwähnten Bildchen fast nichts geblieben als der Eindruck bleierner Langweile. Das liegt nicht etwa an der Atmosphäre in meinem Elternhause und auch nicht am Mangel an historischem Sinn; denn wohl erinnere ich mich noch an Gespräche über Kleists Hermannsschlacht und daß mein Großvater mich wegen der blonden Locken, die ich damals hatte, Thusnelda nannte. Mein Vater, der als Kaufmann jahrelang in Brasilien gelebt hatte und noch immer von Zeit zu Zeit hinreiste, besaß den ganzen Patriotismus der Auslandsdeutschen; im Zusammenhange mit seiner Kriegs- und Nachkriegsbegeisterung hingen in unserem Eßzimmer große Lithographien von den Hauptakteuren des Krieges, die sich meinem sonst so ungetreuen Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt haben. An der einen Wand hingen Kaiser Wilhelm, Kronprinz Friedrich Wilhelm, Prinz Friedrich Karl; an der anderen Bismarck. Moltke, Roon, an der dritten Vogel von Falckenstein, Steinmetz und von der Tann. Die

vierte war Gott sei Dank durch Fenster und Büfett beschlagnahmt. Ich sage Gott sei Dank, weil diese Bilder kein Schmuck des Zimmers waren und zur Entwicklung des Schönheitssinnes unmöglich dienen konnten. Das war natürlich auch nicht der Zweck, und mein Vater wäre entrüstet gewesen, wenn man ihren inneren Wert nicht als genügende Berechtigung, die Wände zu bedecken, hätte gelten lassen wollen. Meine Großmama und meine Mama liebten das Schöne [139] und sahen, wie ich glaube, die häßlichen Bilder sehr ungern in einem Raume, wo man sich so häufig aufhielt; aber der Patriotismus meines Vaters behielt die Oberhand, und noch viele Jahre nach dem Kriege beharrten die Bilder, breit, flach, matt und öde, an ihrem Platze. Das Gefühl der Langweile, das für mich mit dem Kriege verbunden war, mag mit von ihnen ausgeströmt sein. In bezug auf das eine Urbild, Bismarck nämlich, wurde die Langweile sogar zum Druck. Das hing damit zusammen, daß mein Vater, als ein leidenschaftlicher Bismarckverehrer, auch die gelindeste Kritik an seinem Idol nicht ertragen konnte, meine Mama aber, als Liebhaberin der Freiheit, sich das freie Wort auch in diesem Falle nicht wollte verbieten lassen. Mir war damals und auch später Politik zu gleichgültig, als daß ich darauf geachtet und behalten hätte, ob meine Mama tatsächlich an Bismarck etwas auszusetzen hatte; ich halte das für möglich, aber auch das andere, daß sie nur die Bilder an der Wand verabscheute und die in Despotismus ausartende Verehrung nicht leiden wollte. Kurzum, wenn das Gespräch abends während des Essens oder nachher auf Bismarck kam, konnte es meine Mama trotz warnender Blicke von seiten meiner Großmama nicht lassen, ein paar kleine Pfeile in die hochgehende Begeisterung meines Vaters abzuschnellen, und mein Vater konnte sich nicht immer überwinden. die Angriffe nicht tragisch zu nehmen. Hie und da ging es so weit, daß er mit umwölktem Gesicht aufstand und sich in sein Zimmer zurückzog. Die peinliche Stimmung, die sich infolgedessen verbreitete, verband sich für mein Gefühl mit Bismarcks Namen als eines Mannes, von dem man am besten tut zu schweigen. Daß mein Vater den

Bismarckkonflikt auch mit Humor auffassen konnte, beweist mir die Tatsache, daß meine Mama einmal an seinem Geburtstage eine kleine komische Aufführung veranstaltete, die sich darauf bezog. Darin stellte meine Mama selbst eine Waschfrau vor, welche, am Waschfaß stehend, in volkstümlicher Weise Bismarck allerlei Übles nachsagte: zufällig kommt mein Vater, von meiner Schwester vorgestellt, dazu und verweist der Waschfrau ihre Kritik in zornerfüllter Rede, die in dem Verse gipfelt: Undankbar seid ihr alle, alle, alle, das bringt euch noch zu Falle, Falle Falle! Mein [140] Vater pflegte nämlich alles gegen Bismarck etwa Vorgebrachte damit abzuschneiden, daß jeder Deutsche Bismarck als dem Reichsgründer Dankbarkeit schulde und daß Undankbarkeit das schwärzeste Laster sei. Es mag sein, daß der durch Bismarck erzeugte häusliche Alpdruck ihn mir zu etwas Unwillkommenem machte: ich konnte mich nie, auch als ich erwachsen war, sogar als ich Geschichte studierte, für Bismarck interessieren, ebensowenig für den ganzen Deutsch-Französischen Krieg. Und doch hatte ich eine Vorliebe für Soldaten, wovon ich Ihnen hier ein Dokument vorlege, das weniger meinetwegen als durch die historischen Umstände vielleicht Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen darf. Wir, meine Geschwister und ich, brachten den Sommer 1870 in Suderode im Harz zu. Ich war zum ersten Male im Gebirge, und das Leben des Waldes machte einen überwältigenden Eindruck auf mich: die scharlachroten giftigen Fliegenpilze, die dicken süßen Erdbeeren, die gelbgefleckten Salamander, das Rascheln im Moose, das Stürzen der Bäche die labyrinthische Unendlichkeit der Wälder, die mir meine Geschwister, um mich zu necken, als den Aufenthalt von Räubern schilderten, das erfüllte mich ganz. Darüber hinaus erinnere ich mich nur an eine Aufführung des Märchens Rosenrot und Schneeweißchen, wobei ich das Lämmchen spielen sollte, was ich als Ehrenkränkung auffaßte und mit Geheul zurückwies. Meine Geschwister nahmen an der Kriegserregung schon mehr Anteil, mein Bruder so weitgehend, daß er den Sieg von Sedan hellseherischerweise einen Tag vorher verkündigte. Mir scheint sich

alles in einem dunklen Begriff von Soldaten erschöpft zu haben. Noch auf Jahre hinaus gab es keine beliebtere Unterhaltung für mich, als mit meinem Bruder Soldaten zu spielen. Wie elegant und niedlich waren unsere Zinnsoldaten, wie sauber die hölzernen Schachteln, in denen sie verpackt waren! Wir pflegten auf dem großen Eßtisch aus Büchern Festungen, Burgen und Brücken zu bauen und mit Soldaten zu bevölkern, Kriege zu führen und die Kriegspausen mit Jagd und Besuch auszufüllen. Einige Lieblingssoldaten, darunter einen schwungvollen Fähnrich, hob ich noch auf, als die Zeit des Spielens längst vorbei war, und, um die Wahrheit zu sagen, ich betrauere ihren schließlichen Verlust noch heute.« [141] Aus allem diesem könnte man den Schluß ziehen, ich hätte das Leben stets nur in seinem Abglanz geliebt, die Spiele der Phantasie der Wirklichkeit vorgezogen; allein ich bin mir bewußt. daß mein kühles, ja ablehnendes Verhalten zu dem Kriege und der Reichsgründung andere Ursachen hat. Ich war ein geborener Protestant mit einer Vorliebe für Revolutionen und Rebellionen; das Wort Rebell hatte einen Klangzauber für mich, an dem ich mich berauschte. Alles Spontane war mir sympathisch, alles Offizielle zuwider. Ich muß mich jetzt wundern, mit welcher Sicherheit ich das Offizielle überall herauswitterte und als langweilig oder unberechtigt ablehnte. Mit meinem geliebten Großvater geriet ich nur einmal, soweit ich mich erinnere, in ernstlichen Konflikt, als ich für die Sachsen gegen Karl den Großen Partei nahm und mich, sehr mit Unrecht, wie ich jetzt einsehe, in respektloser Weise über diesen großen Kaiser äußerte. Das Wort Freiheit war das Zauberwort, das mein Herz schrankenlos öffnete, ohne einen Gegensatz irgendwelcher Art zwischen Zwang und Freiheit hatten die öffentlichen Angelegenheiten kein Interesse für mich. Diese Sinnesart war mit einer Vorliebe für despotische Persönlichkeiten sehr wohl zu vereinen; so schwärmte ich für Napoleon I. und teilte zugleich das Gefühl leidenschaftlichen Hasses der Deutschen, die ihn bekämpften. Ja, es war das Offizielle des Krieges von 1870 und der Reichsgründung, was mich langweilte und beelendete. Bismarck

konnte ich es später nie verzeihen, daß er für etwas Ruhm erntete, wofür die kühnen Achtunddreißiger [gemeint sind wohl die Achtundvierziger; d. Hg.] erschossen, verfolgt und ausgelacht waren. Immer wenn die Begeisterung meiner Altersgenossen in bezug auf diese Ereignisse sich äußerte, stand ich ratlos dabei, und ich kann wohl sagen, es gibt wenig Perioden der Weltgeschichte, worüber ich schlechter Bescheid weiß als über den Krieg von 1870. Wenn Sie es Anmaßung nennen, daß ich Ihnen grade von einem Gegenstande sprechen wollte, von dem ich ganz besonders wenig weiß, so muß ich Ihnen recht geben. Ich hätte in dem Betreff ebensogut still im tiefen Teich liegenbleiben können wie Sie. Was man nicht erlebt, ist aber mitunter auch charakteristisch; sollte ich Ihren sechzigsten Geburtstag noch mitfeiern, so werde ich Ihnen von meinen ersten positiven Erlebnissen in Hinblick auf allgemeine Dinge erzählen.

MEIN TAGEBUCH

ZU UNSERN LIEBLINGSBÜCHERN GEHÖRTE, als wir Kinder waren, das Tagebuch dreier Kinder von A. Stein; wir besaßen es in einer der ersten Auflagen, die von Hosemann anmutig und humorvoll illustriert ist. Das Vorbild von Wilhelm, Otto und Mariechen, die mit ihren sonntäglichen Aufzeichnungen ein so unterhaltendes Buch hervorbrachten, feuerte uns an, gleichfalls ein Tagebuch zu führen, ein Vorsatz, der von elterlicher Seite natürlich begünstigt, vielleicht sogar auch angeregt wurde. An meinem sechsten Geburtstage bekam ich ein Album geschenkt, das mir als Tagebuch dienen sollte; es war blau, mit Goldschnitt und Goldpressung im damaligen Geschmack verziert, mein Name war in goldenen Buchstaben darauf gedruckt. An das Vorbild mich anschließend, begann ich mit der Angabe meines Alters: »ich bin secks jahr«, dann werden sogleich die Erlebnisse berichtet: »Gestern gingen wir nach der Lauenburch, da fink es furchtbar an zu regnen da stelten wir uns unter einen großen Eichbaum, da wachten wir lange, entlich wurde es uns zu lange, da kehrten wir um nach Haus.«

Wir, das waren meine Mutter, unsere Erzieherin Anna Schröder, meine älteren Geschwister, Lilly und Rudolf, und ich, zuweilen gesellten sich meine Großmutter, mein Vater und ein Onkel, Bruder meiner Mutter, zu uns. Wir verbrachten diesen Sommer des Jahres 1870 in Suderode im Harz, ein Ort, der für unsere Halberstädter Verwandten leicht erreichbar war und sich deshalb besonders empfahl. In Halberstadt wohnte mein Großonkel Ludwig Wieter, der Bruder meiner Großmutter, dessen Tochter Anna zugleich die Cousine und liebste Freundin meiner Mutter war. Meine Mutter war damals 28 Jahre alt. Die Großtante Wieter und ihre Schwester,

Tante Mangler, waren zwei freundliche, für mein Gefühl etwas feierliche Damen, die schwarz- oder braunseidene Kleider über Krinolinen trugen. Diese waren damals nicht mehr Mode; deshalb hat sich wohl das Bild der breiten wippenden Röcke mir unvergeßlich eingeprägt. Größere Ausflüge machten diese beiden nie mit.

[143] Mein Großonkel erschien nur selten in Suderode, ich liebte ihn mit seinem buschigen weißen Haar und seinen humoristisch blitzenden blauen Augen, ebenso seine Tochter Anna, eine Erscheinung voll Hoheit und Anmut. Sie ist als Frau von Zedtwitz jetzt noch am Leben, und als ich sie vor einer Reihe von Jahren wiedersah, wirkte der Reiz ihres Wesens noch unverändert wie damals. Sie war mehrere Jahre jünger als meine Mutter. Die ständige Begleiterin von uns Kindern war Anna Schröder. Die zarte Gesundheit meiner Mutter, die seit meiner Geburt sehr schonungsbedürftig war, mochte der Grund sein, daß wir eine Erzieherin hatten. Dadurch, daß sie uns betreute, wurde meine Mutter von jeder Sorge um uns befreit, und meine Großmutter konnte sich ganz der Pflege meiner Mutter widmen. Anna Schröder war die Tochter eines Malers, der zu der Zeit, als sie in unser Haus kam, nicht mehr lebte. Ihre Mutter wohnte hinter der Aegidienkirche auf einem stillen, einsamen Platz, der für mich etwas Verwunschenes hatte, als wäre er nicht mehr da, wenn wir ihn verlassen hätten. Zuweilen, wenn Anna ihre Mutter besuchte, begleiteten wir sie, und ich erinnere mich noch des Zimmers, wo die alte Dame uns empfing, dessen Wände mit Bilder bedeckt waren, die ihr verstorbener Mann gemalt hatte. Nicht nur wir Kinder hingen mit zärtlicher Liebe an Anna Schröder, sie wurde von der ganzen Familie geliebt und geschätzt und als zugehörig betrachtet.

Vergleicht man unsere Tagebücher mit dem Tagebuch dreier Kinder von A. Stein, so fällt einem der Unterschied von Dichtung und Wirklichkeit auf. Die Kunst hat ein Sieb, das alles Unwesentliche abtriefen läßt, so daß davon nur übrig bleibt, was

der Lebendigkeit und Fülle des Dargestellten dient. Die Kunst verdichtet, sammelt, erhöht, vertieft, in der Wirklichkeit ist das wichtigste Geschehen verstreut und verschüttet, von Nichtigkeiten überwuchert, oft erhält es erst im Rückblick seine Bedeutung. Diese Betrachtung soll darauf vorbereiten, daß der Inhalt meines Tagebuches ebenso unbedeutend wie langweilig ist. Man ließ mich schreiben, was und wie ich wollte, und ich schrieb das, was ich zum Niederschreiben geeignet fand, und faßte mich dabei so kurz wie möglich, da ich natür[144]lich lieber spielte oder herumschweifte als schrieb. Es ging mir, nach den struppigen Buchstaben zu urteilen, noch nicht flink von der Hand. Nach einem längeren Tagesbericht kommt etwa: »so nun nicht mer« oder ein ähnlich aufatmender Abschluß. Eins kann man aus meinem Tagebuch lernen, daß nämlich diejenigen sich täuschen, die glauben, in ihrer Jugend sei besseres Wetter gewesen. Der Regen sickert wie ein trüber Faden durch mein Tagebuch. »Da fink es furchtbar an zu regenen« kehrt fast auf jeder Seite wieder. Schon auf der zweiten Seite wird über das »schlächte weter« geklagt, das einen Ausflug verhindert. Dann heißt es: »vorgestern gingen wir auf den Stufenberg, aber im volsten regen«. Offenbar hatten wir gute Miene zu bösem Spiel gemacht und entschädigten uns für das schlechte Wetter durch andere Freuden; denn es geht weiter: »als wir da waren tranken wir schochelat«, und auf dem Rückwege kauften wir Kirschen. »Sonntag furen wir nach kewelin burch (Quedlinburg) und holten Großmama und Papa ab.« Da das Wetter nicht erwähnt wird, scheint es befriedigend gewesen zu sein. »Mitwoch wolten wir nach der Lauenburch da fiehl Rudolf in den bach da gingen wir nur nach der Schenke und aßen vefer nüse.« Im allgemeinen bekamen wir in der Schenke dicke Milch, die dort in großen irdenen Schüsseln vorhanden war, Satten genannt. Dazu gab es geriebenes Schwarzbrot und Zucker. Das Bild der braunen, mit rahmbedeckter Milch gefüllten Satten schwebt mir noch vor, obwol mir die Erinnerung an jenen Sommer in Suderode fast ganz entschwunden ist. Es folgt ein Ausflug auf den Preußischen Salstein, der dem

Anhaltischen gegenüber liegt, wo wir »die schöne ausich besan« und viele Heidelbeeren und Tannäpfel fanden. Eine historische Nachricht wird beiläufig erwähnt: »Gestern abend war ein großer Sieg heute Morgen auch schon wieder.« Mehr interessierte mich offenbar, daß wir mit anderen Kindern »Hutmarer« spielten. »Rudolf und Henriette machten die vasongs, lili war putzmacherin und garnirte sie ich kaufte sie den ab dan war der hut kaput und bestelte einen neuen hut. Die Hüte waren bläter plötzlich fing es furchtbar an zu regenen.« Noch ausführlicher ist das Entrinnen eines geliebten Laubfroschs geschildert. »Gestern nachdem wir abend [145] gegesen haten saßen wir auf dem sofa der dekel des frosch Glases war unfersichtiger weise ein bischen ofen geblieben. Ana war nicht da, der frosch sas auf dem dekkel des Glases da blieb er lange sizen endlich kukt er sich um schubsch da war er draußen da kam Ana sie sarte Großmama der frosch ist wech Ana sarte fort nein er sizt hier Ana sart hier hab ich in und tat in wieder in das glas und setzte in den dekel auf.« Der Orthographie wegen erwähne ich, daß wir, von einem Spaziergang auf den »vilosofengang« zurückkehrend, wo es viele »schampinchon« gab, den Besuch von Wieters vorfanden. »Hugo mags (Max) und louis«, die drei waren die Söhne meines Großonkels, Max und Hugo Zwillinge, kaum zu unterscheiden; beide waren Halberstädter Kürassiere.

Allmählich wird es Spätsommer, wir sammeln »Kastanchen nüse harebutten« und machen »chart auf smeterlinge«. Zuweilen veranstaltet Anna mit uns und anderen Kindern Aufführungen. »Henrietta war die Königin muste sagen das sie gern ein Kind haben möchte ich hate Rudolfs hose an gezogen und dazu eine weise chake.« Zur Feier von Lillys, meiner Schwester, Geburtstag — sie wurde am 15. September elf Jahre alt — sollte das Märchen Rosenrot und Schneeweißchen aufgeführt werden. Ich erzähle, daß einer die Mutter, einer der Bär und einer der Prinz war. »die Mutter sihzt auf einen stul und strikt da klotft es an die Muter sacht Rosenrot und schneeweischen mach auf beide schreken zurück den satz ein Man oder eine Frau hereintrat ein Bär trat herein.« Mit

keinem Wort erwähne ich den heftigen Auftritt, der der Aufführung vorangegangen war, weil ich mich hartnäckig weigerte, das Lämmchen zu spielen, das entweder zum Märchen gehört oder das hineingeschmuggelt war, damit eine für mich, die Kleinste, geeignete bescheidene Rolle da wäre. Offenbar glaubte man, mir diesen überraschenden Ausbruch von Größenwahn nicht durchgehen lassen zu sollen, so daß ein mit leidenschaftlichem Gebrüll von meiner Seite verbundener Kampf entstand. Ich würde diese Begebenheit vergessen haben, wenn ich nicht später oft damit geneckt worden wäre, daß ich durchaus kein Lämmchen hatte sein wollen.

Als wir im Herbst nach Braunschweig zurückkehrten, machte [146] sich sogleich der Krieg geltend. Schon am Bahnhof »haben wir franzosen gesen«. Es ist eins meiner ersten Erinnerungsbilder, daß ich an der Hand meiner Schwester aus unserem Garten heraustrete, um den in den Anlagen unserem Haus gegenüber arbeitenden französischen Gefangenen Schokolade und Zigarren zu bringen. Davon steht im Tagebuch nichts, dagegen wird eine andere Begegnung verhältnismäßig ausführlich geschildert: »wir kamen einen grosen schornstein durch ich ging nach auf den Schornstein war ein Schornsteinfeger ana (Anna) rif kater der Schornsteinfeger rif mir nach du kleine dicke gezu (geh zu!) ich kuckte mich verwundert um der schorsteinfeger lacht und wirft grose steine vom schornstein herunter.« Zur Erklärung bemerke ich, daß ich als Kind und auch später, als ich schon erwachsen war, Kater genannt wurde, was vermutlich mit meiner Liebe für die Katzen zusammenhing. Gelegentlich führe ich im Tagebuch an, mit welchen Kosenamen ich, namentlich von meiner Mutter, genannt wurde: »Wonnekater, Seelenschimmel, Königstochter jüngste«. Der Wonnekater erhielt sich scherzweise sehr lange. »Andern nachmittage«, fährt das Tagebuch fort, »gingen wir um eisenbüttel. Eisenbahnen fuhren immer hin und her der danf kwol immer aus den Eisenbahnen franzosen standen überall an den Zügen als wir an den banen durch waren kamen wir an einer hüte vorbei wo lauter

rote husaren drin waren.«

Die nächsten Sommerferien, in die mein siebenter Geburtstag fiel, brachten wir in Harzburg zu. Es gab nun Ausflüge nach dem Burgberg, nach der Sennhütte, dem Molkenhause, dem Radauer Wasserfall, der Kattnäse, den Rabenklippen, von welchen Punkten mit merkwürdig umständlicher Formel gesagt wird: »wenn man da ist ist es sehr schön«, oder »wenn man angekommen ist ist da ein Pabelion«. Zuweilen taucht jetzt ein druckfertiger Satz auf: »Ich sah ein Eichhörnchen, welches scheu durch die Büsche huschte, wir freuten uns sehr darüber.« Immerhin ist eine solche elegante Wendung eine seltene Zierpflanze zwischen dem wildwachsenden Unkraut meiner Aufzeichnungen. Eingehend schildere ich ein Erlebnis, was mich sehr aufregte, wie meine Schwester sich beim Erdbeersuchen im Walde verirrte. Die Angst und das Grauen, das mich dabei [147] erfüllte, sind mir in Erinnerung geblieben. Der Wald war für mich unendlich, undurchdringlich, voll unbekannter Schrecknisse, und mit dem Begriff Sichverirren verband sich für mich etwas Bodenloses, unsagbar Unheimliches. Die Erzählung dieses Abenteuers zieht sich über drei Seiten hin, wobei freilich nur der äußere Tatbestand möglichst genau festzustellen versucht wird. Unter den Kindern, deren Bekanntschaft wir in Harzburg machten, scheint ein Junge namens Jean mir besonders gefallen zu haben; ich erwähne, daß er mir zum Geburtstag ein mit Bonbons gefülltes Reisekästchen schenkte, auf dessen beiden Seiten bon voyage und à revoir stand.

Die Braunschweiger Hälfte meines Tagebuches ist angefüllt mit der Schilderung der Spiele, die wir im Garten zu spielen pflegten. Räuber und Prinzessin war wohl das beliebteste, daneben werden genannt Masche masche Brücke, Dritten abschlagen, Eisermännchen, Wie gefällt dir dein Nachbar, Klumpsack, Müller von hinten. Von einigen Spielen wird erklärt, wie es dabei zugeht. Glückliche Kindheit! Hie und da wird beiläufig erwähnt, daß wir arbeiteten, hauptsächlich aber wird gespielt, gespielt, gespielt, ohne daß jemals Überdruß im Spielen einträte. Meine Freundinnen

werden genannt: Marie und Aendel Dommes, Ella Görz, die Freunde meines Bruders: Wilhelm Dommes, Karl Jürgens, Otto Paulsen, Leo von Wrisberg, Bekurts, Mitkauen, die Brüder Praël. Meine Schwester und ihre Freundinnen, Bertha und Helene von Seckendorf. Helene Löbbeke, Gertrud Rimpauer waren durch die Jahre, die sie mehr zählten als wir, unseren Spielen schon etwas entrückt. Wie wenige mögen von den lustigen Wildfängen des Sommers 1871, deren Namen ich anführe, noch am Leben sein! Das einzige, was unsere Lust störte und uns aus dem Garten vertrieb, war der Regen.

Wirklich, man kann es sich kaum denken, soviel schlechtes Wetter! rufe ich einmal entrüstet aus. Wenn es regnet und während des Winters wird im Hause gespielt: Schwarzer Peter oder Kaiser König Stepke Dieb. Bei dem letztgenannten Kartenspiel hatte am Schluß der Stepke dem Dieb eine gewisse Anzahl Schläge aufzuzählen, denen dieser sich durch die Flucht zu entziehen suchte. Der dabei entstehende Tumult gab ihm eine [148] besondere Anziehungskraft. Ein hübsches kleines Theater mit bunten Kulissen und Figuren aus Papier wurde eifrig benützt, auch ein Kasperletheater hatten wir. Die aufzuführenden Stücke verfertigten wir zum Teil selbst. Bei der Aufführung der Undine wurden technische Künste aufgeboten: »Als Undine allein im Walde war, kam Blitz und Donner. Das war sehr hübsch. Wenn der Blitz kommen sollte, pustete Otto in die Lampe.« Wir schauspielerten aber auch in eigener Person, stellten Sprichwörter dar, die von den Zuschauern geraten werden mußten, zum Beispiel »Ehrlich währt am längsten« oder »Heute rot, morgen tot«. Dazu benutzten wir Stoffe, Kostüme und Trachten, die aus dem Bekanntenkreis gesammelt wurden.

Von Büchern erwähne ich nur gelegentlich die Insel Marzipan, den Faulpelz in tausend Ängsten und Prinz Grunewald und Perlenfein mit ihrem lieben Eselein; andere als Bilderbücher kamen wohl für mich noch nicht in in Betracht. Von den genannten sind die beiden letzteren noch öfter aufgelegt und gehören zum

klassischen Bestande, nicht aber, soviel ich weiß, die Insel Marzipan. Mir sind von ihr leider nur einige Bruchstücke übriggeblieben, Verse voll von urkräftigem Humor, die mich den Verlust des Ganzen beklagen lassen. Die große Zeit der Bilderbücher scheint mit dem Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vorüber gewesen zu sein, was nachher kam, war zahm, charakter- und phantasielos.

Ob man aus Tagebüchern von Kindern einen Einblick in ihr Leben gewinnen kann? Aus dem meinigen nur einen oberflächlichen in mein äußeres Leben, und ich glaube, daß das für die meisten gilt. Im Schreiben unmittelbar aus sich selbst zu schöpfen, ist offenbar nicht leicht. Kinder halten sich, wenn sie schreiben, handle es sich um Briefe oder Aufsätze, an ein Schema, das ihnen irgendwelche Vorbilder liefern oder das sie sich selbst machen, indem sie das am leichtesten äußerlich Erfaßbare ergreifen. Aus dem Stoff, der sich darbietet, wählen sie wohl das, was sie angeht, was ihr tägliches Treiben betrifft. aber sie schildern es nicht, wie es sich in ihrer Seele spiegelt. nicht als Erlebnis, wenn sie auch manches mit peinlicher Genauigkeit berichten. Sie sind ihres Ich noch nicht habhaft ge[149]nug, um dazu imstande zu sein. Einiges tritt nicht so klar ins Bewußtsein, daß es wiedergegeben werden könnte, anderes wird instinktmäßig als Eigenbesitz zurückbehalten, als ungeeignet für das Papier, also für die Öffentlichkeit. Sicherlich gibt es frühreife Kinder, deren Bewußtsein schon einen weiteren Umkreis umfaßt, als ich hatte; ich war sehr lange in die Atmosphäre des Traumes eingehüllt, der die Außenwelt fernhält. Die meisten Eindrücke, die ich empfing, drangen nicht sehr tief und ließen nur schwache Spuren zurück, oder sie wurden in den Traum einbezogen, der in der Tiefe spielte. Aus diesem Grunde gehen meine Erinnerungen nicht weit zurück und sind undeutlich wie Bilder, die aus Träumen bleiben. Immerhin hat das ungeheure Erlebnis der Natur im Harz unvergängliche Spuren hinterlassen. Es waren namentlich die mit roten Fingerhut bedeckten Berghänge, die mich bezauberten, aber auch der Anblick

einer reifen, glühendroten Erdbeere wirkte wie ein soeben sich vollziehendes Wunder auf mich. Vollends die Tiere, der groteske Hirschkäfer, dann der Liebling, der Feuersalamander mit den goldgelben Flecken, die winzigen goldäugigen Frösche, die nach einem Regen zahllos aus der Erde schlüpften! Ebenso wie ich diese liebte, fürchtete ich die giftigen Pflanzen. Man hatte mich vor der Wolfsmilch, vor schwarzen Körnern in den Ähren, hauptsächlich vor dem Fliegenpilz gewarnt. Von Gift hatte ich bis dahin noch nichts gehört, es war mir ein neuer, tödlich unheimlicher Begriff, um so mehr, als er in dem roten Fliegenpilz zu so dämonischer Gestaltung kommt. Der Gedanke an das Gift beunruhigte mich, wie wenn es einen selbständig angreifen könnte, und ich glaube, es hängt mit diesem Kindheitseindruck zusammen, daß ich mein ganzes Leben hindurch eine lächerliche Angst vor Vergiftung hatte. Überhaupt hat alles Schaurige eine gefährliche Anziehungskraft für mich, in der Art, daß es mich zugleich lockte und mit wilder Furcht erfüllte. Meine Geschwister, die einige Jahre älter als ich und ihrer Meinung nach natürlich auch viele Jahre erfahrener und klüger waren, benutzten diese Schwäche, um mich zu ängstigen. Sie erzählten mir von Räubern, die in den Höhlen und zwischen den Klippen des Harzes hausten; ich glaubte bereitwillig alles, und wenn mir auch diese Geschich[150]ten als Neckereien der Geschwister erklärt wurden, so blieb doch das Grauen vor Schrecknissen, die meine Phantasie einmal erfaßt hatte. Ich weiß nicht, wie alt ich war, als ich in Braunschweig zufällig davon sprechen hörte, daß eine Frau namens Lilie, eine Pfandleiherin, ermordet war. Es war das erstemal, daß der Begriff des Mordes mir aufging, und das Entsetzen, das er erregte, wirkte lange in mir nach.

Etwa in meinem siebenten Jahre begann ich Gedichte zu machen. Eines derselben fing an: »Ihr Leut, ihr Leut, kommt all herbei — Es geschieht ein Wunder zu Norderney!« Dies Gedicht entstand, wie ich mich bestimmt erinnere, aus meinem Entzücken an dem Wort Norderney, das ich im Gespräch aufgefangen hatte. Es verband sich seinem zauberhaften Klange zufolge mit dem

Wundervollen, das sich dort begeben haben mußte. Das einzige ganze Gedicht, das sich aus jenen Kinderjahren erhalten hat, handelt von einem Löwen, dem ein Jäger die Jungen geraubt hat. Es ist durchaus ein unbedeutendes seichtes Oberflächengedicht, das höchstens durch die Wahl des Stoffes etwas über mich aussagt, nämlich meine leidenschaftliche Liebe zu den Tieren, insbesondere zu den Löwen bezeugt. Sehr sehr viel später erst vermochte meine Sprache diejenige Tiefe zu spiegeln, wo das Eigene wurzelt und wo man sich zugleich dem Allumfassenden ein wenig nähert.

ERINNERUNG AN ANNA KLIE

EINSAM GEH ich meiner Wege — Mit der Mutter wandelt sie — Meine kleine allerliebste — Vielgeliebte Anna Klie. — So fing ein Gedicht an, mit dem ich mir die Zeit vertrieb, während ich, etwa 18 Jahre alt, ohne sie um den Braunschweiger Wall ging, die auf Spaziergängen meine Begleiterin zu sein pflegte. Vielleicht war ich ihr eben begegnet, wie sie brav neben ihrer Mutter herging, einen Blick aus ihren großen, grauen Augen mir zuwerfend, der Einverständnis, Trost, Bedauern, Verheißung ausdrückte, wie eine Angebetete ihn ihrem ungestümen jungen Liebhaber schenken könnte. Es war sehr viel hübscher, wenn wir zusammen um den Wall gingen unter endlosen Gesprächen, die mit leichten Flügeln Himmel und Erde berührten, ohne daß, wenn wir abschiednehmend an der Gartentür standen, erschöpft gewesen wäre, was uns bewegte. Sie erzählte mir zuerst von Gottfried Keller, von Spiegel dem Kätzchen. Ich verschlang damals, was mir schön klang und mein Herz ergriff: Goethe, Schiller, Eichendorff, Kleist; aber ich hielt mich nicht lange dabei auf, berauschte mich nur an der Schönheit, steigerte mein eigenes Lebensgefühl daran. Sie las viel besonnener, verweilte beim einzelnen, vertiefte sich hinein. Da wir im Gefühl für das Schöne und Gute in der Dichtkunst übereinstimmten, war das für mich sehr bereichernd. Nur darin wichen wir voneinander ab, daß sie von den Untiefen des Lebens, von unversöhnbaren Gegensätzen nichts wissen wollte. »Zerstöre mir meine hübsche rote, blaue und goldene Welt nicht«, sagte sie einmal. Das machte sie wohl geeignet, für Kinder und junge Mädchen zu schreiben, was sie später mit viel Erfolg getan hat. Damals sagte mir zuweilen ein Gedicht zu, das sie inzwischen

gemacht hatte und das fast immer mich entzückte. Ihre Gedichte hatten etwas, das ich bewunderte, um so mehr als ich das Gefühl hatte, daß es mir unzugänglich sei. Sie waren wie Blumen, die wild am Berge wachsen, deutsche Volkslieder, Blumen, die sich erst öffnen, wenn die Dämmerung kommt, die man vielleicht wegen ihrer Schlicht[152]heit übersähe, wenn ihr Duft sie nicht auszeichnete. Wie bezauberten mich die Verse: An unserm Garten fließt — Der wilde Strom vorbei. — Als ich die Liebste noch nicht kannte, — Stand ich da manches Mal — und sah den Himmel an. — Wie schön im Abendrot er brannte.

Es war mein Garten, der Garten meiner Eltern, an dem der Strom vorbeifloß …

Anna Klie war in unserm Hause wie ein Glied der Familie, von allen geliebt und gern gesehen; ich war bei ihr nur selten, schon deshalb, weil die kinderreiche Familie Klie viel Verkehr nicht brauchen konnte. Ihre Mutter fand ich durchaus sympathisch, sie war eine praktische, tüchtige Frau, der die sogenannten geistigen Interessen fernlagen, die aber viel Humor und gesunden Menschenverstand hatte. Der Umstand, daß Klies vor dem Frankfurter Tore wohnten, in einem kohlengeschwärzten, lauten, reizlosen Quartier, trug dazu bei, mir Anna wie eine Blume erscheinen zu lassen, die märchenhaft zwischen Schutt und Küchenpflanzen wächst. Soweit ich sehen und urteilen konnte, hatte ihre ganze Familie etwas Kleinbürgerliches; alle hatten Witz, Humor und Verstand mit einer eigenartig volkstümlichen Färbung. Der Umgang mit mir wurde zugelassen, wenn auch nicht grade gern gesehen, hauptsächlich wohl, weil er Anna viel Zeit raubte und sie, die älteste, der Familie hätte entfremden können. Ich bewahre ihrer Mutter eine dankbare Erinnerung, weil sie immer gütig gegen mich war und sogar für mich eintrat, wo es die Gerechtigkeit zu erfordern schien.

Eine ernstliche Gegnerschaft bedeuteten nur die zahlreichen Freundinnen Annas, die alle nicht meine waren; sie waren, wie Anna selbst, ungefähr sechs Jahre älter als ich, was für die

Altersstufe, auf der wir uns befanden, viel bedeutet. Die meisten Beziehungen stammten aus der Schulzeit, gemeinsamer Klassenzugehörigkeit, vielleicht auch gemeinsamer Tanzstundenzeit. Anna Klie und ihre Freundinnen gehörten in die Generation meiner um fünf Jahre älteren Schwester, deren Freundin Anna ursprünglich gewesen war, bis gemeinsame Interessen, hauptsächlich die Neigung zur Poesie, und unberechenbare Zuneigung sie enger mit mir verbanden. Es läßt [153] sich verstehen, daß Annas Freundinnen mich als unliebsamen Eindringling betrachteten; sie führten einen wohlüberlegten Krieg gegen mich, womit sie Anna das Leben schwermachten. Ihre Einwände richteten sich zum Teil gegen unser Haus im allgemeinen: mein Vater hielt sich als überseeischer Kaufmann oft lange in Brasilien auf, meine Eltern hatten dort gelebt, und es herrschte bei uns eine Lebensauffassung, die vielen allzu frei, allzu rücksichtslos gegen Vorurteile und Herkömmlichkeiten erschien. Anna Klie hörte deshalb nicht auf, meinen Angehörigen mit Liebe anzuhängen, und auch mir blieb sie treu, wenn sie auch nicht verhehlte, daß sie in bezug auf mich ihren Freundinnen, die mich für sehr gefährlich hielten, nicht überall unrecht geben könne. Für sie ergaben sich dadurch Konflikte, denn sie war treu, ehrlich und gewissenhaft; mir mehrten die Angriffe eher das überschwengliche Kraftgefühl der Jugend. An ihrer Freundschaft brauchte ich nicht zu zweifeln; die freilich war ein Kleinod, deren Verlust mich empfindlich getroffen hätte. Die Zeit, wo mir jeder Tag glanzlos und unfruchtbar erschien, an dem ich sie nicht sehen konnte, war nicht frei von Konflikten und Leiden; aber sie hatte doch etwas Festliches durch unser zwischen mancherlei Hemmungen sich behauptendes Bündnis. Mein Bruder Rudolf nahm oft an unserm Zusammensein teil; dann, wenn wir zu dritt waren, ging es besonders hoch her mit Übermut und Gelächter. Anna wußte zierlich zu necken und ließ sich gutwillig necken. Die Konflikte und Bedenklichkeiten, die sie zuweilen beschwerten und die oft sehr verzwickt waren, nannte mein Bruder planlose Geschichten. Das wurde zu einem Schlagwort, das für uns

reich an Bedeutung war.

Seit ich zum Zweck des Studiums nach Zürich gegangen war, standen wir viele Jahre lang in regelmäßigem Briefwechsel. Nicht aller Menschen Briefe sind Ersatz für persönlichen Umgang; ihre waren es, soweit das überhaupt möglich ist, weil sie die Fähigkeit hatte, ihre Eigenart in den Brief zu übertragen. Es mögen mir Briefe von ihr abhanden gekommen sein, aber nie habe ich wissentlich einen weggeworfen. Sie waren mir eine Quelle des Vergnügens schon im äußerlichen Bilde; ihre Handschrift hatte für mich dasselbe krauthaft aus dem [154] Boden Gewachsene, Würzige wie ihre Gedichte. Die Briefe waren voll treuer Zärtlichkeit, die sich ganz unsentimental äußerte, und voll humoristischer Schilderungen der kleinen täglichen Vorkommnisse und aus dem Bekanntenkreise; ich überflog sie nicht wie viele andere, sondern schlürfte sie Tropfen für Tropfen. Als ich nach 20 Jahren wieder eine Zeitlang in derselben Stadt mit ihr lebte, war sie todkrank. Sie hatte sich inzwischen verheiratet, lebte in glücklicher Ehe, von ihrem Manne geliebt und gehegt. Ob sie wußte, daß das schwere, schmerzvolle Ende unausweichbar war? Ich fand sie, während ich an ihrem Bette saß, nie anders als warmherzig und heiter, zu humorvollen Betrachtungen geneigt. Ihre großen, grauen Augen, die kurze Nase, die ihr etwas Kindliches gab, der Mund, der sich so leicht zum Lachen öffnete, waren kaum verändert, wie sie auch innerlich sich nicht merklich verändert hatte. Wenn sie Gedichte machte, hatten sie noch denselben volkstümlichen Ton, die Einfachheit, die infolge der ihr angeborenen Eigenart nicht mit Plattheit zu verwechseln ist, nur der süße Schmelz fehlte wohl, den die Jugend gibt.

Viele von ihren frühen Gedichten erklingen noch oft in mir, ohne daß ich sie wieder gelesen hätte, so wie sie sich mir einprägten, als ich sie zuerst las oder hörte.

Wenn du wiederkehrst, und währt es sommerlang,
Bis der Schnee liegt, will ich auf dich warten.
Es braust ein Sturmwind vom Binnenland,

Die Flügel beladen mit Schnee.

Oder das liebste von allen:
Es ist viel Raum für mich
Auf meines Vaters Hof,
Und ich bin müd und krank vom Wandern

Ich besitze ihre Gedichte gedruckt und handschriftlich in einem Büchlein, das sie selbst bemalt und in das sie die Gedichte für mich eingetragen hat. Am Schluß sind einige von mir nachgetragen, die sie mir vermutlich später in Briefen mitgeteilt hat. Das letzte ist an die Gesundheit gerichtet.

[155] *O schenke meinem Herzen wieder*
Den sorglos kaum verspürten Schlag!
Vergebens lacht auf mich hernieder
der veilchenduftige Frühlingstag.
Neig meinen Lippen deine Schale,
Flöß der Genesung Trank mir ein,
Laß an des Lebens reichem Mahle
Ein froher Gast mich wieder sein!
Arme, liebe, liebe Anna Klie!

»DONNA DIANA« VON MORETO

26. Oktober 1881

EIN LUSTSPIEL, welches wie die »Donna Diana« von Moreto in Spanien zu den klassischen gerechnet wird, dessen großer Wert schon dadurch bewiesen ist, daß Italiener und Franzosen es nachzubilden versucht haben, in welchem das Lustspielgenre nicht etwa durch drastische Kunst leichtverständlicher Komik vertreten ist, sondern durchaus nur auf Feinheit der Sprache und der Idee gegründet ist, bietet sicher große Schwierigkeiten in der Wiedergabe. Dazu kommt, daß das Stück in Versen geschrieben ist und mancher mit der Metrik leider nicht so vertraut ist, wie es wohl wünschenswert sein möchte. Trotzdem freuen wir uns sagen zu können — denn der Rezensent, besser als sein Ruf, möchte weit lieber immer loben als tadeln, daß wir von den meisten Künstlern recht erfreuliche Leistungen zu verzeichnen haben, ja daß einige sogar Proben eines erstaunlichen Genies zu geben imstande waren.

Zu den letzteren müssen wir unbedingt Herrn Referendar Rennan rechnen, dem die Rolle des Don Gaston zugefallen war. Es bietet unverkennbare Schwierigkeiten, besondere Charakteristik und Eigenart in die meistens etwas schablonenhaft gehaltene Figur eines spanischen Edelmanns zu bringen. Wie das auch teils in der Natur der Dinge liegt, führt uns der Darsteller fast immer einen eleganten jungen Mann vor, dem man es anmerkt, daß er täglich mehrere Stunden damit zubringt, die kleidsame Tracht der damaligen Zeit vor dem Spiegel so kleidsam wie möglich zu machen, der für jede Señora einige wohlgestellte Schmeichelworte auf der Zunge hat, der aber auch, wenn die Ehre ins Spiel kommt, den Degen zu ziehen und wohl zu führen weiß, natürlich nie, ohne

je außer acht zu lassen, ob das atlasne Mäntelchen seinen gefälligen Faltenwurf und der Schnurrbart seinen richtigen Pli hat. Wie angenehm wußte dagegen Herr Referendar Rennan dieses Grundmotiv zu variieren! wie verstand er es, dem Zuhörer stets neues und wechselndes Interesse an seiner Rolle einzuflößen! Da sahen wir zuerst den kampfesmutigen Ritter, der, mehr aus ge[157]kränkter Eitelkeit als gerade aus Liebe, den Wettstreit um den schönen Preis, die Donna Diana, aufnimmt und zu gewinnen denkt, dessen Charakter Herr Referendar Rennan durch eine gewisse Beimischung von gutmütigem Selbstbewußtsein noch plastischer hervorzuheben suchte, dadurch geschickterweise einen feinen Unterschied zu dem mehr arroganten — aber auch hier das Wort nicht im unangenehmen Sinne zu fassen — Wesen des Don Luis bildend. Wie meisterhaft verstand er es, uns den etwas plötzlichen Umschwung in den Empfindungen des Grafen zugänglich zu machen! Da war man kein einziges Mal versucht zu fragen, ob das wohl wahrscheinlich wäre, sondern Herr Referendar Rennan wußte alle etwas schroffen Übergänge in der Entwicklung zu verwischen, daß wir nun eines sanften und natürlichen Wachsens der Leidenschaft gewahr wurden, welche zuletzt gipfelte in dem schmachtend und zugleich bestrickend hingeseufzten Ausruf: Fenise! den wir auch als Gipfelpunkt der Leistung des Herrn Referendar Rennan bezeichnen zu dürfen glauben. Bedenkt man, daß, da Herr Referendar Rennan mit dem Stücke noch nicht bekannt war, diese schöne Leistung gewissermaßen als eine improvisierte zu betrachten war, so kann das unsere Anerkennung und Freude nur erhöhen.

Eine fleißig studierte Arbeit glaubten wir dagegen in dem Prein des Herrn Referendar Mädge zu erkennen. Nicht etwa, daß sie uns so viel vollkommener erschienen wäre, wir schlossen es aus jener gewissen Sicherheit, die nur das Bewußtsein eines fleißigen Studierthabens verleiht und die in diesem Falle ja wohl auch nicht ungerechtfertigt war. Herr Referendar Mädge führt uns mit ziemlicher Treue das Bild eines Mannes vor, der wohl imstande ist,

eine einmal gefaßte Idee mit allen Mitteln durchzuführen, der aber doch, wie man aus ein paar hingeworfenen Worten zu Ende des zweiten Aktes sieht, lieber seine Idee als sich selber untergehen lassen würde. Herrn Referendar Mädge schien manchmal der rasche Übergang von einer Stimmung in die andere schwerzufallen. Ich erinnere nur an ein vorgeschriebenes »mitleidig« ziemlich zu Ende des Stückes in einer Unterredung mit der Donna Diana, welches Herr Referendar Mädge auffallend ignorierte. Ich will Herrn [158] Referendar Mädge durchaus nicht absprechen, daß es vielleicht aus Auffassung — wenn auch aus etwas sonderbarer — und nicht aus Unfähigkeit geschah, jedenfalls wäre dies ein Fehler, der nicht sehr schwer wiegt und Anlaß zu vielen Meinungsverschiedenheiten gibt. Manch ein Schauspieler hat die Gabe, sich ganz in seine Rolle hineinzuleben, und erfüllt den schwer zu befriedigenden Wunsch mancher Kunstrichter, indem eine glückliche Raserei ihn überredet und er wirklich derjenige ist, dessen Namen er für einige Stunden trägt. Er selbst steckt so tief in jener Illusion, in die er den Zuschauer versetzen soll, daß er den klaren Blick verliert, mit dem er über seiner Rolle stehen soll, und die Fähigkeit, sich in dem Augenblick eines plötzlichen Umschlages der Empfindung mit freier Seele in dieselbe hineinzuversetzen, da er eben noch zu vollständig von der vorhergehenden eingenommen ist. Dies ist der Grund, weshalb viele den auf den ersten Blick so natürlich erscheinenden Satz bekämpfen, jeder Schauspieler solle sich wirklich und vollständig in seine Rolle versetzen. Übrigens wollen wir gern glauben, daß Herrn Referendar Mädge dieser Fehler oder diese Größe, wie man es nun nennen will, ganz fern lagen und wir eben nur mit einer kleinen Ungeschicklichkeit zu tun hatten, wohin wir auch den einige Male vorkommenden Konflikt mit den Versfüßen rechnen wollen. In einen Charakter sich vollständig hineinleben zu können, der so viele Züge der feinsten Ironie und eines liebenswürdigen Sarkasmus trägt, wäre wohl auf alle Fälle ein Verdienst gewesen!

Das richtige Maß einzuhalten ist schwer. So sehr das allzu

lebhafte Mitempfinden schaden kann, so sehr soll man doch stets bemüht sein, sich so auszudrücken, wie es die Person getan hätte, die wirklich in einer Gemütsbeschaffenheit wäre, wie sie gerade geschildert ist. Dies möchten wir Fräulein Huch in Erinnerung rufen, der die kleine Rolle der Floretta zugefallen war. Immerhin ist es ja verzeihlich, wenn es einer jungen Künstlerin, die Beherrschung und Verstellung, welche des Schauspielers Metier ist, wie Garrick sagt, noch nicht gelernt hat, Schwierigkeiten bietet, ein verliebtes Kammermädchen comme il faut darzustellen. Dagegen erreichte Herr Dr. Huch voll und ganz die Illusion, [159] wie sie der Zweck der theatralischen Kunst ist und sein soll. Dem Chamäleon gleich wußte er durch plötzliches Heraufbeschwören oder Zurückhalten der verschiedenartigsten Empfindungsausdrücke der Grundfarbe im Charakter des Don Cesar immer neue Schattierungen zu verleihen. Während Herr Dr. Huch uns eben durch einen Ausbruch des glühendsten Gefühls in Erregung versetzte, behielt er selbst genug Ruhe, um im nächsten Augenblick einen Ton zu finden, der an Kälte und Glätte dem Marmor nichts nachgab. Uns aus der tiefsten Verzweiflung zur höchsten Zuversicht emporreißend, uns durch innig empfundene Gefühlstöne in die angenehmste Seelenstimmung versetzend, um uns gleich darauf durch einen rauhen und doch niemals unschönen Ton, wie das so leicht bei höchsten Affekten der Fall ist, zu erschrecken, gelang es Herrn Dr. Huch, die Anwesenden in beständiger Gemütsbewegung zu erhalten. Da war wohl keiner, der nicht auf Augenblicke vergessen hatte, daß eine Tasse Tee vor uns auf dem Tische kalt werden konnte und daß ein Zwieback da war, um etwaigen Hunger zu stillen. und der sich nicht willig von dem Fluge des Genius hatte forttragen lassen in eine andere Welt, in die der Poesie.

Um so mehr muß es uns verwundern, daß Fräulein Bastian, die würdige Interpretin der schwierigen Rolle der Donna Diana, so selten die Sprache kühlen Gleichmuts mit der einer im Anfang freilich erst schüchternen, gegen sich selbst unwilligen, im Laufe des Stückes aber immer mehr anwachsenden Leidenschaft zu

vertauschen vermochte. Referent selbst ist ja der Meinung, daß Donna Diana sich etwas rasch übertölpeln läßt, aber man mußte sich hier doch wohl den Intentionen des Dichters fügen. Vielleicht dachte Fräulein Bastian daran, wie bitter Paul Lindau es an Clara Ziegler tadelt, daß sie ihre Zuhörer durch ein starkes crescendo und decrescendo in der Stimme anstatt durch wahre innere Empfindung zu fesseln gedenkt; hier aber, wo so schön sich beides vereinen ließe, denn wir zweifeln nicht, daß Fräulein Bastian über die schönsten und kräftigsten Töne verfügt, wäre der wirksamste Erfolg zu erzielen, und wir bitten Fräulein Bastian, uns bei nächster Gelegenheit diese Töne nicht wieder so grausam vorenthalten zu wollen. Im übrigen erkannten wir in Fräulein Bastian eine Künstlerin, die auch auf [160] das äußere Gewand, Silben und Silbenzahl, einen großen Wert legt. Eigene Ideen haben und befolgen ist immer eine schöne Sache, und wir wollen es Fräulein Bastian durchaus nicht verargen, daß sie sich zu einem etwas aus der Mode gekommenen Franzosen hält, der die Ansicht vertritt, man müsse beim Deklamieren von Versen den Rhythmus deutlich ins Ohr fallen lassen, während Lessing lehrt, ihn so viel wie möglich zu verwischen. Bei Fräulein Bastian wußten wir immer ganz genau, ob wir es mit Jamben oder Trochäen und wievielfüßigen zu tun hatten. Obgleich das ja sehr angenehm ist, so kann ich doch nicht leugnen, daß mir die Erkenntnis, in der Frau Dr. Huch eine Jüngerin Lessings zu finden, in gewisser Hinsicht erfreulich war. Diese suchte der Sprache, was derselben durch den Vers an Natürlichkeit verlorengeht, durch geschickt angebrachte kleine Pausen, durch eine wie absichtslose Betonung wiederzugeben. Ihr Hauptaugenmerk richtete Frau Dr. Huch darauf, einen eigenartigen Charakter zu schaffen, und dies konnte ihrem anschmiegsamen Geiste nicht schwerfallen. Da zeigte sich uns ein Wesen, welches, ganz der Gegensatz zur Donna Diana, vielleicht nur da ist, um diese mehr hervorzuheben, doch darum selbst nicht minder wichtig. Auffassung kann man in jeder noch so unbedeutenden Rolle zeigen, und diese ist es, die zum großen Teil den Künstler macht. Wer

genug Geist hat, um jede kleine Feinheit des Dichters zu verstehen und sie durch ein anmutiges Zugehörbringen noch zu verschärfen, der folgt nicht nur dem Verfasser seiner Rolle, sondern er hilft ihm nach, er unterstützt ihn, er führt nicht nur aus, sondern er schafft. Ob der schelmisch mutwillige Ton zu Anfang oder der Strahl innigster Empfindung späterhin im Gespräch mit Don Gaston künstlerisch schöner gegeben waren, wollen wir dahingestellt sein lassen; jedenfalls war es zu bedauern, daß durch zu spätes Einfallen der Eindruck einige Male geschwächt wurde, ein Umstand, den wir aber größtenteils Herrn Referendar Lutterloh zur Last legen müssen, mit welchem Frau Dr. Huch das Exemplar des Werkchens teilte.

Überhaupt wurde die Leistung des Herrn Referendar Lutterloh, der den Don Luis darstellte, durch eine gewisse Verstimmung getrübt, die sich verschiedene Male geltend machte. Irre [161] ich mich nicht, so konnte man sogar einige ungünstige Blicke auffangen, die dem routinierten Darsteller des Don Cesar galten — sollten wir hier wirklich schon eine Probe ganz gewöhnlichen Künstlerneides zu verzeichnen haben? Künstlerneid — Feind aller echten Größe, der, wie Nesseln das Veilchen, jede Blüte des Talentes erstickt, jede Freude an der Kunst verdirbt. Wollte doch jeder bedenken, daß

Wer etwas Tüchtiges leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Auch hat uns Herr Referendar Lutterloh selbst im Laufe des Abends die Wahrheit dieses Verses bewiesen, indem er aus den wenigen Versen an Laura eine wahrhaft künstlerische Leistung zu machen wußte. Wir mußten dies feine musikalische Gefühl, diese Leichtigkeit des Ausdrucks aufrichtig bewundern und hauptsächlich diese Fülle von Ton, die Herr Referendar Lutterloh auf das eine Wort »Laura«, das ja auch den Kulminationspunkt des Gedichts

bildet, verschwendete.

Daß aber die Laura — Fräulein Klie —, an die diese Verse gerichtet waren, sehr davon ergriffen wurde, scheint mir mindestens unwahrscheinlich. Diese Laura wollte mir trotz aller schönen sanftmütigen Worte, die sie machte, noch weit unzugänglicher erscheinen als Donna Diana selbst. Mit dem besten Willen vermochte ich nicht ihren Liebesbeteuerungen Glauben zu schenken, im Gegenteil drängte es mich manchmal weit eher, mit Schiller auszurufen: Laura, Laura lüg mir nicht! Feuer kann ein Schauspieler nie genug haben, sagt irgend jemand; was man gewöhnlich zu viel Feuer nennt, ist einfach zu wenig Verstand, wie was man in einem Buche vielleicht zu viel Verstand nennt, einfach zu wenig Witz ist; das Feuer, welches Empfindung zu sprühen scheint, kann jede Rolle haben. Ein gewisser harmlos spöttischer Ton in der Unterhaltung mit Donna Diana kleidete die Donna Laura allerliebst und verlieh ihrem Charakter eine unterhaltende Würze. Es wäre unrecht, wollte man jemand aus seiner Schlauheit einen Vorwurf machen; ganz können wir es aber doch nicht billigen, wenn Fräulein Klie in Anbetracht des verhältnismäßig kleinen Zuhörerkreises ihre [162] Stimme so auffallend zurückhält, um sie für bessere Gelegenheiten zu schonen. Wollte doch Fräulein Klie lieber mit der Qualität als mit der Quantität rechnen und bedenken: wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten.

In die Rolle des Don Diego teilten sich die Herren, und es war interessant zu beobachten, auf welche Charakterseite die verschiedenen Darsteller das meiste Gewicht legten. Während uns Herr Referendar Mädge den sentimentalen Vater zeigte, führte uns Herr Referendar Rennan mehr den würdigen Greis vor, und Herr Referendar Lutterloh endlich war bestrebt, den Don in seiner Eigenschaft als Fürst zu beleuchten.

Im allgemeinen kann einen nur die höchste Befriedigung über die Leistung der verehrten Künstler erfüllen, und man darf die gerechte Hoffnung hegen, es werde ihnen bald gelingen, sich im Geist der Würdigsten und Besten ein lebend Denkmal zu errichten,

zur Entschädigung für die Kränze, die die Nachwelt ja bekanntlich dem Mimen nicht flicht.

RICHARD

ALS MEIN Vater einmal wieder nach Brasilien reisen mußte, fand er es wünschenswert, daß sein Zimmer von einem jungen Manne bewohnt würde. Da mein Bruder studierte und nicht mehr zu Hause war, hatten wir keinen Mann im Haus. Mein Schwager fand auch einen jungen Juristen seiner Bekanntschaft, der gern bereit war, die Zimmer des Vaters zu beziehen und uns, wenn wir einmal Rat und Hilfe bräuchten, zur Seite zu stehen. Er hieß Lutterloh, ob er Referendar oder Assessor war, erinnere ich mich nicht. Lutterloh war ein ungewöhnlich sympathischer Mensch, mit dem ich mich bald befreundete. Er hatte viel Humor und war sehr musikalisch. Er hatte etwas Lässiges, nahm die einfachen und unwesentlichen Dinge nicht schwer, hatte keine hemmenden Vorurteile, er paßte zu uns, und es war, wie wenn wir ihn von jeher gekannt hätten. Obwohl er aus einer Familie stammte, die aus dem Litauischen immigriert war, so hatte er davon nichts als etwa die äußere Erscheinung und das Auftreten. Sein Geist hatte einen freien Schwung. Er, sowie auch meine Freundin Anna Klie, gehörten zu den nie beschwerten Menschen, die in einem engen Kreise eine sehr selbständige, aber wenig reichhaltige Persönlichkeit ausgebildet haben, die einem Kraut gleichen, das grüne Blätter und unscheinbare Blüten austreibt. Wir erlebten mit diesem Freunde, der so viel Sinn für uns hatte, eine sehr glückliche Zeit. Man konnte sich keinen angenehmeren und zugleich bequemeren Umgang denken.

An den Sonntagen pflegten die jungen Juristen sich vormittags zu einem Frühschoppen in der Hagenschänke zu treffen, demselben Lokal, was früher mein Großvater Huch besessen und bewirtschaftet hatte. Dort wurden meist die jungen Mädchen besprochen, mit

denen man auf Bällen und Gesellschaften zusammentraf. Als einmal von mir die Rede war, erzählte Lutterloh, habe der Assessor von Deeken, der sehr einsilbig war, als einzigen Beitrag zu dem Bild gesagt: »*Gehen* kann sie.« Mein Gang hat auch später oft Bewunderer gefunden, bis [164] ich im 69. Jahr den Oberschenkel brach und diesem Vorzug ein Ende machte. Da man sich selbst nicht gehen sieht, ging es mir … nicht ein, daß ich einen königlichen und zugleich schreitenden Gang habe; aber es machte mir doch Vergnügen, nachdem ich allzulange unter der Vermutung, häßlich zu sein, gelitten hatte.

Lutterloh war zum Freunde geschaffen, für mich nicht zur Liebe. Je weniger mir in den Sinn gekommen wäre, ihn zu lieben, um so unbefangener äußerte ich meine Zuneigung, was leider mißverstanden wurde. Ohne Bedenken genoß ich das Gefühl, von einem sympathischen Mann geliebt zu werden, bis er eines Tages, als er nicht mehr bei uns wohnte, brieflich mir seine Liebe gestand. Da ich sein Gefühl nicht erwiderte, hörte der Verkehr mit Lutterloh auf, und das war ein Verlust. Übrigens machte ich mir keine Vorwürfe und hatte kein Mitleid. Liebeskummer, dachte ich, gilt namentlich bei Männern nicht viel; bekommen sie die eine nicht, nehmen sie eine andere. Leiden sie wirklich eine Zeitlang, so geschieht das den Männern recht, die den Frauen so oft weit schwereres, nicht wiedergutzumachendes Leid zufügen.

Bald danach erfuhr auch ich den Schmerz einer nicht erwiderten Liebe. Ich hatte, vermutlich auf Anregung meiner Großmutter, einen Leseabend eingerichtet, wo dramatische Dichtung mit verteilten Rollen gelesen wurde. Zu den Teilnehmern gehörte meine Freundin Anna Klie, der Referendar Mädge, der Gymnasiallehrer Vierath und einige andere, derer ich mich nicht besinne; mein Schwager und meine Schwester kamen, wenn sie Lust und Zeit hatten. Diese Abende waren sehr lustig. Mir wäre niemals dabei in den Sinn gekommen, mich mit den Gästen in das Gelesene vertiefen und gemeinsam studieren zu wollen, um möglichst gut und angemessen zu sprechen; ich wollte mich eigentlich nur gründlich

amüsieren. Schließlich gingen alle mehr oder weniger darauf ein; doch kam es wohl auch vor, daß einige gern und gut deklamierten. Für mich wurde Referendar Mädge bald der Kern der ganzen Veranstaltung. Er war blond und hatte blaue Augen mit dem festen starken Blick, den solche gerade haben. Mir galten bisher schwarze Haare und dunkle Augen, wie mein Vater und mein [165] Schwager sie hatten, für schön und liebenswert bei Männern, das Blonde und Blauäugige eher bei Frauen … Leider kann ich mich auf seinen Vornamen nicht besinnen, der gewiß einen reizenden Klang für mich hatte. Er wohnte nicht weit von uns in einem hübschen Haus mit grünen Fensterläden, und ich erinnere mich, daß mein Herz klopfte, wenn ich dort vorüberging. Trotzdem er nie ein Wort zu mir sagte, das ich als Liebeserklärung hätte auslegen können, glaubte ich, er liebe mich. Ich schloß es aus der Art, wie er mich ansah, wie er mit mir sprach und aus lauter kleinen Anzeichen und hatte das sichere Gefühl, daß er meine Liebe erwiderte. Wahrscheinlich glaubte ich, was ich wünschte, wie es die meisten Menschen, besonders aber Verliebte tun.

Ich war sechzehn Jahre alt, als im November 1880 meine Schwester ein Kind bekam, einen Sohn. Ich hatte damals eine kleine Erzählung geschrieben, die zur Zeit der Kreuzzüge spielte, an deren Inhalt ich mich aber durchaus nicht erinnere. Niemand wußte davon als meine Schwester. Von ihr beraten, schickte ich sie an irgendeine Zeitschrift und wählte dafür einen falschen Namen, oder wenigstens falschen Vornamen, nämlich Roderich; ich erkor mir diesen Namen vermutlich, weil ich ihn so schön fand. Wir beschlossen, dem Kind diesen Namen zu geben, und weil man einer jungen Mutter, die zum ersten Mal ein Kind hat, gewöhnlich ihren Willen läßt, wurde es angenommen. Ob sie Schwierigkeiten hatten, einen so seltenen und dazu ungewöhnlichen Namen einzuführen, erinnere ich mich nicht.

Es war das erste Mal, daß ich mit so einem kleinen Kind in nähere Berührung kam, und ich fing bald an, es zärtlich zu lieben. Gewöhnlich besuchte ich meine Schwester täglich, die damals eine

hübsche Wohnung gegenüber dem Bahnhof, am Bruchtorwall, hatte. Anderes hatte ich doch auf der Welt nichts zu tun. Eines Vormittags, als ich kam, war niemand außer dem Dienstmädchen zu Hause; so trug ich den kleinen Rodi ins Wohnzimmer. Ich spielte mit ihm, was man mit einem kleinen Kind tun kann, bis es Zeit war fortzugehen, wenn ich zum Mittagessen rechtzeitig zu Hause sein wollte. Meine Schwester und mein Schwager waren noch nicht gekommen. Als ich auf[166]stand und auf die Tür zuging, fing Rodi bitterlich an zu weinen und streckte die Ärmchen flehend nach mir aus. Ich kehrte um und setzte mich wieder zu ihm: mein Herz wurde durch den hilflosen Schmerz mit überschwenglicher Liebe erfüllt. Seither gab ich mich viel mit dem Kind ab. Mein Schwager und meine Schwester fühlten sich, wie das oft bei so jungen Eltern der Fall ist, als Erzieher und fanden, daß auch ich nicht früh genug damit anfangen könne. Mir kam es zwar absurd vor, ein kleines Kind erziehen zu wollen; überhaupt aber hatte ich kein Talent zur Erzieherin und diesem geliebten Geschöpf gegenüber auch nicht den Willen. Einmal kam es zu einem heftigen Auftritt mit meinem Schwager, als die Familie bei uns zum Mittagessen war und er Rodi wegen irgend einer Unart vom Tisch schickte, obwohl er damals nur etwa drei Jahre alt war. Natürlich hatte ich kein Recht, mich einzumischen, doch konnte ich das Kind nicht dastehen und weinen sehen. Auch wurde er mir so viel überlassen, daß mir dies ein gewisses Recht zu geben schien. Rodi gewöhnte sich an mich, wir waren unzertrennlich. Das Gefühl, daß ich mich unter allen Umständen für ihn einsetzte, daß ich ihm nichts geschehen ließ, soweit es irgend möglich war, setzte sich bei ihm fest und blieb ihm auch dann noch in Erinnerung, als ich nicht mehr in Braunschweig war, obgleich er damals erst sechs Jahre alt war. Bis zu seinem Tode hat trotz vieler Erschütterungen das Gefühl zärtlichen Einverständnisses zwischen ihm und mir bestanden.

Meine Freundschaft zu Anna Klie war der Sonnenschein, der in diesen Jahren alle Wolken zerstreute. Der Tag, an dem ich sie nicht sah, schien mir verloren. Sie hatte im Gegensatz zu mir viel zu tun.

Sie war die Älteste von sechs oder sieben Geschwistern, und es gab in diesem Haushalt viel zu tun. Ihre Mutter war eine immer tätige Frau, der ich hoch anrechne, daß sie, trotzdem der Zuschnitt meines Lebens ganz anders war, nicht gegen mich eingenommen war. Sie war immer freundlich gegen mich und legte auch Annas Verkehr in unserem Haus nichts in den Weg, außer daß sie sich weniger mit der Arbeit, die zu Hause zu tun war, beschäftigte. Dazu kam noch, daß Anna viele Freundinnen älteren Datums hatte, die [167] sie nicht einer neuen Freundin wegen, meinetwegen, vernachlässigen durfte. Welches Glück, wenn sie kam! Sie hatte meist etwas gelesen, was sie schön oder nicht schön fand, wovon sie mir erzählte, oder hatte manches Gedicht gemacht, das sie vorlas; oder sie ließ sich von mir zeigen, was ich gemacht hatte. Ich hatte damals Goethe, Schiller, Shakespeare gelesen, aber immer nur so, daß ich schnell zu den schönen lyrischen oder pathetischen Stellen vordrang und in diesen schwelgte. Ich hatte kaum von einem der Dramen eine genaue und klare Inhaltsangabe machen können. Anna Klie las viel sorgsamer, verweilte bei den Einzelheiten und genoß das Humorvolle sehr. Es war eindrucksvoll, mit ihr zusammen in das Schöne einzudringen, über das Schlechte zu lachen, alles zu erwägen. Sie war viel besinnlicher als ich und prägte sich das einzelne liebevoll ein, während ich über alles wegstürmte. Gedichte wußte sie viele auswendig, ohne sie besonders gelernt zu haben. Ich las viel spanische Volkslieder und Romanzen, denn man hatte mir spanischen Unterricht gegeben, und auch Portugiesisch habe ich gelernt, da meine Eltern es sprachen und mein Vater portugiesische Bücher hatte. Einige spanische Gedichte habe ich übersetzt. Zu dichten war mir selbstverständlich; ich hatte es getan, seit ich denken konnte, und daß es einmal mein Lebensberuf sein würde, stand für mich fest. Einstweilen brachte ich in Verse, was mich eben bewegte. Anna Klies Gedichte gefielen mir besser als meine, und sie waren auch besser. Sie hatten mehr als meine einen eigenen Ton und einen eigenen Ausdruck und waren nicht so sehr ein Nachklang gelesener Gedichte …

Meine Schwester wußte um meine Neigung für Mädge, und vermutlich war sie es, die meinen Schwager veranlaßte, mit ihm zu sprechen, um in Erfahrung zu bringen, ob er die Absicht habe, mich zu heiraten oder nicht. Das Ergebnis der Unterhaltung mit Mädge war, daß er diese Absicht nicht hatte. Natürlich traf mich die Mitteilung so schwer, daß ich mich vollständig vergessen habe. Ich hatte lange Zeit in dem Gefühl gelebt, und es tat weh, mich von dem lieben Bild loszureißen. Es mag … im Sommer gewesen sein; es war ein warmer Abend und mein Schwager war zu Besuch, um mich zu trösten, weni[168]ger durch Worte als durch teilnehmende Gegenwart. Wir standen … im Garten vor dem Haus an einen Zaun gelehnt und sahen auf die Anlagen hinaus. Mein Schwager legte den Arm um mich und sah mich an. Von diesem Augenblick an liebte ich ihn. Es war ein Augenblick reinen, vollkommenen Glücks. Hatte ich ihn nicht von jeher geliebt? War ich nicht von jeher sein eigen gewesen? … Ich stand in Flammen, die Welt war verändert.

Mein Schwager kam nun oft und sprach mir von seiner Liebe. Es war, wie wenn der Himmel uns mit dem Schönsten beschenkt hatte. Ein Bewußtsein von Schuld kam mir nicht; wollte ich doch nichts von ihm, wollte meiner Schwester nichts nehmen, wollte mich nur ihm schenken, ihm mein Herz schenken. Ich … würde … ihm angehören, ohne daß es jemand wußte. Es war etwas, was nur uns anging, was meiner Schwester nichts nahm. Daß es außer der seelischen auch eine körperliche Beziehung zwischen Mann und Frau gibt, wußte ich damals nicht. Niemals hatte jemand mit mir über die Mysterien der Liebe gesprochen, und ich hatte nie danach gefragt. Ich hatte erlebt, daß meine Schwester ein Kind bekam, sie war ja auch verheiratet. Ich nahm an, daß verheiratete Frauen Kinder bekamen. Aus Romanen wußte ich, daß ein Kind sich zuweilen ohne Heirat einstellt, und deshalb dachte ich, daß vielleicht ein Kuß das Zeichen zu diesem Vorgang gäbe. Einen Kuß zwischen Mann und Frau hielt ich für etwas Heiliges, ein unablösbares Siegel, namentlich ein bei Nacht gegebener. Denn nachts spielten sich in den Romanen meist die verhängnisvollen

Liebesbegegnungen ab. Das war ungefähr meine Vorstellung; sie konnte etwas undeutlich bleiben, weil ich nicht darüber nachdachte. Ich glaube nicht, daß meine Freundinnen so ahnungslos waren wie ich; aber niemals berührten unsere Unterhaltungen solche Dinge. So wie ich war, konnte ich mir einbilden, eine Liebe könne wie ein schönes Licht überall ausgebreitet sein, es gäbe eigentlich in diesem Sinn gar keine verbotene Liebe. Daß sie wie ein verzehrend Feuer ist, immer wachsend, nie gesättigt, erfuhr ich bald.

In diesem Sommer hatten mein Schwager und meine Schwester eine Reise in die Schweiz geplant; es wurde nun beschlos[169]sen, daß ich zu meiner Zerstreuung nach der erfahrenen Enttäuschung sie begleiten sollte. Noch bestand zwischen uns dreien Vertrauen; mein Schwager hatte seiner Frau erzählt, daß ein Verständnis für mich erwacht sei, daß er eine warme Zuneigung für mich gefaßt habe. Diese Stimmung gegenseitigen Vertrauens konnte sich während des ständigen Zusammenseins in den Bergen, den abendlichen Ausflügen, nicht halten; es … mußte meiner Schwester schmerzlich sein, daß zärtliche Einvernehmen zwischen ihrem Mann und mir zu bemerken. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß es Liebe war, die wie der Sturm das niederfegte, was ihr im Wege stand.

Als wir von der Reise zurückgekehrt wieder in Braunschweig waren, mußte das tägliche Zusammensein aufhören. Wie hätten wir das ertragen sollen? Mein Schwager kam auf den Gedanken, daß wir zwei des Nachts uns in den Zimmern meines Vaters träfen. Das wurde folgendermaßen ausgeführt: Zum Erdgeschoß, in dem sich die Wohnung meines Vaters befand, führte ein Kellerfenster, in das man leicht hineinsteigen konnte. An den bestimmten Tagen drehte ich den Fensterriegel um, daß er von außen geöffnet werden konnte. Nachts, wenn ich annehmen konnte, daß alle schliefen, ging ich leise die Treppe hinab in meines Vaters Wohnung und wartete dort auf den Geliebten oder ich wurde schon erwartet. Dies war, da meine Großmutter in dem Zimmer neben uns schlief, sehr gewagt,

sonst war niemand in unserer Nähe. Die Mädchen schliefen oben. Nachdem uns das viele Male geglückt war, wurden wir mutiger; gewöhnlich waren wir ein paar Stunden zusammen. Ich stand in Flammen. Es gab nichts mehr als diese Leidenschaft. Ihr Recht war ihre Gewalt … Machte sie andere unglücklich, so waren wir selbst noch unglücklicher. Wir konnten uns nicht besitzen, denn an Scheidung der Ehe meines Schwagers dachten wir nicht. Diesen Verzicht warf ich in die Waagschale. Die flüchtig geraubte Seligkeit mußte uns dafür gewährt werden. Es gab keinen Kampf in meinem Inneren; denn jedes Gefühl wurde von diesem einzigen unterworfen.

Damals stand in unserer Tageszeitung ein Roman von einem … bekannten Schriftsteller in mehreren Fortsetzungen, »Die Liebe und die Pflicht«, wobei diese in der Geschichte den Sieg über [170] die Liebe davontrug. Ich erinnere mich, daß eines Tages mein Vater mir das Blatt hinhielt, auf die Romanseite deutete und mich ernst, fast drohend ansah. Es war für mich ein schrecklicher Augenblick, den ich nicht vergessen habe, aber mich schreckte es nicht in dem Sinne, daß mein eigenes Pflichtbewußtsein dadurch geweckt und gestärkt worden wäre. Unsere Liebe stand fest wie ein Fels, sie war unser Schicksal, und es war sinnlos, die Pflicht gegen sie ins Feld zu führen. Diesem Schicksal mußte sich alles unterwerfen.

In den Mai des Jahres 1883 fiel die Silberne Hochzeit meiner Eltern. Da mein Vater in Brasilien war, wurde der Tag zwar herausgehoben und meine Mutter wurde beschenkt, aber die eigentliche Feier sollte im Herbst stattfinden, wenn mein Vater wieder in Braunschweig sein würde. Ich hatte Stickereien für einen Sessel gemacht, deren Muster mit Silberfäden bezeichnet waren. Dann kam der Sommer mit der unheilvollen Schweiz-Reise. Meine Mutter bemerkte die überraschend aufgeblühte Zuneigung zwischen meinem Schwager und mir, sah aber darin nichts Böses; freute sich sogar daran. Mein Schwager wurde in unserem Hause zu sehr geliebt und zu hoch geschätzt, daß ein Zweifel an seiner edlen Gesinnung und an der Richtigkeit seines Handelns aufkam. Und

ich? War ich nicht ein gutes Kind?

Bald nach dem Tod meiner Mutter wurde meine Nichte Käte geboren. Ich erlebte das mit anderen Gefühlen als die Geburt meines Neffen Rodi und meiner Nichte Mimi. Es war in verschiedener Hinsicht ein nagender Schmerz. Solange mein Vater in Braunschweig war, konnten wir uns nicht in seiner Wohnung sehen; leider fand mein Schwager kein anderes Mittel zu einem Treffen. War mein Vater verreist, sahen wir uns wieder wie sonst.

Wenn sich meinem Schwager eine unvorhergesehene Gelegenheit bot, mich in der Nacht zu besuchen, wir uns aber nicht hatten verabreden können, pflegte er ein Steinchen an mein Fenster zu werfen; dann wachte ich auf, ging hinunter und ließ ihn ein. Das kam nicht selten vor. Einmal fuhr ich mitten in der Nacht aus dem Schlaf auf mit dem Gefühl, ich hätte einen Stein ans Fenster klopfen hören. Ich stand auf, lief die Treppe hinab und öffnete das bekannte Fenster. Richard war nicht [171] draußen. Eine Weile wartete ich, dann sprang ich aus dem Fenster in den Garten und sah mich um. Ich glaubte ganz bestimmt, den Schlag eines Steinchens ans Fenster gehört zu haben und konnte mich nicht dareinfinden, daß der Erwartete nun nicht da war. Sollte er wieder fortgegangen sein, nachdem ich nicht sogleich unten gewesen war? Oder er hatte sich vielleicht vor irgendeinem draußen Vorübergehenden verborgen und … wartete draußen. Ich ging aus dem Garten hinaus auf die Straße bis an die nächste Ecke, dann kehrte ich um. Ich war barfuß und im Nachthemd. Was wäre geschehen, wenn die Polizisten, die nachts ihre zugeteilten Quartiere abzuschreiten pflegen, mir entgegengekommen wären. Daran dachte ich nicht. Später, als mein Vater wieder in Brasilien war, vermietete er die Wohnung an einen Herrn, und wir konnten uns nur treffen, wenn dieser verreist war. Einmal kam er von einer Reise unvermutet früher zurück, als er angegeben hatte. Da ich damit rechnen mußte, daß Richard gerade in dieser Nacht käme, ging ich, als alles schlief, in den Garten, wieder barfuß und im Nachthemd, um ihm Bescheid zu sagen. Es war Sommer. Ich brachte mehrere Stunden im Garten zu, bis ich

annehmen konnte, daß er nun nicht mehr käme.

Meine Freundin Etta Heinicken war aus dem Internat wieder ins Elternhaus zurückgekehrt. Ihre Mutter gab zuweilen Bälle, zu denen junge Offiziere eingeladen wurden; denn sie hätte die Tochter gern mit einem Offizier verheiratet. Da sie sehr vermögend war, stand dem nichts im Wege, außer Ettas Neigung. Die Offiziere waren gute Tänzer, sehr lustig und liebenswürdig, die meisten waren aber sehr ungebildet. Sie interessierten sich vorwiegend für Pferde und Weiber, nur einige waren musikalisch und spielten irgendein Instrument. Diese Bälle besuchte ich allein, denn meine Mama ging damals schon nicht mehr aus, und ohne zu wissen, wie ein junges Mädchen sich in Gesellschaft zu betragen hat. Niemand dachte daran, mich mit den Gesellschaftsbräuchen bekannt zu machen … Immerhin amüsierte ich mich auch so recht gut, ich tanzte leidenschaftlich gern. Unversehens machte meine Freundin einen Strich durch die Rechnung ihrer Mutter, indem sie sich in einen Mann verliebte, der kein Offizier war. Ich weiß nicht, wie [172] es kam, daß sie Alexander W. kennen lernte, der ganz und gar dem Ideal des Mannes entsprach, an dessen Seite sie durchs Leben gehen wollte. Er war klug, an strenges Denken gewöhnt und dazu geneigt, ganz in wissenschaftlichen Interessen zu Hause. Dazu eine sehr anziehende Erscheinung, groß, schlank, mit ausgeprägten Gesichtszügen. Er hatte, soviel ich mich erinnere, hübsches braunes, etwas lockiges Haar. Nach kurzer Bekanntschaft verlobten sie sich; aber es waren zunächst nur gemeinsame geistige Interessen, was sie verband. Alexander stammte aus Gleiwitz oder Görlitz. Er hatte Professor der Theologie an einer Universität werden wollen, diesen Weg sich aber durch seine Dissertation verscherzt, die durch freigeistige Äußerungen Anstoß erregt hatte. Nachdem er sich verlobt hatte und sich möglichst bald zu verheiraten wünschte, beschied er sich mit der Stelle eines Gymnasiallehrers. Er wurde bald Direktor des Gymnasiums in Braunschweig. Wenn Frau Heinicken die Wahl der Tochter anfänglich mißbilligt hatte, so befreundete sie sich doch bald damit und konnte sich sehr freuen,

da das junge Paar in Braunschweig blieb. Obwohl Etta und ich uns jahrelang nicht gesehen hatten, fühlten wir uns durch die Erinnerung an die erste Schulzeit, wo wir unzertrennlich und glücklich gewesen waren, fest verbunden. Unser Verhältnis wurde durch die Heirat nicht verändert …

Wir sahen uns sehr häufig, und es ging dann mit Lustigkeit und übermütigen Einfällen hoch her. Alexander verfolgte besonders die orthodoxe Geistlichkeit mit seinem Spott, die ihn aus seiner Bahn geworfen hatte …

Sie gaben viel mehr auf Wissen, wissenschaftliche Bildung und geistige Interessen als ich. Mir war das selbstverständlich, und legten sie zuviel Gewicht und Nachdruck darauf, stieß ich mich doch … nicht daran. Alexander und Etta waren zu jung und lebenslustig, als daß mich ihre betonte Geistigkeit hätte stören können. Beide waren begeistert für das Frauenstudium, das damals im Ausland möglich wurde. Hätte sich Etta nicht verheiratet, würde sie sicherlich studiert haben, wenn sie gekonnt hätte. Im allgemeinen wußte man bei uns noch nichts davon, und was man von diesen Anfängen in der Schweiz gehört hatte, mißbilligte man. Mir lag der Gedanke ans Studie[173]ren fern, denn die Pläne zukünftiger Dichtungen bewegten mich beständig, und ich wußte, eine Zeit mußte kommen, wo ich sie ausführen würde; aber es drängte sich mir auf, daß ich gut tun würde, Braunschweig zu verlassen. Die Beziehung zu meinem Schwager, die von der ganzen Familie vielleicht gewußt, sicher geahnt wurde, drohte zu irgendeiner Katastrophe zu führen. Ich fürchtete, daß es so nicht weitergehen konnte. Auch hatte ich den dringenden Wunsch, selbständig zu werden; das Studium mußte mir das ermöglichen. Durch die Gespräche mit meiner Freundin nahm das Tasten in die Ferne immer mehr Gestalt an.

Im Jahre 1885 oder 86 verlobte sich die älteste Tochter von Pastor Eggeling, Lisbeth, mit … einem viel älteren Mann, der ein Freund des Vaters war …

Ohne mit ihr befreundet zu sein, kannte ich sie doch gut und

war gern bereit, zu ihrem Polterabend zu erscheinen.

An diesem Abend lernte ich einen Freund des Bräutigams kennen …, er war Professor. Obwohl er nicht gern tanzte, unterhielt ich mich doch gern mit ihm.

Ich fand ihn unmenschlich häßlich, aber interessant und anziehend. Vermutlich habe ich ihn öfter als an diesem Polterabend gesehen, jedenfalls vertieften wir uns in viele Gegenstände. Er hatte einen Freund, der Dramen schrieb, von denen er nicht wußte, ob sie etwas taugten; er bat mich, mir Proben davon schicken zu dürfen, die ich beurteilen sollte. Ganz besonders wichtig war aber, daß er mit einer jungen Dame befreundet war, die in Zürich studierte. Er wußte offenbar gut über den Stand des Frauenstudiums in der Schweiz Bescheid und erzählte mir viel davon. Ich muß damals schon mit dem Plan, dorthin zu gehen, umgegangen sein; denn er gab mir die Adresse seiner Freundin an, damit ich mich mit ihr in Verbindung setzen könnte. Er selbst hielt das Frauenstudium für etwas durchaus Wünschbares. Die studierende Freundin hieß, wenn ich mich recht erinnere, Wildenow.

Wenn etwas meiner Großmutter das Leben lieblich machte, dann war es die Liebe zu uns dreien, den Kindern, ihre Lieblinge. Uns zu behüten war ihre Aufgabe, da wir mit Liebe an ihr hingen. Daß es einsam für sie sein würde, wenn ich [174] fortging, das wußte ich wohl …, dennoch verließ ich sie. Wie ich es erreichte, daß sie mich schließlich fortgehen ließ, weiß ich nicht mehr … Das war klar, daß ich in Braunschweig nicht bleiben konnte. Ein Unglück war aber, daß ich studierte. Daß ich etwas Auffallendes tat, was allgemeine Mißbilligung hervorrufen würde. Es mag sein, daß das Zureden meiner Freundin Etta, die oft … bei Großmutter war, geholfen hat. Ich versprach, nicht Naturwissenschaften zu studieren, wozu ich eigentlich Neigung hatte, da meine Großmutter befürchtete, daß dies von der Religion wegführte. Es war durchaus ein Opfer, wenn ich mich anstatt dessen für Geschichte entschied. Auch dachte meine Großmutter zweifellos, mein Vater, der im Frühjahr aus Brasilien zurückerwartet wurde, würde mich

zurückholen. Daß er mit meinem Schritt nicht einverstanden sein würde, war vorauszusehen. Für mich war das ein Grund, nicht länger zu zögern. Sicherlich, mein Vater würde seine jüngste Tochter, den Sonnenschein seines Hauses, nicht fortgehen lassen, und sicher nicht nach Zürich, um zu studieren. Daß ich allein eine so weite Reise unternähme, wurde für unmöglich gehalten; mein Bruder sollte mich begleiten. Mich belustigte das, denn mein Bruder war weniger umsichtig und praktisch als ich, aber in den nebensächlichen Dingen gab ich gern nach. Richard und ich gaben das Versprechen, uns während der nächsten Zeit nicht zu schreiben.

Wenn ich mich recht besinne, reisten wir, mein Bruder und ich, um 31. Dezember 1886 ab, übernachteten in Frankfurt und kamen am Abend des 1. Januar 1887 in Zürich an. In dem alten Hotel Bellevue stiegen wir ab.

[175]

STUDIUM UND ERSTE BERUFSJAHRE

FRÜHLING IN DER SCHWEIZ

Am Abend des 1. Januar 1887 kamen wir, mein Bruder und ich, in Zürich an und stiegen im Hotel Bellevue am See ab; es war noch das alte Haus, kleiner und stilvoller als das jetzige. Beim Abendessen saß eine Gesellschaft von Herren und Damen uns gegenüber — denn man speiste an der table d'hôte —, die sich sehr lebhaft und lustig unterhielten in einer Sprache, von der ich kein einziges Wort verstand. Soviel konnte ich unterscheiden, daß es keine von den bekannten westeuropäischen Sprachen war, auch eine slawische schien es mir nicht zu sein. Während ich darüber nachdachte, kam es mir vor, als ob einer der Herren einen mongolischen Typus habe. Sollten sie kalmückisch oder tatarisch sprechen? Wahrscheinlich war das bei ihrem durchaus europäischen Aussehen und Verhalten nicht. Später erfuhr ich, daß kurz vorher in den sogenannten Escherhäusern am Zeltweg ein Brand ausgebrochen war und daß die davon Betroffenen bis zur Ausbesserung der in ihren Wohnungen entstandenen Schäden ins Hotel gezogen waren. Sie sprachen ihr angestammtes Zürichdeutsch, das mir bald so vertraut klingen sollte. Dem Herrn mit dem mongolischen Typus bin ich noch oft am Zeltweg auf dem Wege zur Universität begegnet.

Am folgenden Morgen suchten wir ein Zimmer für mich, und gleich das erste, das wir ansahen, gefiel mir; im Grunde mehr als das Zimmer die Wirtin. Sie hieß Frau Wanner, und das Haus, das sie bewohnte, war ihr Eigentum. Es lag an der Gemeindestraße, war von einem damals verschneiten Gärtchen umgeben und hatte die Nummer 25. Frau Wanner hatte ein rasches Wesen und ein lustiges Zwinkern in den Augen; ich war sofort überzeugt, daß wir uns verstehen würden. Nachdem mein Bruder abgereist war, der mich

nur begleitet hatte, weil es nicht passend schien, daß ein Mädchen von zweiundzwanzig Jahren die weite Reise von Braunschweig nach Zürich allein machte, bezog ich die beiden Zimmer, die ich gemietet hatte. In der ersten Nacht erwachte ich durch ein Geräusch von [178] Schritten, Rascheln, Klappern und Trappeln im Nebenraum. Ich lauschte eine Weile, ohne daß es aufhörte, und es wurde mir unbehaglich. Noch gar nicht orientiert in dem fremden Hause, konnte ich nicht wissen, wer nebenan hauste und was da getrieben wurde. Zwar sagte ich mir, daß Einbrecher oder sonst Leute mit bösen Absichten sich hüten würden, so viel Lärm zu machen; aber ein Angstgefühl und die dunkle Erinnerung an das Wirtshaus im Spessart ließen sich doch nicht verscheuchen. So nahm ich denn mein Kopfkissen und mein Deckbett und richtete mich auf einem Diwan in meinem Wohnzimmer ein, das, wie ich bemerkt hatte, an das Schlafzimmer der Frau Wanner stieß. Daß sie nicht mit in dem etwaigen Komplott war, nahm ich bestimmt an. Als ich ihr am anderen Morgen mein Erlebnis erzählte, lachte sie und klärte es folgendermaßen auf: sie finde es unpraktisch, sagte sie, täglich das gebrauchte Eßgeschirr aufzuwaschen, warte vielmehr damit, bis kein sauberes Stück mehr vorhanden sei; dann lohne es sich. Inzwischen schichte sie die gebrauchten Teller und Schüsseln in der Speisekammer auf, die an mein Schlafzimmer grenzte, und die Essenreste, die etwa daran wären, lockten natürlich die Mäuse herbei. Das Tanzen und Springen derselben zwischen den Teller hatte das mir so unheimliche Geräusch verursacht. Ich war über diese Art des Haushaltbetriebes maßlos erstaunt; aber Frau Wanner, die mir das so unbefangen auseinandersetzte, gefiel mir im Grunde um so mehr. Nach zwei oder drei Tagen erzählte sie mir, meine Vorgängerin in der Wohnung sei eine Sängerin am Pfauentheater gewesen. Es handelte sich um den alten Pfauen, ein unansehnliches Haus am Heimplatz, in dem, wenn ich mich recht erinnere, auch von recht unansehnlichen Kräften Operetten gespielt wurden. Diese Sängerin, ein sehr nettes Mädchen, sei die Geliebte eines rumänischen Studenten, der sich nach ihrer Abreise verlassen und

unglücklich fühle, ob ich nicht ihre Nachfolgerin bei ihm werden wolle? Als ich mein Erstaunen über diesen Vorschlag äußerte, sagte sie, ich sei doch auch mit einem Geliebten gekommen; als ob das, wenn es sich so verhalten hätte, sie zu ihrer Zumutung berechtigt hätte. Ich sagte, das sei mein Bruder gewesen, ich hätte ihn ihr doch vorgestellt! Jawohl, sagte sie [179] lachend, aber so etwas glaube man doch nicht. Weder nahm ich Frau Wanner ihre Einstellung, noch nahm sie mir meine schroffe Ablehnung des rumänischen Studenten übel, den abzulehnen es übrigens keines Aufwandes von Tugend bedurft hätte; im Gegenteil, als sie sich überzeugt hatte, daß ich nichts wollte als arbeiten und wirklich vom Morgen bis zum Abend arbeitete, ging ihre Zuneigung zu mir in eine fast leidenschaftliche Liebe über. Sie tat, was sie konnte, um es mir behaglich zu machen. Ich verstand nicht, die Petroleumlampe zu behandeln, da wir zu Hause Gas brannten und ich überhaupt nicht gewöhnt war, irgend etwas im Hause zu tun, sie zeigte es mir, und als sie sah, wie mich das Petroleum ekelte, besorgte sie die Lampe regelmäßig für mich. Sogar dazu ließ sie sich herbei, für mich zu Mittag zu kochen.

Auf irgendeine Empfehlung hin war ich die ersten Tage zum Essen in das Zunfthaus zu den Zimmerleuten gegangen. Noch sehe ich den großen schwarzbärtigen Wirt vor mir, der grüßend von Tisch zu Tisch ging; ein biederer alter Herr und ein junger Engländer namens King, mit dem ich einige Male Schlittschuh gelaufen bin, wurden neben mich gesetzt. Obwohl mir alle mit Freundlichkeit, Rücksicht und Respekt begegneten, hatte ich doch den Eindruck, daß ich auffiel, weil es nicht Sitte war, daß einzelne Damen dort zu Mittag aßen. Ich war deshalb Frau Wanner sehr dankbar, daß sie sich zwar nicht verpflichtete, mir täglich etwas zu kochen, aber durchblicken ließ, daß sie es meistens tun werde. Sie durchbrach damit ihre Grundsätze; sie war nämlich der Meinung, es sei etwas Jämmerliches, daß die Menschen jeden Mittag zur bestimmten Stunde ihr Essen vorgesetzt haben wollten, gewissermaßen eine Verkommenheit des Spießbürgers, man solle

dann essen, wenn man gerade Hunger hätte, und auch nicht viel Zeit mit den Vorbereitungen dazu verlieren. Obwohl ich nicht ohne Verständnis für diese Lebensauffassung war und selbst nicht dazu neigte, die Äußerlichkeiten des Lebens allzu wichtig zu nehmen, wußte ich ihr doch auch etwas zu entgegnen. Gerade weil wir, meine Geschwister und ich, sehr frei aufgewachsen waren, fast ohne andere Erziehung, als die Atmosphäre des Hauses und das Beispiel der Angehörigen bewirkte, hatte ich mir die wenigen Le[180]bensregeln, die mir, meist von meiner geliebten Großmutter ausgehend, gegeben wurden, fest eingeprägt, und dazu gehörte die, daß eine bestimmte Einteilung der Beschäftigungen des Tages dem Leben ein Gerüst verleihe, das für die Menschen gut und eigentlich notwendig sei; wer sich einen Stundenplan setze und dran halte, könne mehr leisten als ein anderer. Diese Regel hatte sich mir so eingefleischt, daß es mich heute noch beunruhigt, wenn meine Mittagsruhe sich über drei Uhr erstreckt, weil sie zu Hause von zwei bis drei angesetzt war. Da ich außerdem um die Mittagszeit hungrig und nach angestrengter Arbeit einer Pause bedürftig war, konnte ich Frau Wanners Lebensanschauung, abgesehen von der Theorie auch mit augenscheinlich einleuchtenden Gründen, zu erschüttern suchen. Zu alledem konnte ich mir sagen, daß tägliches Kochen zu einer bestimmten Stunde auch Frau Wanner selbst und ihrer Familie zugute kommen würde.

Frau Wanner hatte vier Söhne, zwei von etwa fünfzehn und vierzehn, zwei kleine von etwa vier und drei Jahren. Von dem ersten Paar war der ältere blond und etwas derb, dem Vater nachschlagend, der zweite dunkel und feiner, der Mutter ähnlich, und dieselbe Verteilung wiederholte sich bei dem zweiten. Mit dem Vater dieser Kinder, dem Gymnasiallehrer Wanner, hatte es eine besondere Bewandtnis, von der seine Frau mich bald in Kenntnis setzte. Sie konnte ihn durchaus nicht leiden und wünschte, von ihm geschieden zu werden, was aber doch nicht so leicht zu bewerkstelligen war; inzwischen hatte sie ihn in das obere Stockwerk ihres Hauses gesteckt, wo er allein und

begreiflicherweise sehr übler Laune hauste. Für ihn zu kochen weigerte sie sich entschieden. Er ernährte sich infolgedessen hauptsächlich mit kaltem Aufschnitt, Schinken, Wurst und dergleichen, weswegen sie ihn, Spott zum Schaden fügend, den Wurstlackel nannte. Sie gab ihm nie eine andere Bezeichnung, wenn sie von ihm sprach. Von dem ersten Söhnepaar hielt der ältere zum Vater, der jüngere zur Mutter, die Kleinen waren noch zu jung, um etwas davon zu begreifen. Anfänglich versuchte ich schon um der Kinder willen im versöhnenden Sinne zu wirken. Ich ermunterte zum Beispiel zu Familienspaziergängen am Sonntagnachmittag, wozu Frau Wanner sich bereit [181] erklärte unter der Bedingung, daß ich mitginge. Die Kleinen waren hoch erfreut über diese gemeinsamen Unternehmungen, aber für mich war es ein heikles Vergnügen, denn ich mußte beständig auf einen Ausbruch der Feindseligkeit gefaßt sein und versuchen, geistesgegenwärtig vorzubeugen oder abzulenken. Indessen mußten diese gefährlichen Ausflüge bald wieder aufgegeben werden. Der Bruch war infolge von Frau Wanner Abneigung, ja Haß, unheilbar. »Möchten Sie ihn haben?« fragte sie mich streng, als ich ihr wieder einmal gut zugeredet hatte. Da ich ehrlicherweise nicht behaupten konnte, ich möchte ihn haben, hielt sie sich für gerechtfertigt.

Liebe Frau Wanner! Daß sie Frau eines Gymnasiallehrers und Tochter eines Herrn Schoch war, der im Appenzellerland, ich glaube in Trogen, eine vielbesuchte Erziehungsanstalt geleitet hatte, überraschte mich sehr, als ich es erfuhr; ich hatte sie für eine Frau aus dem Volke gehalten. Ihr Gesicht war schmal und feingeschnitten, aber es tat ihrem guten Aussehen Abbruch, daß ihre Haut infolge von häufigem Biergenuß fleckig gerötet war. Sie hatte sich, wie ich glaube, das Biertrinken dadurch angewöhnt, daß sie es für die bequemste Art der Ernährung hielt. Für ihre Kinder sorgte sie gut, soweit ich es beurteilen konnte, wenn auch vielleicht etwas summarisch. Sie hatte einen guten Verstand und war nach Appenzeller Art immer mit witziger Rede bei der Hand; gegen die, welche sie nicht leiden mochte, konnte sie scharf, sogar grausam

sein.

Zu diesen gehörte ein Landsmann von ihr, der schon längere Zeit bei ihr wohnte, Oskar Kellenberg. Er studierte die Rechte und ließ sich dabei mehr Zeit als üblich, da er vermutlich dachte, er werde lange genug in Walzenhausen oder sonstwo im Appenzellerland Fürsprech sein und wolle einstweilen die Studienjahre in Zürich gründlich auskosten. Frau Wanner, die Raschheit und Tätigkeit liebte, rechnete ihm das als Trägheit an, um so mehr, als er spät aufzustehen pflegte. Immerhin hatte sie ihn mit leidlich guter Miene geduldet, bis er sich in mich verliebte. Die glücklichen Zwanzigjährigen! Ein magisches Rosenlicht umspielt sie und berückt die, die davon angehaucht werden. An diesem Frühlingszauber hatte ich damals teil und nahm als etwas Selbstverständliches, ja fast ohne es zu mer[182]ken hin, daß man mir Liebe entgegenbrachte; war ja auch mein Herz empfänglich für alles, was ich sah und erlebte. Frau Wanner hatte es im allgemeinen gern, wenn ein junger Mann mich verehrte, und sagte dann mit Heranziehung eines Ausdrucks, der in Zürich von dem jungen, in Gärung befindlichen Wein, dem Sauser, gebräuchlich ist: er ist im Stadium oder er ist im Ricarda-Stadium. Es erfüllte sie mit Befriedigung wie eine ihr selbst dargebrachte Huldigung, solange ich mir aus dem Betreffenden gar nichts machte. Nun erwiderte ich zwar Kellenbergs Neigung nicht, hatte ihm auch gesagt, daß ich gebunden sei und ihn keinesfalls heiraten werde; aber ich konnte ihn gut leiden, unterhielt mich mit ihm über manche Dinge, die Frau Wanner nicht interessierten, und nahm es gern an. wenn er mich sonntags auf größeren Ausflügen begleitete, die ich allein nicht hätte unternehmen können. Dadurch wurde ihre Eifersucht gereizt, sie faßte einen immer lebhafteren Widerwillen gegen ihn und verfolgte ihn mit spitzigen Bemerkungen, die ihn zum Ausziehen veranlassen sollten. Daß er sich mit stoischer Gleichgültigkeit gegen ihre Pfeile panzerte und tat, als fühle er sie gar nicht, brachte sie um so mehr gegen ihn auf.

Wenn Frau Wanner anderen meinen Fleiß als Vorbild anpries, so

durfte ich das Lob als wohlerworben betrachten. Ich pflegte spätestens um sieben Uhr aufzustehen; oft spielte mir Frau Wanner dann einen Walzer — stramm aufrecht, in der Haltung einer eifrigen Schülerin, saß sie am Klavier, und ich tanzte dazu. Dann arbeitete ich mit kurzen Pausen bis Mitternacht. Ich hatte mir ein Jahr gesetzt, um mich auf die Maturitätsprüfung vorzubereiten, und ich mußte mich anstrengen, wenn ich das Ziel erreichen wollte. Nicht nur, daß ich von Latein und Mathematik noch gar nichts wußte, ich mußte auch in allen übrigen Fächern meine Kenntnisse von Grund aus aufbauen. Zum Beispiel hatte ich viel gelesen, kannte Don Carlos, Wallenstein, Faust zum Teil auswendig; aber ich wäre nicht imstande gewesen, von diesen Dramen oder irgendeinem anderen eine ausreichende Inhaltsangabe zu machen. Für das Tatsächliche hatte ich überhaupt nicht viel Sinn. Bei dem mir angeborenen Hang für die Historie hatte ich ziemlich viel Geschichtswerke gelesen; aber ich liebte die Geschichte als den far[183]bigen Strom des Geschehens, aus dem große Persönlichkeiten auftauchten, die ich kämpfen und siegen oder unterliegen sah, als den Stoff, in den meine Phantasie hineingriff, um ihn dramatisch zu gestalten, und merkte mir nur, was mich in bezug darauf interessierte; viel zuverlässige Kenntnisse hatte ich nicht. Alles, was ich etwa wußte, langte nicht, um Examensfragen zu beantworten. Sogar in Hinsicht auf moderne Sprachen, in denen ich guten Unterricht gehabt hatte, mußte mindestens das Gedächtnis wieder aufgefrischt werden.

Im Lateinischen unterrichtete mich ein Professor am Gymnasium, ich glaube, er hieß Walder, ein etwas humorloser, griesgrämlicher Mann, der mit Mißtrauen an die Sache heranging. weil er nicht glaubte, das erforderliche Pensum werde sich in so unverhältnismäßig kurzer Zeit bewältigen lassen; als er sah, daß ich schnell Fortschritte machte, wurde er freundlicher und hatte schließlich wohl annähernd so viel Freude an den Stunden wie ich. Vor der Mathematik hatte ich mich gefürchtet: ich bildete mir ein, das sei etwas, was nur Männer könnten. Leider habe ich den Namen

des jungen Mannes, eines Seminaristen, vergessen, der mich in Algebra, Geometrie, Physik, kurz, in allen mit der Mathematik zusammenhängenden Fächern unterrichtete. Er besaß die Gabe, sich in die Geistesverfassung eines völlig Unkundigen hineinzuversetzen, und beantwortete mit Geduld und Klugheit die vielen Fragen, die ich stellte, bis ich die Art des mathematischen Denkens erfaßt hatte. Dann ging es auf einmal spielend, und ich arbeitete auf diesem Gebiet, von dem ich alles ganz und gar bis auf den letzten Zipfel vergessen habe, mit besonderer Vorliebe. Naturwissenschaftlichen Unterricht hatte ich bei Herrn von Beust. Der Vater der Brüder Beust war ein Achtundvierziger Flüchtling gewesen und hatte in Zürich eine Schule nach damals neuen Grundsätzen eingerichtet, die gut besucht wurde. Nach seinem Tode führte der eine Sohn sie weiter, eben der, bei welchem ich Stunden nahm. Er war ein stattlicher blonder, unverheirateter junger Mann; wenn ich kam, öffnete mir jedesmal seine Mutter die Tür, rücksichtsvoll ihre Gegenwart andeutend.

Ich war damals voller Arbeitslust und Arbeitskraft. Ich hatte seit meiner Schulzeit etwa acht Jahre lang nichts Ernstliches [184] getan, nun war ein Drang in mir, große Aufgaben zu bewältigen. Allerdings bediente ich mich unwillkürlich des Kunstgriffes, mit den verschiedenen Fächern, die ich zu bearbeiten hatte, häufig abzuwechseln. Dann gab es hie und da, auch abgesehen vom Mittagessen, eine Pause. Am Nachmittag tobte ich ein Stündchen mit Max und Paul, den beiden Kleinen. Zu meiner Entlastung erfand ich ein Spiel, bei dem ich mich etwas ausruhen konnte: ich legte mich flach auf den Boden und regte mich nicht, die beiden Buben sprangen um mich herum und über mich weg, wobei sie riefen: Fräulein Huch ist tot! Fräulein Huch ist tot!, bis ich mich plötzlich aufrichtete, nach ihnen griff und sie schreiend davonliefen. Dabei hatte ich den Vorteil, daß ich unvermerkt den Dialekt lernte, denn mein Hochdeutsch verstanden sie nicht; ob ich englisch oder französisch spräche, hatten sie ihre Mutter gefragt. Gegen Abend schlenderte ich manchmal allein oder mit Frau Wanner auf die

Hohe Promenade, den letzten Rest der alten Bastei, wo wir das Abendlicht die Schneeberge färben sahen. Nur selten trafen wir dort einen Spaziergänger, der wie wir, an den grünüberwachsenen Gräbern eines alten Friedhofs vorüberwandelnd, den Feierabend genoß. Auch größere Ausflüge unternahm ich mit Frau Wanner; besonders gern erinnere ich mich einer Reise in ihre Heimat, wobei wir die Ebenalp und das Waldkirchlein besuchten. Die Alpenrosen, die gerade blühten, überzogen den Boden mit einem krausen, rostroten Teppich, ich war von diesem Anblick, der mir neu war, hingerissen. Auf der Ebenalp fand auf einem hölzernen Tanzboden ein ländlicher Tanz statt. Aufgefordert, mich zu beteiligen, war ich gern bereit und tanzte so ausgiebig mit, daß meine Strümpfe am Schluß vollständig durchgetanzt waren. In dem ersten Winter, wo ich noch wenig Menschen kannte, ging ich oft weite Wege allein, besonders am See entlang, der dunkel unter wogenden Nebeln starrte, und das waren besonders glückliche Stunden ahnungsvoller Träumereien. Einige Jahre später wurde eine meiner Freundinnen auf dem Wege zur Trichterhauser Mühle überfallen und nur durch das zufällige Daherkommen eines kleinen Jungen gerettet. Dadurch wurde mir die Gefahr einsamer Spaziergänge klar, und ich verlor den Mut dazu, womit ich allerdings einen unersetzlichen Genuß aufgab.

[185] Zu Frau Wanners Hause gehörte ein Gärtchen mit einer Laube, in der ich mich, seit es warm wurde, fast den ganzen Tag aufhielt. Bei mir hatte ich ein winziges, schwarzweißes Kätzchen; wie ich in seinen Besitz gekommen war, weiß ich nicht mehr. Es war das hübscheste Kätzchen, das man sich denken kann, und hieß Fritz, doch verschwand der offizielle Name über die vielen Zärtlichkeitsbenennungen, die ich meinem Liebling gab. Die Liste von Fritzens hundert Kosenamen, die ich einmal aufstellte, betrachtete Frau Wanner mit lächelnder Nachsicht. Da in meinem Zimmer Mäuse waren, was man bei dem herrschenden Wirtschaftsbetrieb natürlich finden wird, und ich auch Mäuse gern hatte, band ich meinem Fritz ein Glöckchen um, das seine

Gegenwart zeitig anmeldete und die Bedrohten warnte; auf diese Weise konnte ich Katze und Mäuse nebeneinander haben. Einen grimmigen Gegner hatte meine Katze an Herrn Wanner, dem sie zuweilen den Wurstvorrat entwendete, mit dem der bedauernswerte Mann sich ernährte. Frau Wanner wollte sich in solchen Fällen totlachen. »Der Wurstlackel ist im hellen Zorn abgezogen«, jubelte sie, »er hat nichts mehr zu essen.« Ich erhielt dann ein Billett von ihm voll scharfer Ausfälle gegen mein Fritzli, das ich mit höflichen Entschuldigungen und Wiedererstattung des Geraubten beantwortete. Seit die Sonntagsspaziergänge aufgehört hatten, sah ich ihn selten mehr. Der Scheidungsprozeß war im Gange, aber die immer wieder erneuten Versöhnungsversuche vor dem Friedensrichter zogen ihn sehr in die Länge.

Eine besonders sympathische Erscheinung meines ersten Züricher Jahres war ein Freund Kellenbergs, den ich durch ihn kennen lernte, Alexander Wettstein, Sohn des Seminardirektors von Küssnacht. Er war in jeder Art von Sport geübt, die damals betrieben wurde, auch im Segeln, und als er hörte, daß ich noch nie gesegelt sei, wünschte er, mich dies Vergnügen kennen zu lehren. Das Rudern hatte ich bereits gelernt und ruderte oft abends auf dem See, der nur selten durch einen Dampfer, noch gar nicht durch die sogenannten Schwalben beunruhigt wurde; dort war man allein mit den Bergen und dem Abendrot. Wir gingen zu dritt zu einer der Stellen, wo Boote vermietet wurden, und Alexander nahm eins, um selbst das weiter [186] draußen liegende Segelschiff herbeizuholen. Ungeduldig sprang er dabei zu kurz und fiel ins Wasser; wir traten sofort den Heimweg an, damit er sich trocknen konnte, und es ist nie zu einer Segelfahrt gekommen. Dagegen wurde eine gemeinsame Besteigung des Glärnisch ausgeführt, eine herrliche, freudenvolle Fahrt, auf der die Alpenblumen leuchteten und noch mehr die flinken, blanken schwarzen Bergsalamander mich entzückten. In der Hütte unterhalb der Spitze wurde übernachtet. Wir schliefen auf Strohsäcken, und meine Begleiter waren brüderlich besorgt, daß ich bequem lag und gut zugedeckt war.

Beim Abstieg zeigte sich, daß ich an Schwindel litt; an einer besonders ängstlichen Stelle verließ mich der Mut, ich wagte mich weder vorwärts noch rückwärts. Alexander Wettstein, der selbst das Führerexamen gemacht hatte, kam mir nicht zu Hilfe, sondern rief mir zu: »Sie müssen allein weitergehen und Sie können es auch!« Da mir nichts anderes übrig blieb, biß ich die Zähne zusammen und konnte es wirklich. Unter Scherz und Gesang ging es in großen Sprüngen zu Tal.

Während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft besuchte Wettstein uns nie, ohne mir etwas mitzubringen, etwa eine schöne Blume oder einen seltenen Stein, und einmal war es eine kleine Schildkröte. Einsperren mochte ich sie nicht, und die Freiheit des Gartens mißbrauchte sie zur Flucht. Eines Tages, es war, wenn ich mich recht erinnere, im Juli, kam Alexander, mich zu fragen, ob ich mit auf die Jungfrau wollte; er und fünf seiner Bekannten hätten vor, in den nächsten Tagen den Aufstieg zu machen. Es ist fast verwunderlich, daß er mir so viel zutraute, da er wußte, daß ich nicht schwindelfrei und überhaupt, wenn auch kräftig und gelenkig, doch ungeübt war; er mochte denken, daß er mir aushelfen könnte, wo ich etwa versagte. So verlockend die Aufforderung war, glaubte ich doch, sie ablehnen zu müssen, denn ich sagte mir, daß ich für sechs junge Männer, die alle bis auf einen erprobte Bergsteiger waren, eine Hemmung bedeuten würde. »Was soll ich Ihnen mitbringen«, fragte er beim Abschiednehmen. Ein Murmeltierchen«, sagte ich. Als das entsetzliche Unglück geschah, war ich nicht in Zürich, ich kam erst einige Tage nachher von einer kleinen Ferienreise zurück. Alle sechs waren eine [187] kurze Strecke unterhalb des Gipfels abgestürzt und tot. Zum Verhängnis war ihnen die Ungeübtheit des einen der Teilnehmer geworden, hauptsächlich aber ein plötzlich eintretender Umschwung des Wetters. Gegen einen eisigen Schneesturm ankämpfend, erreichten sie die Spitze des Berges, rasteten dort und traten am folgenden Morgen erschöpft und erstarrt den Abstieg an. Unglücklicherweise waren sie, vermutlich wegen der Unzulänglichkeit des einen von

ihnen, untereinander angeseilt, so daß sie, als einer ausglitt und stürzte, alle verloren waren. Die Schweizer Zeitungen beschäftigten sich viel mit dem Ereignis, das mehrere Familien in Trauer versetzte; einer von den sechsen war verheiratet. Von geistlicher Seite wurde das leichtfertige Aufsspielsetzen des Lebens getadelt; doch konnte man insofern nicht von Leichtsinn sprechen, als mehrere der Verunglückten das Bergführerexamen gemacht hatten. In den Berichten wurden alle Gegenstände angeführt, die die Taschen und Rucksäcke der Toten enthielten; mit tiefer Bewegung las ich, daß bei Alexander Wettstein in ein seidenes Tuch eingewickelt ein Murmeltier gefunden war.

Mein Aufenthalt bei Frau Wanner nahm dadurch ein Ende, daß ich von irgendeiner Seite an den Professor der Theologie Fritzsche empfohlen war und seine Damen mich aufsuchten. Sie fanden, daß ich nicht passend untergebracht sei, und redeten mir dringend zu, die Wohnung zu wechseln, bis ich nachgab. Auch konnte ich mir nicht verhehlen, daß die Verhältnisse im Hause sich immer mehr auflösten. Doch verließ ich ungern Frau Wanner, das Gärtchen, die Gemeindestraße und den Zeltweg, an dessen Häusern ich manches Mal am späten Abend den alten Gottfried Keller, klein und gebückt, für mich eine große, verehrte Gestalt, hinstapfen sah. Sehr schmerzlich war es mir, daß ich mich auch von meinem Kätzchen trennen mußte. Ich nahm es in einem verdeckten Korbe mit in die Dufourstraße, aber es entkam mir und langte nach zwei oder drei Tagen ausgehungert und verschmutzt wieder in der Gemeindestraße an. Wohl nahm es Frau Wanner liebevoll auf, konnte aber nicht verhindern, daß der älteste Sohn, die Abneigung des Vaters teilend, es erschoß. Vielleicht war es besser für das arme Tier, das von seiner Liebe zu mir und der unüberwind[188]lichen Anhänglichkeit an das Haus hin und her gerissen nirgends mehr Ruhe fand. Frau Wanner kam später, nachdem sie geschieden war, unter den Einfluß von Temperenzlern, entsagte dem Trinken und wurde ordentlich; doch war ich, als sich diese Umwandlung vollzog, nicht mehr in Zürich. Etwa fünfundzwanzig Jahre später überraschte und erfreute

mich ein Brief ihres jüngsten Sohnes Paul, der in Italien lebte, ich glaube, als Buchbinder, Frau und Kinder hatte und glücklich war. Er erinnerte sich noch lebhaft, wie er mir schrieb, der Zeit, wo ich im Garten der Gemeindestraße mit ihm und seinem Bruder spielte.

Dank meines guten Unterrichts und meines Fleißes wurde mir das Examen leicht. Die meisten Prüflinge waren schlecht vorbereitet, da das Maturitätsexamen für leicht galt, viele gingen auf gut Glück, fast ohne Kenntnisse hinein. Ich stellte bei den schriftlichen Arbeiten eine Art Nachrichtenbüro vor, das nach allen Seiten die Bedürftigen bediente. Bei einem Examen geht es gewöhnlich so, daß, wenn der erste Tag gut verlaufen ist, die günstigen Ergebnisse sich wie von selbst steigern: die Zuversicht der Geprüften wächst und ebenso die günstige Stimmung der Prüfenden, es bildet sich zwischen ihnen eine Atmosphäre des Erfolges. So ging es damals mir: die Zeit verging mir wie ein Fest. Als das Ergebnis mitgeteilt wurde, verkündete Professor Blummer, der derzeitige Rektor, daß ein Examinand in allen Fächern die erste Note bekommen habe, was seit Jahren nicht vorgekommen sei.

In mein erstes Semester fiel die Bekanntschaft mit einem Studenten, der eben vom Gymnasium kam und Nationalökonomie studieren wollte. Er hieß Hans Müller und war ein Mecklenburger aus guter, wohlhabender Familie, hatte sich aber den Unwillen seines Vaters zugezogen, weil er Sozialdemokrat war. Das bedeutete für die damalige Bourgeoisie ungefähr dasselbe wie Verbrecher zu sein. Ich wußte nicht viel von sozialistischen Theorien, aber ich war für die Richtung eingenommen. die das Los der Arbeiter, also der ärmsten und rechtlosen Klasse, verbessern wollte. Überhaupt hatte ich eine unwillkürliche Neigung zum Revolutionären. Das Legitime war mir verdächtig, die Worte Freiheit und Rebell hatten einen wundervoll [189] drommetenhaft erschütternden Klang für mein Ohr. Ich ließ mich also leicht von Hans Müller bereden, mit ihm ein Kolleg zu besuchen, das für viele junge Deutsche eine besondere Anziehungskraft hatte: Professor Platter las über Sozialismus. Ich war keine eifrige Hörerin und verstand nicht viel von dem, was er

vortrug; aber die Zusammensetzung der Zuhörerschaft interessierte und belustigte mich. Es waren mehr Ausländer als Schweizer, darunter verschiedene Deutsche, die später eine Rolle in der Sozialdemokratischen Partei gespielt haben. Diese verkehrten meist in einem Lokal, das die Kaffeeklappe genannt wurde; ich lernte sie nur aus Erzählungen von Hans Müller kennen. Zu seinen näheren Bekannten gehörte Karl Henckell, der kurz vorher ein Bändchen sehr anmutiger Gedichte herausgegeben hatte. Er besang darin Erika Wedekind, die Tochter eines im Lenzburger Schlosse wohnenden Niedersachsen, Schwester des später berühmten und berüchtigten Frank. Schon zu jener Zeit gingen allerhand eklatante Anekdoten über ihn um. Eines Verses von Karl Henckell erinnere ich mich, der oft mit Vergnügen angeführt wurde. Das wird die Ochsen kränken — Im Stall Germania — Die Mädchen auf den Bänken — der Wissenschaft: Hurra! Manche von seinen Gedichten hatten etwas Seelenvolles, Taufrisches, Witziges, das er später nicht wieder erreicht hat.

Die Spur, die die Berührung mit den jungen Sozialdemokraten bei mir hinterließ, geriet poetisch und historisch. Ich schrieb eine Komödie, die ich zur Zeit der Dreißig Tyrannen in Athen spielen ließ. Ich bedaure, daß sie mir verlorengegangen ist, denn es ging toll und bunt darin zu. Nur daran erinnere ich mich, daß ein Sykophant darin vorkam, der so viel log, daß er, um sich zurechtzufinden, zwei Täfelchen bei sich trug, das eine enthielt die wirklichen Tatsachen, das andere, wie er sie zum Zweck seiner Angebereien umgelogen hatte. Diese Figur gab Anlaß zu grotesk komischen Szenen, die mir viel Spaß gemacht haben. Hans Müller, der schlanke, idealistische Junge, ging im nächsten Semester nach Genf, hat verschiedene Entwicklungsstufen durchgemacht und ist nach einem wechselvollen Leben, das er teils in Deutschland, teils in der Schweiz verbrachte, mit seinem Vater völlig versöhnt, in Zürich einheimisch geworden.

[190] Das Kolleg bei Platter war nur ein Seitensprung; in meinem eigentlichen Fach, der Geschichte, war ich regelmäßig und

aufmerksam. Am meisten kam für mich Professor Meyer von Knonau in Betracht, eine charakteristische Erscheinung, der im Vortrag und in der Gebärde eine schnörkelhaft gewundene Linie hatte, die wir gotisch nannten. Sein Kolleg befriedigte durch den Eindruck von Vollständigkeit und Gediegenheit. Georg von Wyß, bei dem ich Schweizergeschichte hörte, wurde noch vielfach nach dem aristokratischen Titel Junker Wyß genannt. Mit seiner untersetzten Gestalt, seinem buschigen weißen Haar über dem geröteten, etwas holzschnittartig grobgeformten Gesicht war er äußerlich nicht gerade anziehend; aber er bezauberte mich. Seine Haltung hatte etwas vom Ancien régime, eine Würde, die ihrer selbst zu sicher ist, um nicht auch alles andere, sei es das Geringste, gelten zu lassen. Es ließ sich annehmen, daß der alte Mann, der konservative Aristokrat, nicht für das Frauenstudium eingenommen war; aber er behandelte mich stets mit respektvoller Freundlichkeit, und ebenso eine andere Studentin, Bulgarin oder Rumänin, obgleich die Balkanvölker nicht beliebt in der Schweiz waren und das betreffende Mädchen wohl auch weniger zum Studium ein Kolleg besuchte, als um sich an deutschen Vortrag zu gewöhnen. Allerdings trug auch ich zunächst keinen Gewinn von seinen Stunden. Er las gerade über die Bündner Wirren im 17. Jahrhundert, eine sehr verwickelte Geschichte, zu deren Verständnis mir alle Vorkenntnisse fehlten; es war für mich meist ein sinnloses Durcheinander. Junker Wyß gab fast nichts anderes als Tatsachen; die Kenntnis des allgemeinen Hintergrundes setzte er wohl voraus und ermöglichte seinen Schülern, die Einzelheiten nach der strengsten neuesten Forschung zu berichtigen. Ein begleitendes Lächeln deutete zuweilen seine Einstellung zu den Vorfällen an.

Sehr viel gab mir ein Kolleg von Professor Oechsli über die Schweizerische Verfassung. Oechsli war im Gegensatz zu Meyer von Knonau und Junker Wyß Demokrat, ein offener, liebenswerter Mensch. Seine Vorlesung erweckte in mir das Interesse für Verfassungsgeschichte, womit ich mich während meiner Studienjahre hauptsächlich beschäftigt habe. Bis dahin hatte [191] ich

vom Wesen der Verfassung, von der Gliederung des Volkes, der Machtverteilung, dem Maße von Freiheit, Verantwortung und Gebundenheit nur eine oberflächliche Vorstellung gehabt. Ebenso wichtig wurde mir ein Kolleg bei Rahn über Gotik, in dem ich das beglückende Gefühl wesentlicher Belehrung und Bereicherung genoß. Rahn trug höchst klar und anschaulich vor. Ich begriff erst jetzt, daß Gebäude nicht schlechtweg nach jeweiligem Geschmack errichtet werden können, sondern daß ihr Zweck und statische Gesetze die Bedingungen sind, mit denen der Bauwille sich auseinandersetzen muß innerhalb der Formenwelt, die er vorfindet.

Sachlich sehr wenig hatte ich von demjenigen Professor, der mich persönlich am meisten interessierte: ich meine Salomon Vögelin. Ich hörte bei ihm ein Kolleg über Schweizer Humanisten und nahm an einem Seminar teil, wo über Holbein gearbeitet wurde, das in seinem schönen alten Hause an der Bahnhofstraße gehalten wurde; es ist längst abgerissen. Einmal führte Vögelin das Seminar nach Basel, um die dort befindlichen Bilder von Holbein zu zeigen. Mir kamen damals altdeutsche Bilder noch schlechtweg häßlich vor. Von der Schönheit der Holbeinschen begann ich zwar etwas zu ahnen, besonders starken Eindruck machten mir die Zeichnungen zu den Orgelflügeln des Basler Münsters, aber liebevollere Blicke warf ich doch im Vorübergehen auf die Gemälde von Böcklin. Im ganzen war ich für die Vorlesungen von Vögelin nicht genügend vorbereitet, und doch glaubte ich grade von ihm etwas vernehmen zu müssen, was mich besonders anginge. In seinem sehr markanten Gesicht war etwas Schwermütiges, etwas Zweifelndes und Problematisches, das mich beschäftigte; dazu kam, daß mit einer gewissen Zurückhaltung von ihm gesprochen wurde, als sei etwas Anstößiges an ihm, was besser verschwiegen bleibe. Mein erstes Semester war das letzte, in dem er las; er war schon schwer krank und ist bald darauf gestorben.

Professor Alfred Stern las über Neuere Geschichte. Ich hörte bei ihm ein Kolleg über die Orientalische Frage, die mir ziemlich gleichgültig war und blieb, obwohl er frei und außergewöhnlich gut

sprach. Er war ein Schüler von Ranke und hatte von dessen Art, wie man sagte, etwas angenommen. Ausge[192]zeichnet war sein Seminar. Er legte uns darin ein zur Zeit der Französischen Revolution anonym erschienenes Buch vor, dessen Verfasser herauszufinden war, und verstand es, uns zu lebhafter Beteiligung anzuregen. Sein bester Schüler war ein Bulgare, Boris Minzés, dessen leidenschaftlicher Eifer sich in seinem unschönen, aber kräftigen, auffallenden Gesicht ausprägte. »Der wird einmal Minister«, sagte der Professor von ihm. Vielleicht hat nur sein früher Tod verhindert, daß die Prophezeiung wahr wurde; er ist als Professor in Sofia gestorben.

Bei Prof. Stern und bei Meyer von Knonau durfte ich gesellschaftlich im Hause verkehren. Meyer von Knonau war mit einer Deutschen, einer feinen und liebenswürdigen Frau, verheiratet; Kinder hatte er nicht

War ich aus der Orientalischen Frage nicht mit bereichertem Wissen hervorgegangen, so brachte mir diese Vorlesung einen anderen, viel schätzbareren Gewinn. Sie war ihres aktuellen Inhalts wegen von Studenten aller Fakultäten besucht, so auch von einer mir befreundeten Medizinerin, die neben mir saß. Eines Tages erzählte ich ihr, ehe der Professor erschien, daß ich zwei Feuersalamander geschenkt bekommen habe, reizende Geschöpfe, die ich sehr liebe, von denen ich aber den Eindruck habe, sie fühlten sich nicht wohl bei mir, und daß ich befürchte, ich ernähre sie nicht richtig. Meine Nachbarin wußte mir keinen Rat zu geben, indessen griff eine vor oder hinter uns sitzende Studentin in das Gespräch ein und sagte, ich müsse den Feuersalamandern Regenwürmer geben. »Woher soll ich denn Regenwürmer nehmen«, sagte ich, »ich habe keinen Garten«. Die fremde Studentin, die, wie ich bald erfuhr, Marianne Plehn hieß und Zoologie studierte, weshalb sie auch so gut Bescheid wußte, sagte mit nachsichtiger Freundlichkeit, sie wolle mir wohl Regenwürmer bringen. Sie hielt Wort, was, nebenbei bemerkt, nicht gehindert hat, daß die Feuersalamander fortfuhren, sich so wenig wohl bei mir zu fühlen,

daß sie zu meinem Schmerz starben. Bei Gelegenheit einer Würmerspende sagte Marianne Plehn zu mir, ich möchte nun auch sie besuchen und ihre Kaulquappen kennen lernen. Sie bewahrte diese, deren komisches Aussehen mich entzückte, in einem [193] großen Glasgefäß und rühmte sich, sie so abgerichtet zu haben, daß sie auf ein Klopfzeichen an der Oberfläche des Wassers auftauchten. Daß ich ihre Dressurkunst gläubig bewunderte, machte ihr viel Vergnügen. So begann eine Freundschaft, die mich durch das ganze Leben begleitet und es verschönt hat.

Marianne hatte eine entschiedene, knappe Art, sich auszudrücken, und hielt sich sehr grade; der letzte Umstand war es wohl, der bewirkte, daß ich sie jahrelang für größer als mich gehalten habe, während das Gegenteil durchaus der Fall ist. Überhaupt schenkte ich ihr unbedingtes Vertrauen; wenn uns auf dem See ein Wetter überraschte, war ich unbesorgt, wenn sich auch schon Schaumkrönchen auf den Wellen bildeten, solange ich Marianne unbekümmert sah, erst wenn ihr Gesicht sich in ernste Falten zu legen schien, glaubte ich, daß Gefahr im Anzuge sei, und legte mich nachdrücklich in die Ruder.

Meine neue Freundin stammte von einem Gut in Westpreußen, das Lubochin heißt, an dem sie sehr hing und von dem sie oft erzählte: von dem Garten voll Blumen, der das Haus umgab, in dem zahme Kraniche und zahme Füchse ihr Wesen trieben, von den Ackern, Gehölzen und einsamen Wäldern, die sich daran schlossen, und dem dunklen, lautlos dahineilenden Schwarzwasser, das sie begrenzte. Ich stellte mir zuhörend gern den unbekannten Osten vor, die Ebenen, wo einst die deutschen Ritter mit den heidnischen Preußen und später mit den Polen gerungen hatten, die breite Weichsel, die sie durchströmte, von der ich mir einbildete, daß sie der Wolga ähnlich sei, an das unabsehbare Rußland gemahnend. In bezug auf die Verbreitung der Familie Plehn in Westpreußen gab es folgende Anekdote: Als Napoleon durch die Gegend fuhr und auf Erkundigung, wem dies und jenes Gut gehöre, immer den Namen Plehn hörte, sagte er: »cette plaine es pleine de Plehn.«

In einem anderen historischen Kolleg kam ich neben ein flinkes zierliches Persönchen zu sitzen, die mir durch ihre schönen sprechenden Augen und ihr schwarzlockiges Haar auffiel, was zusammen ihr ein feurig trotziges Aussehen gab. Hedwig Waser, die einer altberühmten Zürcher Familie angehörte, war Germanistin. Ich hatte damals Visionen meiner künftigen Dichtungen, die von dem in Deutschland herrschenden Geschmack [194] ganz abwichen. Man ist wohl in der Jugend auf dem Gebiet sehr ausschließlich, wo man selbst schöpferische Begabung fühlt und man etwas bilden möchte, dessen Wesen einem unverrückbar feststeht, wenn man auch die Umrisse erst ahnt. Dem modischen Naturalismus, der die Wirklichkeit des Alltags möglichst schonungslos darstellen und ihre Wurzeln im Menschen und seiner Umwelt aufdecken wollte, war ich so feind, daß ich auch für das Bedeutende innerhalb dieser Richtung, so für Ibsen, für den die Jugend schwärmte, kein Verständnis hatte noch haben wollte. Das allgemein mit Beifall aufgenommene Jugendwerk Max Halbes, »Jugend«, lehnte ich durchaus ab. Über derartige Fragen sprach ich viel mit Hedwig Waser, die sich immer mit Klugheit und Feuer äußerte; das gemeinsame Interesse verband uns neben der persönlichen Sympathie, und wir befreundeten uns rasch. In meiner Erzählung »Haduwig im Kreuzgang« entstand ihr und zugleich der Großmünsterschule ein kleines Gedenkzeichen.

Von meinen Kollegen sind mir nur noch einige Namen in Erinnerung: Hoppeler, ein lustiger Bursche, der, wenn ich nicht irre, etwas verlotterte und früh gestorben ist, v. Jäcklin, ein Bündner, Haffter, dessen Dissertation über Georg Jenatsch ich noch besitze. In nähere Beziehung trat ich zu meiner einzigen Kollegin, einer sehr sympathischen Norwegerin mit blonden Haaren und feinem, klugem Gesicht, Mathilde Wergeland. Sie sprach gut Deutsch, nur daß sie, wenn sie in Eifer geriet, was im Seminar nicht selten vorkam, alle mit du anredete, Professoren und Studenten nahmen es mit beifälligem Lächeln auf. Sie sprach mir zuweilen ihre Nationalhymne vor: O mein felsiger Nord, so etwa begann sie und

klang stolz und urgewaltig in norwegischer Sprache. Einmal, als wir in größerer Gesellschaft zusammen waren, kam Mathilde Wergeland auf den Einfall, wir sollten den Berliner Kongreß vorstellen. Sie verteilte die Rollen; ob sie selbst oder wer sonst Bismarck agieren mußte, habe ich vergessen. Mir wies sie entweder Disraeli oder Andrassy zu, ich glaube mehr wegen meines kurzen gelockten Haars als wegen innerer Verwandtschaft. Ich hatte mir, bevor der Gedanke an das Studium auftauchte, die Haare abschneiden lassen, weil ich mit den vielen, die ich hatte, nichts anzu[195]fangen wußte und sie mir eher unbequem waren. Zu Beginn der Studienzeit ließ ich sie wieder wachsen, weil es unter uns Studentinnen Grundsatz war, uns in keiner Weise von anderen jungen Mädchen zu unterscheiden. Damals galt es bei vielen noch für unweiblich, zu studieren; es sollte deshalb jede als männlich zu deutende Note in der äußeren Erscheinung und im Auftreten vermieden werden. Frau Wanner war über die Veränderung, besonders in der schwierigen Übergangszeit, entrüstet. »Früher sahen Sie aus wie der junge Goethe«, sagte sie. »jetzt sehen Sie aus wie eine Zigeunerin.« Ich nehme an, daß das letztere so übertrieben, wie das erste gänzlich unzutreffend war.

Am nächsten stand mir in den ersten Jahren Salomé Neunreiter, eine Elsässerin, die Medizin studierte, also in den Vorlesungen nicht mit mir in Berührung kam. Sie hatte ein unregelmäßiges Gesicht, das dunkle Augen, in denen es oft heiß aufflammte, anziehend machten; sie war klug, tätig, tüchtig und sehr temperamentvoll. Ihre Mutter war eine wohlhabende Geschäftsfrau und ermöglichte ihrer Tochter, einen eigenen Haushalt in einer kleinen Wohnung zu führen, was sonst unter Studentinnen kaum vorkam. Ihr Mädchen, das für sie kochte, ließ sie mit am Tisch essen, eine demokratische Geste, die mir neu war und mir gut gefiel. Bei unseren gemeinsamen Ausflügen hatte sie manches Mal Gelegenheit, ihr Temperament und ihre Unerschrockenheit zu betätigen. Einmal schlug sie an einem Vagabunden, der uns in einsamer Gegend begegnete und belästigte, ihren Sonnenschirm entzwei. Ein anderes

Mal entrüstete sie sich über eine Schar wilder Buben, die, ich weiß nicht mehr, was angestellt hatten, und hielt ihnen eine pathetische Strafrede; als sie bei der Stelle ankam: »Ihr Schande eurer Eltern«, kamen wir beide so ins Lachen, daß die Ansprache damit ein Ende nahm. Auf der Heimfahrt von einem Ausflug am Sonntag abend in der dritten Klasse gerieten wir einmal zwischen angetrunkene Männer, die sehr zudringlich wurden, und unsere Lage wurde doppelt peinlich, als der Schaffner. dessen Hilfe wir anriefen, zu den Männern hielt, anstatt uns beizustehen. Salome gelang es doch, sie in Schranken zu halten, während ich meine Angst und meinen Widerwillen kaum ver[196]bergen konnte. Ich machte gelegentlich ein Gedicht auf sie, das anfing: Tapfer und behende — lebensaufwärts klettert Salomé — Ihre kleinen Hände — können wohltun, doch auch weh. Mir tat sie im allgemeinen nur wohl, wenn nicht grade ihre leicht empfindliche Eifersucht gereizt wurde. Da ich etwas kurzsichtig war, pflegte sie mich, wenn wir uns entgegengingen, eher zu erkennen, als ich sie sah, und wenn dann mein Gesichtsausdruck sich nicht gleichzeitig in den des freudigen Begrüßens verwandelte, fühlte sie sich dadurch verletzt. Salomé sprach nicht nur, wie sich von selbst versteht, Deutsch und Französisch, sondern auch Englisch fließend. Sie verkehrte viel mit zwei älteren, in Freundschaft verbundenen Damen, einer Deutschen und einer Engländerin, bei denen sie mich einführte. Ich liebte besonders die weißhaarige, umfangreiche Miß Davies, die heiter und humorvoll war; aber das dunkle, ernste Fräulein Schottbey war nicht weniger sympathisch.

Was Salomé und mich außer der persönlichen Zuneigung verband, war unser gemeinsames Werk, der Rachedolch. Unter den Professoren, bei denen Salomé hörte, war einer, der Gynäkologe, der ein Gegner des Frauenstudiums war und das auf eine sehr unfeine Weise äußerte. Er verflocht nämlich anstößige, oft geradezu unflätige auf sein Fach bezügliche Witze in seinem Vortrag, die er vielleicht überhaupt gern angebracht hätte, die aber zugleich den Zweck hatten, die anwesenden Studentinnen zu verscheuchen oder

mindestens zu beleidigen; denn sie konnten ja, ohne ihr Studium aufzugeben, auf diese Vorlesung nicht verzichten. Wenn wir sonntags spazierengingen, erzählte mir Salomé glühend vor Empörung, was der Verabscheute wieder an Unanständigkeiten vorgebracht hatte. Das brachte uns auf den Gedanken, ihn in einem Buch an den Pranger zu stellen, der Verachtung der Nachwelt preiszugeben; wir nannten dies künftige Werk den Rachedolch. Es sollte ein Briefwechsel werden in der Art, daß wir beide ziemlich genau so schrieben, wie es unserer Lage entspräche. Voraussetzung sollte sein, daß wir, wie es wirklich der Fall war, uns nur des Sonntags sehen und sprechen könnten und wöchentlich einen Brief wechselten. Allerdings mußten dem breiten Publikum einige Zugeständnisse gemacht werden, namentlich durch eine [197] nebenherlaufende Liebesgeschichte. Die chirurgische Klinik leitete damals Professor Krönlein, ein Mann, der sich, wie allbekannt war, ebenso durch seinen Charakter, durch vornehme Gesinnung wie durch die Beherrschung seines Faches auszeichnete und dem ganzen, ihm anvertrauten Institut ein entsprechendes Gepräge verlieh. Diesen, den Salomé ebenso bewunderte und verehrte, wie sie den Gynäkologen haßte, sollte Salomé lieben und am Schluß des Buches heiraten, während für mich ein um sechs Jahre jüngerer Student vereinbart wurde. Ich sollte der Abwechslung wegen eine junge Witwe sein, und der Altersunterschied zwischen dem Geliebten und mir sollte in meinem Falle das Problem bilden. Die Hauptsache war uns aber die Vernichtung des Feindes und daneben die Schilderung des Lebens an der Universität, namentlich in bezug auf das Frauenstudium, wovon in Deutschland noch so wenige Näheres und Bestimmtes wußten; Salome war sich durchaus bewußt, Pionier zu sein. Wir hatten an diesem Plan und seiner Ausführung großes Vergnügen. Sonntags lasen wir uns den Brief vor, den jede während der Woche geschrieben hatte, und beredeten den Inhalt des nächsten. Merkwürdig ist, daß die Briefe der so lebhaften Salome viel länger und weitschweifiger waren als meine, ja vielleicht hie und da ein wenig pedantisch. Sie war pädagogisch

veranlagt, ich war es gar nicht, sie wollte wirken und belehren, und so löblich das auch ist, gerieten, wie ich glaube, meine absichtslos hingeworfenen Briefe doch amüsanter.

Obwohl wir damals mit seiner Veröffentlichung rechneten, betrachtete ich den Rachedolch doch nicht als zum Kern und Ziel meines Lebens, zur dichterischen Produktion gehörig. Seit meinem fünften Lebensjahre hatte ich Gedichte gemacht, später Novellen geschrieben; es war mir immer bewußt, daß dies meine Aufgabe und meine Leidenschaft war, der ich irgendwann einmal genügen würde. Während ich mich auf die Maturität vorbereitete, hatte ich nur selten einmal einen Vers zu machen mir erlaubt, und auch während meiner Studienzeit nahm ich mir vor, alle Kraft auf die vorliegende Arbeit zu wenden, mich nicht ablenken zu lassen. Nur einmal machte ich eine Ausnahme, indem ich eine kurze Erzählung schrieb, der [198] ich den Titel »Die Goldinsel« gab. Sie spielte im Zeitalter der portugiesischen Entdeckungen und gründete sich auf die zu jener Zeit verbreitete Annahme, es gebe irgendwo eine Insel, wo Gold in Menge zu finden sei. Soweit ich mich erinnere, schwankte die Geschichte im Dunst unreifer Poesie, etwas Breiiges ohne Knochen, und ermangelte ganz des Wirklichkeitssinnes, wie auch gar nichts Erlebtes darinsteckte, aber der gütige Redakteur des »Berner Bundes«, Joseph Viktor Widmann, nahm sie in die Sonntagsbeilage auf, und ich bekam vierzig Franken dafür. Mit diesem ersten selbstverdienten Gelde beschloß ich, von meinen damaligen Bekannten und mir eine Fotografie herstellen zu lassen, die ich meiner stets ein wenig um mein Los und die Gesellschaft, in der ich mich bewegte, besorgten Großmutter zu schicken gedachte; meine Eltern lebten beide nicht mehr. Außer mir waren sechs Mädchen auf dem Bilde, alle Medizinerinnen. Clara Neumann, aus wohlhabender Familie, durchaus bürgerlich, ohne Draufgängertum oder studentische Bohème; sie ist jung gestorben. Molly Herbig, eine Ostpreußin, blond, fein, dezidiert und nicht ohne Humor; sie heiratete einen Schweizer Arzt, hatte zwei Kinder und starb schon vor dem Krieg, wenn ich mich recht erinnere. Fräulein von

Rosenzweig galt als natürliche Tochter des Kaisers Friedrich; wie es sich damit verhielt, weiß ich nicht, auch sprach sie nie davon. Sie stand schlecht mit ihrer Mutter und litt darunter, daß sie finanziell von ihr abhing, neigte überhaupt zur Schwermut. Nach vollendetem Studieren lebte sie mit Molly Herbig zusammen, die sie mit bewundernswerter Selbstaufopferung behütete; aber sie benutzte doch einmal einen unbedachten Augenblick, um sich das Leben zu nehmen. Ein mir neuer Typus war die blonde, zierliche Annchen Eysoldt. die von allen Dingen mit einer Offenheit sprach, die man Roheit hätte nennen können, wenn man nicht das Grundsätzliche darin gespürt hätte. Liebe war für sie, wie sie sagte, ein sinnlicher Trieb, mit dem die Natur ihren Haushalt besorgt, den betreffenden Menschen Gefühle vorspiegelnd, die eigentlich gar nicht vorhanden sind. Sie äußerte dergleichen mit sachlicher Kühle und vollem Einverständnis. Trotzdem hatte sie einen Verlobten, den ich den vierfach Verfluchten nannte: er [199] war Pole, Jude, Sozialist und ganz arm. Die Beziehung war natürlich aussichtslos, und nachdem sie längst gelöst war, hat Annchen Eysoldt, wenn ich nicht irre, einen Schweizer Rechtsanwalt geheiratet. Sie hatte eine Schwester, von der sie erzählte, daß sie zum Theater gehen wolle; sie ist eine berühmte Schauspielerin geworden. Die einzige Schweizerin in diesem Kreise war Emma Rhyner. Sie hatte etwas überaus Drolliges und Naives, und ich mochte sie besonders gern leiden. Von ihr lernte ich das Lied: »O i wett i hett en Oepfel! Aber en suren Oepfel mues es sie«, das sie mit lauter Stimme und nachdrücklicher Begeisterung zu singen pflegte. Leider habe ich sie, nachdem sie sich irgendwo als Ärztin niedergelassen hatte, ganz aus den Augen verloren. Zum Schluß nenne ich die Würdigste von uns, die liebenswürdige, rosige Agnes Bluhm, die schon am Ende ihres Studiums war. Sie ist noch immer erfolgreich wissenschaftlich tätig.

Wie es kam, daß ich mit so vielen Medizinerinnen verkehrte, die ich doch in meinen Hörsälen nicht antraf, kann ich nicht sagen; vermutlich waren es Bekanntschaften aus dem Studentinnenverein. Für Vereine hatte ich keinen Sinn, diesem trat ich aber aus

Kameradschaftlichkeit bei und wurde schon bald zur Präsidentin gewählt, was ich selbst bei meiner geringen Eignung zu einem solchen Amt auffallend und beinah komisch fand. Sehr unzufrieden waren die russischen Studentinnen mit mir, die in großer Zahl zum Verein gehörten. Diese wünschten, daß Vorträge gehalten würden, an die sich Diskussionen knüpften, während ich für zwangloses Zusammensein war. Die meisten waren so, wie man sie aus russischen Romanen kennt: sie konnten Nächte hindurch zusammensitzen und in endlosen Gesprächen über Welt und Lebensrätsel sich ergehen, wobei die Probleme immer verworrener wurden. Wir sprachen auch über alles, was junge Menschen bewegt und interessiert; aber es war nicht ein so uferloses, gewissermaßen aus Schwäche sich und den Gegenstand auflösendes Überschwemmen. Wir wußten, daß die meisten russischen Studenten sehr arm waren und ohne viel Wesens daraus zu machen, sich jede Bequemlichkeit versagten, um studieren zu können, ferner daß diejenigen, die mehr Mittel besaßen oder reich waren, den Bedürftigen mit[200]teilten, als verstehe sich das von selbst. Ich bewunderte das, ohne mich zu einem näheren Verkehr gedrängt zu fühlen. Mir fehlte damals jedes Verständnis für die Russen und ihre Nöte.

Salomé Neunreiter ging mir durch die Liebe verloren. Aus welchem Grund sie die eigene Häuslichkeit aufgab, weiß ich nicht mehr. In der Pension, wo sie dann wohnte, lernte sie einen jungen blonden Deutschen kennen, der Chemie studierte und in den sie sich verliebte, als er sich einmal an der Hand verletzt hatte und sie ihm die Wunde kunstgerecht verband und behandelte: »Für mich muß es sich da blau öffnen«, sagte sie einmal, als ich die Schönheit des dunklen Auges rühmte. Ihre Mutter war mit dieser Neigung nicht einverstanden, sei es, weil es sich um einen Deutschen handelte oder weil der Erwählte ihr keine Gewähr für das Glück ihrer Tochter zu bieten schien. Wieder zeigte sich Salomé furchtlos und unternehmend. Als die Mutter drohte, ihr die Mittel zum Studium zu entziehen, beschloß sie, sich selbst Geld zu verdienen.

Der ärztliche Beruf kam nicht in Betracht, weil sie noch nicht ausstudiert hatte; so ging sie nach irgendeiner deutschen Stadt, es mag Leipzig gewesen sein, und arbeitete dort journalistisch. Wie lange sie dort blieb, weiß ich nicht mehr, auch nicht, ob die Mutter schließlich doch nachgegeben hat. Jedenfalls hat sie bedauerlicherweise ihr Studium nicht vollendet. Als sie wieder in Zürich war, kam es zwischen ihr und ihrem Verlobten oft zu unerfreulichen Auftritten, die nichts Gutes für die Zukunft weissagten; doch hielt sie an ihm fest, ich weiß nicht, ob aus Zuneigung oder aus Eigensinn. Sie hat mit dem so ausdauernd Erkämpften in Zürich gelebt und ist, soviel ich weiß, sehr unglücklich geworden. Kinder hatten sie nicht. In viel späteren Jahren habe ich noch einmal Briefe mit ihr gewechselt, als ich an die Möglichkeit dachte, unseren alten Rachedolch zu veröffentlichen, der in ihren Händen geblieben war. Ich hoffte, daß das auch für sie von Nutzen sein könnte, denn ich hatte gehört, sie befinde sich oft in finanziellen Schwierigkeiten. Es wurde nichts daraus, weil der Verleger, an den ich mich wandte, der Ansicht war, es bestehe für die geschilderten Verhältnisse kein Interesse mehr. Das Frauenstudium war inzwischen in Deutschland eine alltägliche Sache geworden.

[201] Es war, glaube ich, in meinem zweiten Semester, daß ich fast die ganzen Sommerferien in Rüti ob Meiringen zubrachte. Es gab dort noch keine Hotels, nur eine einzige Pension in einem einfachen Hause, wo fast nur Schweizer aus dem sogenannten kleinen Mittelstande wohnten. In dem Holzhause gab es eine Menge Ohrwürmer, die mir mit ihren blanken skorpionähnlichen Leibern ein unüberwindliches Grausen einflößten. Die gutmütigen Pensionsgäste verstanden zwar meine Angst nicht, kamen mir aber bereitwillig zu Hilfe, indem jeden Abend einige von ihnen mich in mein Zimmer begleiteten, um die Bestien aufzuspüren und totzutreten. Außer mir war der einzige Deutsche, der aber lange schon in der Schweiz eingebürgert war, ein alter Herr, Professor Gladbach; er lehrte am Polytechnikum Architektur, und ich glaube,

der Holzbau war sein Spezialfach. Sein Vater war als Emigrant in die Schweiz gekommen, nachdem er irgendeine französische Revolution mitgemacht hatte; der Professor erzählte mir, die Franzosen hätten ihn Lavache genannt. Er war ein beweglicher, freundlicher Herr mit einem schelmisch-listigen Lächeln in den Augen und liebte es, sich die Mahlzeiten durch Gespräche zu würzen. Dabei wandte er sich, da der übrige Teil der Gesellschaft schweigend zu essen pflegte, immer an mich und brachte mich mit den seiner Schwerhörigkeit wegen überlaut geführten Unterhaltungen oft in Verlegenheit, besonders da es meist um Gegenstände ging, die den anderen vollständig fernlagen. Die Herzöge von Burgund waren sehr prachtliebend, schrie er mich zum Beispiel an und verbreitete sich dann über Teppiche und Rüstungen oder die derzeitigen Tischsitten. »Wenn ich Sie ansehe, muß ich immer an den alten Homer denken«, begann er einmal. Alle lachten und blickten auf mich. Er gab seiner Bemerkung dann eine liebenswürdige Wendung, indem er sagte, so wie ich müsse Nausikaa ausgesehen haben, ein Vergleich, der mir sehr schmeichelte, obwohl man meinen alten Verehrer nicht allzu ernst nehmen konnte. Eines Tages machte Professor Gladbach einen Ausflug auf eine etwa sechs Stunden höher gelegene Alp, von dem er so begeistert zurückkam, daß ich beschloß, denselben zu machen. Daß ich allein war, machte mir keine Bedenken, den Weg hatte mir der Professor genau [202] beschrieben. In der Sennhütte, wo ich nach langem Marsch gegen Abend ankam, fand ich einen Senn am Kessel, der seinem Aussehen nach ebensogut ein Räuber hätte sein können, mich aber freundlich empfing. Er sprach den Hasliberger Dialekt, der auch Schweizern oft dunkel bleibt; aber die Verständigung gelang mit beiderseitigem, gutem Willen. Er bot mir ein Getränk aus einer Tasse an, von der er mir versicherte, daß sie süfer, nämlich sauber sei, wozu ich das mitgebrachte Brot aß. Zum Schlafen stiegen wir eine Leiter zu einem Bretterboden hinauf, wo er mir die eine Ecke anwies, während er sich in einer anderen niederlegte; nicht das leiseste Angstgefühl wandelte mich an. Als

ich am Morgen erwachte, war er schon fort. Von einem Spaziergang höher hinauf zurückkehrend, wollte ich eben in die etwas tiefer in einer Senkung liegende Sennhütte hineingehen, als ich die Erde unter mir nachgeben fühlte und zu meinem namenlosen Schrecken immer tiefer, bis an den Gürtel versank. Neben der Tür der Hütte war ein großer viereckiger Düngerhaufen aufgeschichtet, der, weil er schon alt war, die Farbe der Steine angenommen und mich dadurch getäuscht hatte. Niemand war weit und breit zu sehen: ich zog mich aus und wusch mich, Wäsche und Kleid so gut es gehen wollte, in dem an der Hütte vorüberfließenden Bach. Merkwürdigerweise erinnere ich mich, daß ich ein hübsches, erdbeerfarbiges Kleid trug. Dann trat ich, mit meinem Abenteuer ausgesöhnt, den Heimweg an.

Besonders die letzten Wochen meines Aufenthalts, als es Herbst wurde, sind mir wie ein Traumgesicht, unsäglich schön und unvergeßlich, in Erinnerung. In der durchsichtig werdenden Luft brannten die roten Beeren, aus dem Walde tönte nachts das seltsame, klagende Lachen der Eulen. Ich lag im Kraut und machte Verse, von denen manche wenigstens für mich den Zuber jener Tage eingefangen haben, wie etwa diese: Das Alphorn klingt am Bergeshang — Wo die Lawinen dröhnen — Und immer meinem Pfad entlang — Folgt mir das süße Tönen — Mir ist, als ob das ferne Lied — mein totes Liebchen bliese — Und könnt ich gehen, wohin mich's zieht — Käm ich zum Paradiese.

Ich weiß nicht mehr, ob es die Inhaberin der Pension oder eine [203] andere Frau war, die eine Berner Tracht besaß und sie mich anproben ließ. Das Wohlgefallen der freundlichen Gäste an meiner Verwandlung ins Bernerische war der Anlaß, daß ich in dieser Verkleidung fotografisch aufgenommen wurde.

Im folgenden Jahre dachte ich schon an das Doktorexamen und die Dissertation. Ich wählte mir als Thema die Neutralität der Eidgenossenschaft, namentlich der Orte Zürich und Bern, während des Spanischen Erbfolgekrieges. Es war ein selbständiger Beschluß, den ich ohne Hinweis oder Ratschlag von seiten eines Professors

faßte. Wahrscheinlich hing es damit zusammen, daß ich bei Paul Schweizer, der ein Buch über die Neutralität vorbereitete, eine Vorlesung darüber gehört hatte. Der Gegenstand war noch nie im Zusammenhang behandelt worden, auch einzelne Teile desselben so wenig, daß da ein ergiebiges Gebiet zur Verfügung stand. Mit meiner noch immer strotzenden Arbeitslust ging ich darauflos und suchte zuerst im Zürcher Archiv Material. Archivar war Paul Schweizer, der mir leicht hätte behilflich sein können, da er im Archiv sicherlich gut Bescheid wußte und auch wußte, was für mich in Betracht kam, aber er bekümmerte sich gar nicht um mich, ich hatte sogar den Eindruck, es sei ihm nicht lieb, daß ich in sein Thema hineingriff. Mir kam das kleinlich vor; denn eine Dissertation, selbst eine gute, konnte doch nicht den Erfolg eines Professorenbuches beeinträchtigen. Im Grunde war ich froh, daß mich niemand beriet und ich mir Schritt um Schritt meinen Weg suchen konnte. Nach dem Zürcher kam das Berner Archiv. Zum erstenmal sah ich Bern, und die schöne Stadt machte großen Eindruck auf mich, vor allem das Münster mit dem noch flachen Turm, den ich von der Pension Hertenstein sah, wo ich abgestiegen war. Nach einiger Zeit siedelte ich in eine andere Pension über, die etwas außerhalb der Stadt jenseits des Bahnhofs lag. Daß ich einen langen Weg zum Archiv hatte, war mir gerade recht; er zog sich unter alten Bäumen hin, von denen die braunen Blätter des Herbstes auf mich herabrieselten. In der Pension hielten sich drei Japaner auf. Einer, mit dem wohlklingenden Namen Songinohara, war Offizier und bereiste die westeuropäischen Länder, um militärische Studien zu machen. Von den beiden anderen studierte einer Geschichte; er hieß Mitzsukuri [204] und hat mir später seine Dissertation geschenkt, die von den englisch-holländischen Beziehungen zur Zeit Cromwells handelte. Bei Gelegenheit eines gemeinsam von der Pension unternommenen Spaziergangs fragte mich plötzlich der eine von den Japanern, der neben mir ging: »Was halten von Dreieinigkeit?« Ich hatte noch niemals über die Dreieinigkeit nachgedacht und bedauerte sehr, daß ich einem

Ausländer und Nicht-Christen nur eine ganz unzulängliche Antwort geben konnte. Merkwürdig war mir, daß den Japanern an den Europäern besonders das Ungehemmte der Gefühlsäußerungen auffiel. Bei ihnen würde dergleichen anstößig sein. Wenn sie von einer langen, vielleicht jahrelangen Reise zurückkehrten, sagten sie. würden sie die Angehörigen, die sie erwarteten, nicht anders als mit einer Verbeugung begrüßen. Von Umarmungen oder gar Küssen dürfe keine Rede sein. Ich unterhielt mich gern mit den Japanern, aber den Rassengegensatz empfand ich stark.

Im Winter 1890 auf 91 herrschte eine so starke und lang andauernde Kälte, daß sich bis weit in den See hinein eine Eisdecke bildete, die mit Sicherheit begangen und befahren werden konnte. Das kommt nur selten vor, und es wurde wie ein Volksfest gefeiert. Ein Gewimmel von Schlittschuhläufern belebte die blanke Fläche, es gab Buden mit Erfrischungen, Musik, Beleuchtung, und der Jubel ging bis in die Nacht. Einer kleinen tragikomischen Begebenheit erinnere ich mich aus der Zeit der Seegefrörne: ein Mann, der im Leuen von Bendlikon zuviel getrunken hatte, ging am Abend, als es schon dunkelte, über den See nach Küssnacht, trotzdem man ihn warnte; denn das Eis war in jener Gegend nicht fest. Dem Ufer schon nahe, brach er ein. Als er merkte, daß er unterging, schwenkte er den Hut, rief »Adie, Welt!« und versank; die Herbeieilenden konnten ihn nicht mehr retten.

Ich hatte von der allgemeinen Lustbarkeit nichts, als daß ich unter der strengen Kälte litt; denn da ich im folgenden Sommer das Examen machen wollte, hatte ich zuviel mit der Vorbereitung zu tun, um daran teilzunehmen. Ich wohnte damals in Unterstraß in einem netten Hause, das einem alten Aargauer Ehepaar gehörte. Der Mann war Gärtner gewesen und hatte [205] sich mit einem kleinen Vermögen zurückgezogen. Die beiden gutherzigen Menschen freuten sich ihres Abendfriedens und waren zu jeder Art Kurzweil bereit. Mich hatten sie um so lieber, als sie Dialekt mit mir sprechen konnten. Abends, wenn ich müde von der Arbeit war, pflegte ich in ihr gemütliches Wohnzimmer zu gehen und, auf der

breiten Ofenbank, der Kunst, sitzend, mit ihnen zu plaudern. Sie erlebten noch den Schmerz, ihre einzige Tochter zu verlieren, die mit ihrem Mann und einem Söhnchen das obere Stockwerk bewohnte. Sie war eine sehr liebe Frau, aus deren schönen Augen die Wärme ihres Herzens leuchtete; der übermäßig große Umfang ihres Körpers deutete wohl auf Krankheit. Obwohl ich ihren Mann nicht leiden mochte, war ich doch froh, bei ihr zu Mittag essen zu können, da der tägliche Gang in die Stadt mir zuviel Zeit genommen hätte.

Mit der schönen großen Veranda, die zu meinem Zimmer gehörte, ist die Erinnerung an einen für mich denkwürdigen Besuch verbunden, den ich im Herbst erhielt, nämlich den von Joseph Viktor Widmann, dem Redakteur des Berner Bundes. Einige Zeit vorher hatte ich unter dem Namen Richard Hugo einen Band Gedichte herausgegeben, den der warmherzige Beförderer junger Talente ausführlich und liebevoll eingehend im Bund besprochen hatte. Die Gedichte waren zum großen Teil kindlich, ohne bewußten Formungswillen, allzusehr hingesungen, wie der in den Zweigen wohnende Vogel singt; aber ihn hatte vielleicht ein leidenschaftliches Quellen und eine gewisse persönliche Kraft angezogen, wenn sie auch persönliche Prägung noch kaum gefunden hatte. Widmann hatte aus einer Fotografie, die nur meinen Kopf wiedergab, geschlossen, daß ich klein und rundlich sei, und war angenehm überrascht, mich groß und schlank zu finden. Auch sonst erlaubte mir der Zufall, mich gut bei ihm einzuführen, als ich auf seine Einladung hin seinen Besuch in Bern erwiderte. Sein Haus, der Leuenberg, lag malerisch am Muristalden in der Schloßhalde. Die offene Laube, wo wir zuerst saßen, war durch ein großes, ich glaube von seinem Sohn Fritz gemalten Bild geschmückt, auf dem zwei an den Pfahl eines Scheiterhaufens gebundene jugendliche Gestalten zu sehen waren. »Da sind ja Olint und Sophro[206]nia«, sagte ich, indem ich es betrachtete. Daß ich Ariost kannte, erfreute den Liebhaber älterer italienischer Literatur; wir trafen uns rasch auf der Ebene einer ungefähr gleichgerichteten

Bildung. Sein heiterer humaner Geist beherrschte das Haus, seine Frau, sein Sohn, der werdende Maler, die schöne Tochter Johanna, seinem Herzen besonders nahestehend, alle kamen mir mit der Freiheit künstlerischer Naturen entgegen. Widmann war ein vorbildlicher Journalist; empfänglich, weltoffen, durch und durch gebildet, so daß er Anregung aus den Tagesvorgängen schöpfen und die wiederum mit höheren Gesichtspunkten verbinden konnte, witzig, launig, nicht zu leicht und nicht zu schwer, mehr anregend als belehrend, reich an Einfällen, bei aller Beweglichkeit in der Grundlage des Charakters fest. Darüber hinaus war er ein Dichter. Er hatte eine mir unverständliche Bewunderung für Spitteler, dem er soviel wie möglich die Wege bereitete und den er hoch über sich selbst stellte; dagegen glaube ich, daß er, nicht Spitteler, den eingeborenen Dichtergeist hatte, mag er sich immerhin auf beschränktem Gebiet geäußert haben. Ihm strömte die lyrische Ader, die Leier war sein eigen, die man der Poesie in die Hände gibt, wenn man sie figürlich darstellt. Da Spitteler das lyrischmelodische Element fehlt, wollte ich ihn nicht als Dichter gelten lassen. Widmann war zu frei, als daß er mir deswegen gezürnt hätte, wie er auch mich nicht deswegen geringer schätzte oder ausgab, weil Spitteler von mir nichts wissen wollte. Bis zu seinem Tode hat er unermüdlich durch Besprechung meiner Bücher und Hinweise mich zu fördern gesucht; noch jetzt beunruhigt mich zuweilen der Gedanke, ich habe ihm nicht genug gezeigt, wie dankbar ich seine Güte empfand.

Meine Dissertation wurde dank dem reichlichen Material, das ich in den Archiven gefunden hatte, sehr umfangreich. Durch die Korrespondenz der verschiedenen fremden Gesandten wurde ich mit einigen der in Betracht kommenden Persönlichkeiten ziemlich gut bekannt, was mir ermöglichte, ein paar bunte Farbflecken in die übrigens wissenschaftlich graue Darstellung zu setzen. Von dem Berner Maler Anker erhielt ich, nachdem meine Dissertation im Druck erschienen war, einen alten Stich, der eine darin eine Rolle spielende Person darstellte. Professor [207] von Wyß, dem ich nie

vorher von meiner Arbeit gesprochen hatte, weil ich nicht wußte, daß das üblich ist, empfing mich, als ich ihm endlich einen Besuch machte, um sie ihm vorzulegen, so vornehm und menschlich liebenswürdig, wie er immer war, und hat sie gründlich gelesen. In dem Brief, den er mir darüber schrieb, kam eine Bemerkung vor, die ich außerordentlich fein fand, nämlich, ich bringe das Wesentliche gern in einem Nebensatz, anstatt es in den Hauptsatz zu setzen. Dies liegt mir ersichtlich so im Blut, daß es mich Überwindung kostete, die Änderungen, zu denen er mir im Hinblick darauf riet, vorzunehmen. Ich fühlte mich verpflichtet, seiner Anweisung zu folgen; aber ich hatte das Gefühl, als sei ich nicht mehr ich in den verbesserten Sätzen.

Die Doktorprüfung verlief nicht so günstig wie die Maturität. Ich hatte solche Examensangst, daß ich nur durch die eindringliche Vorstellung, Erbrechen und Zahnziehen würde doch noch schlimmer sein, mir einigermaßen Haltung geben konnte. Die wohlwollende Gesinnung der Examinatoren war wohl zu spüren, konnte aber die Tatsache nicht aufheben, daß ich auf manchen Gebieten nicht genügend beschlagen war. Auf die erste Frage von Professor von Wyß, wer der eigentliche Begründer der Neutralität in der Schweiz gewesen sei, schwieg ich bestürzt und fassungslos, wie wenn sich eine abgründige Leere in mir aufgetan hätte, bis mir plötzlich Zwingli einfiel, zugleich aber auch zum Bewußtsein kam, daß ich einen Abschnitt der Schweizer Geschichte vernachlässigt hatte, wo eingehende Kenntnisse von mir vorausgesetzt werden durften. Man hatte wahrscheinlich erwartet, ich würde summa machen, und es wurde nur magna. Aber was liegt dem daran, der eben das Examen bestanden hat! Nur daß ich meinen Lehrern eine Enttäuschung bereitet hatte, tat mir leid. Nachdem mir der Rektor, Professor Hitzig, von dem guten Abschluß Mitteilung gemacht hatte, fügte er dem Glückwunsch zum erworbenen Doktortitel einen Glückwunsch zum Geburtstag hinzu: es war mein siebenundzwanzigster, der 18. Juli 1891. Noch sehe ich die lange Tafel und die charakteristischen Köpfe von Junker Wyß, Meyer von

Knonau, Baechtold vor mir, ihre freundlich mir zulächelnden Gesichter. Nicht lange danach starb Professor von [208] Wyß, einige Tage nach ihm seine Frau; sie wurden zusammen begraben. Meyer von Knonau, der damals jünger war, als er mir erschien, ist erst im Jahre 1931, mit Recht hochgeehrt von allen schweizerischen und allen Historikern deutscher Zunge, gestorben. Er war das Muster eines jener Gelehrten, der die Quellen gewissenhaft durchforscht und in unermüdlicher Arbeit die Ergebnisse sammelt. Das ist selbstverständlich notwendig und gut; aber bloße Tatsachen, wenn sie nicht in Beziehung zu uns und zu den Geistern in der Luft, wie der Apostel Paulus sie nennt, gebracht werden können, mit denen wir kämpfen, bleiben doch Spreu. Das Gebiet, auf dem Meyer von Knonau am meisten gearbeitet und Bedeutendes geleistet hat, ist das Mittelalter; jedoch vom Wesen des Mittelalters übermittelte er seinen Zuhörern wenig. Er war als Vorbild eines treuen Forschers seinen Schüler ehrwürdig, ein Führer in den großen Fragen des öffentlichen Lebens; eine Leuchte in den Wirren und Kämpfen der Zeit war er nicht und wollte er nicht sein. Er wollte möglichst richtig und vollständig mitteilen, was gewesen war. Nur daß er Stücke gab ohne den Atem und die Gewalt des Lebens. Ich unterschätzte den Wert der Einzelforschung, die strenge Beschränkung auf das vom Wissen Erfaßte nicht und war weit entfernt zu wünschen, daß aus der Geschichte ein Roman gemacht werde; aber ich fragte mich, zu was die Stücke da wären, wenn nicht, um zu einem lebendigen Ganzen gemacht zu werden, wenn nicht die Leidenschaften der Lebendigen die Schatten erglühen lassen, wenn wir uns nicht in sie, sie sich nicht in uns verwandeln?

Ich verstand gar nichts von den Problemen der Geschichtsschreibung, aber unwillkürlich legte ich doch einen Maßstab an das, was ich hörte und las und beurteilte es. Ranke lehnte ich so entschieden ab, daß ich für die hohe, bezaubernde Kunst seines Aufbaus und seiner Schilderung unempfänglich blieb. Und doch war Ranke ganz anders als Meyer von Knonau, reich an Ideen und Zusammenhängen, der Gabe teilhaftig, das Vergangene

anschaulich zu machen. Wenn ich mich selbst recht verstehe, war mir seine Welt zu geglättet, zu verbindlich, zu sehr vom Standpunkt der Oberen Zehntausend gesehen, auf einer zu schmalen Basis errichtet, so daß ihr nicht genug war[209]mes Blut zuflösse. Ich glaubte, die wirkliche Welt sei viel wilder, grausamer, böser und gemeiner und doch auch wieder viel schöner. Verschwieg er auch keine von den Schandtaten, die straflos begangen werden, so verstand sein reinlicher Pinsel doch auch das Struppigste für gute Gesellschaft annehmbar zu machen. Ich vermißte das unterirdische Rauschen der übermenschlichen Mächte, das vielleicht nur durch die Musik der Worte mitgeteilt werden kann, vor dem auch das lauteste Weltgeschehen plötzlich entleert in sich zusammenfallen kann. Dagegen glaubte ich, eine versteckte Servilität gegenüber der Wirklichkeit zu spüren. Den fernen Stern des ewig-göttlichen Rechts ließ er mir nicht klar genug erstrahlen.

Auf die Freude des bestandenen Examens folgte die unbequeme, drückende Frage, wie nun das Studium zu verwerten sei. Das Geld, das mir aus dem Verkauf des väterlichen Hauses zugeflossen war, hatte ich während der Studienjahre verbraucht; es war grade noch so viel vorhanden, daß ich den Druck der langen Dissertation davon bezahlen konnte. Ich mußte also daran denken, mir das Leben zu verdienen. Auf meine Anfragen und Erkundigungen in Deutschland, denn dahin wendete ich mich naturgemäß, erfuhr ich, daß ich auf eine Anstellung als Lehrerin an einer höheren Schule nur rechnen könne, wenn ich vorher in Deutschland das Lehrerinnenexamen gemacht hätte; meine Studien und Prüfungen in der Schweiz wären also vergeblich gewesen. Dagegen sträubte sich mein Stolz, ich hätte einen lächerlichen Umweg zu einem leicht erreichbaren Ziel gemacht, wäre beschämt, wie einer, der zu hoch hinaus gewollt hätte, heimgekommen. Im Grunde war ich über das geringe Entgegenkommen der deutschen Frauenführerinnen froh, denn ich hätte, wenn sie mir eine Aussicht eröffnet hätten, die geliebte Schweiz verlassen müssen, wahrscheinlich, um nie zurückzukehren. Ernstlich vorstellen konnte ich mir das gar nicht: es war mir

zumute, als müsse man mich mit den Wurzeln herausreißen. Doch blieb die unentrinnbare Tatsache, daß ich Geld verdienen mußte und nicht wußte, wie; ich sah keinen Ausweg. Eines Abends saß ich arbeitend am Schreibtisch, als über das vor mir liegende Papier hin eine dicke, abscheuliche Spinne auf mich zukroch. Trotz meines Schreckens durchzuckte [210] mich ein frohes Vorgefühl: bedeuten doch Spinnen am Abend Glück, und ein so häßliches Exemplar konnte nur etwas Wundervolles weissagen. Am folgenden Morgen bekam ich einen Brief vom Oberbibliothekar der Zürcher Stadtbibliothek, Dr. Hermann Escher, mit der Anfrage, ob ich geneigt sei, eine Stelle an der Bibliothek anzunehmen. Zu dieser Aufforderung war es folgendermaßen gekommen. Die Stadtbibliothek besaß eine wertvolle Sammlung kleiner Druckschriften, die auf die Französische Revolution Bezug hatten; ein Zürcher Zeitgenosse derselben hatte sie zusammengebracht. Damit sie dem Publikum zugänglich würde, sollte sie katalogisiert werden, wozu von den Angestellten der Bibliothek keiner Zeit hatte. Dr. Escher ließ deshalb unter den Studierenden der historischen Fakultät umfragen, ob jemand Lust habe, sich der ziemlich langwierigen Arbeit selbstverständlich ohne Entgelt zu unterziehen. Außer mir meldete sich noch ein anderer, der bald wieder absprang, so daß ich allein damit fertig werden mußte. Vielleicht hat sich eine gewisse Abneigung gegen die Französische Revolution in mir festgesetzt beim Schreiben der unzähligen Titel, in denen sich der marktschreierische und zugleich eintönige Geist jener Bewegung ausgelobt hatte. Jetzt erntete ich den Lohn meiner damaligen Bereitwilligkeit; denn bei dieser Gelegenheit hatte Dr. Escher mich kennengelernt und den Eindruck gewonnen, daß ich für die Bibliothek in Betracht komme. Es war eine entscheidende Wendung, die ganz überraschend war und die ich doch in einem Winkel meines Herzens erwartet hatte. Schien es mir doch unmöglich, daß ich gezwungen sein sollte, Zürich zu verlassen. Ein warmes Glücksgefühl überströmte mich; es war einer jener Augenblicke, wo das begehrliche Herz bis zum Rand gefüllt

und befriedet ist. Vielleicht erscheint es anderen unbegreiflich, daß ich nicht vorgezogen hätte, nach Deutschland zurückzukehren; aber so war es nun einmal, daß ich mich in Zürich mehr zu Hause fühlte als zu Hause. Es hing wohl damit zusammen, daß in Deutschland für mich keine Möglichkeit war, meine erworbenen Kenntnisse ersprießlich zu verwerten und mein Brot zu verdienen; weit mehr aber wirkte das Heimatgefühl, mit dem ich mich dem gastlichen Lande, der Schweiz, angeschlossen hatte. Zu[211]nächst, als ich sie kennen lernte, bezauberte mich die Schönheit des Stadt- und Landschaftsbildes: die stilvollen und die heiteren Häuser, der großartige Wurf, mit dem die Stadt zwischen die Berge hingegossen ist, die Schwäne am Limmatufer, die krähenden Möwen, der festlich schimmernde See und das schneeige Band der Alpen am Horizont. Dann lernte ich die Menschen kennen, die mir vertraut und doch fremd und überaus anziehend waren. Von Natur mit wenig Beobachtungsgabe ausgestattet, war ich doch durch den plötzlichen Wechsel der Umgebung dazu geführt worden, auf das öffentliche Leben zu achten und mir ein Urteil über viele Erscheinungen zu bilden, die ich bisher als selbstverständlich hingenommen hatte. Es fiel mir auf, wieviel selbstbewußter und sicherer im Auftreten die einfache Bevölkerung in der Schweiz war als daheim, sie schien nicht durch eine Kluft von den höheren Schichten getrennt zu sein. Dies gab den Eindruck von Gemeinschaft und Ausgeglichenheit, kurz von Kultur. Auf der anderen Seite war trotz der demokratischen Verfassung der Charakter vieler Familien aristokratisch, das heißt, sie schienen sich der Verpflichtung bewußt, dem ganzen Volke durch Gesinnung und Verhalten ein Vorbild geben, die kulturellen und politischen Güter, die von den Vorfahren errungen waren, pflegen und mit ihrer Person und ihrem Besitz für die Heimat sich einsetzen zu sollen. Diese Haltung war ganz unpathetisch, und wenn sich etwa demokratische Großmäuligkeit in den Mittelklassen bemerkbar machte, so wurde das mit humoristischem Lächeln kritisiert. Überwiegend war in der ganzen Bevölkerung entweder das patrizische oder das bäuerliche

aristokratisch-konservative Wesen. Sehr gefiel es mir, daß die Familiengeschichte gepflegt wurde, daß viele Familien ihren Ursprung in weit zurückliegende Jahrhunderte zurückverfolgen konnten, daß man schon aus dem Namen einer jeden schließen konnte, aus welcher Gegend sie stammte. In Deutschland hatten fast nur die altadligen oder alte reichsstädtische Familien einen Stammbaum; im allgemeinen ging die Erinnerung kaum über die Großeltern hinaus. Mein historischer Sinn fühlte sich davon angezogen. Ebenso wie die Familiengeschichte wurde die Geschichte der Städte, der Kantone, des Landes und Volkes ge[212]pflegt, und zwar nicht nur von zünftigen Gelehrten. Es gab in Zürich viele Herren, die Kaufleute oder Fabrikanten waren oder gewesen waren und sich mit Einzelforschungen in der Geschichte beschäftigten. Viele von den Neujahrsblättern, die nach alter Sitte von einer Reihe von Gesellschaften herausgegeben wurden, kamen auf diese Weise zustande. Die allgemeine schweizerische Geschichte war dem ganzen Volke bekannt, die großen Gedenktage wurden mit freudigster Teilnahme von allen gefeiert. Wie anders war das bei uns. So gewaltige Ereignisse wie die Türkensiege am Ende des 17. Jahrhunderts waren den meisten Deutschen kaum bekannt, nicht einmal die Befreiungskriege konnten für alle Deutschen eine glorreiche Erinnerung sein. Jedes Land feierte möglichst nur seine Dynasten vom dynastischen Standpunkt aus. War das nicht einst anders gewesen? Mehr und mehr bildete sich in mir die Ansicht aus, daß die Schweiz sich in der Bahn weiterentwickelt habe, die im mittelalterlichen Deutschen Reich eingeschlagen gewesen wäre, von der zuerst die Reformation, hauptsächlich aber der Absolutismus Deutschland abgelenkt hätte. Hier in der Schweiz schien mir das wahre, das unentstellte Deutschland zu sein, dem ich mich zugehörig fühlte, hier wurden noch die beiden großen Tendenzen des mittelalterlichen Reiches, die universale und die föderalistische Idee, hochgehalten und verwirklicht. Auch die eigentümliche Mischung von demokratischen und aristokratischen Elementen, wie sie in den Städten des Mittelalters sich ausgebildet hatten, war hier

erhalten geblieben. Ich hatte, obwohl meine Kindheit in die Zeit des Krieges von 1870 und der Reichsgründung fiel, niemals die Schwärmerei für das neue Reich teilen können, die so allgemein war. Nicht einmal für Bismarck und den alten Kaiser konnte ich mich begeistern, und die Anknüpfung an das Mittelalter, die zuweilen versucht wurde, indem man Wilhelm I. als Nachfolger der großen Sachsenkaiser oder der Hohenstaufen hinstellte, fand ich verfehlt. Das neue Reich war, fand ich, etwas von Grund aus anderes, es schloß sich nicht an das Mittelalter, sondern an den Absolutismus. Den haßte ich, ich war Republikaner, ohne je, soviel mir bewußt ist, in dieser Richtung beeinflußt worden zu sein, es war mir angeboren. Im damaligen [213] Deutschland konnte man nur entweder Beifall klatschen zu dem, was die jeweiligen Regierungen anordneten, oder schweigend und verärgert, von allen verketzert beiseite stehen; die Schweizer konnten mitwirken und gegenwirken nach der eigenen Überzeugung. In der Atmosphäre, die dadurch entstand, war mir leicht zu amen. Ich fühlte mich hier wie auf einem hohen Berge, von reinerer Luft als im Tale umspielt. Zu dieser Entwicklung mag beigetragen haben, daß ich trotz meiner historischen Einstellung persönlich gar nicht in der Vergangenheit, ganz und gar im Gegenwärtigen lebte. Bis in ein ziemlich hohes Alter habe ich nie zurückgeblickt. Dementsprechend gab ich mich mit allen Sinnen und Gedanken dem neuen Leben hin, das in der Schweiz sich mir auftat. Ich fühlte mich in Zürich so zu Hause, daß die ersten hochdeutsch gesprochenen Worte, die ich hörte, wenn ich vorübergehend nach Deutschland reiste, mich fremd und peinlich berührten: die Sprache wie die Gesichter kamen mir flacher, verschwommener vor als in der Schweiz. Ich bedauerte, daß nicht auch in Deutschland überall die Mundart und die volkstümliche Sonderart gepflegt worden war, und schrieb das der Zentralisation zu. Meine Vorliebe für das Mannigfaltige und Abneigung gegen das Uniforme war wohl zunächst eine ästhetische, wie ich denn glaube, daß ich nach Kierkegaard damals eher eine ästhetische als eine ethische Weltanschauung hatte. Ich hatte einen leidenschaftlichen

Hang für das Schöne. Aber im tiefsten Ursprung ist doch wohl das Schöne eins mit dem Wahren und Guten. Jedenfalls kann man, glaube ich, behaupten, daß das Mannigfaltige im politisch-sozialen Leben nicht nur sich schöner, sondern auch besser auswirke. Strebt doch die Natur überall zum Mannigfaltigen, und man verkürzt ihren Reichtum, indem man zentralisiert. Durch Zentralisation entstehen die Großstädte und Großstaaten, gegen die ich in der Schweiz eine lebhafte Abneigung faßte; ich war ja auch in einer mittelgroßen Stadt und in einem Kleinstaat aufgewachsen. Die Schweizer ihrerseits hatten zum großen Teil ein reizbares Mißtrauen gegen Deutschland, soweit sie es mit Berlin gleichsetzten; aber wo sie nicht das bemerkten, was sie als Berlinerisch empfanden, ein lautes, vordringliches, überhebliches Wesen, war es leicht, mit ihnen vertraut zu wer[214]den, so daß jedes Gefühl von Fremdheit oder Nichtzusammengehörigkeit verschwand. Bei den Gebildeten fand ich Verständnis, wenn ich stolz mein Niedersachsentum betonte; das grenzte ja schon an die republikanisch-aristokratischen Hansestädte.

Nachdem ich meine Bereitwilligkeit, mich an der Stadtbibliothek beschäftigen zu lassen, erklärt hatte, trat ich mein neues Amt an. Dr. Hermann Escher, nunmehr mein Vorgesetzter, war in mancher Hinsicht ein eigentümlicher Mensch. Zuverlässigkeit, Treue, Pflichtgefühl, Unerschütterlichkeit der Überzeugungen waren in ihm gleichsam angesammelt und fest geworden wie ein Erbe von Jahrhunderten. Das Interesse für sein Amt beherrschte ihn ganz, ich glaube nicht, daß Freundschaft, Liebe, Familiengefühl oder sonst eine Leidenschaft ihn jemals davon hätte abziehen können. Doch war er nicht etwa kalt oder gefühllos, nur war seine Empfindungswelt so kanalisiert, daß es nie am Nötigsten und Nützlichen fehlte, allzu heftige Strömungen oder gar Überschwemmungen aber vermieden werden konnten. Daraus war nicht zu schließen, daß er ein urgesunder Mensch sei, vielmehr war er nervenleidend; wenn ich mich recht erinnere, äußerte sich das so, daß er zeitweilig wie verschleiert war, sich nicht konzentrieren konnte. Daß jemand seine Interessen nicht teilte, konnte er sich

nicht vorstellen, und bei mir den Wunsch nach Belehrung in seinem Fache vorauszusetzen, hatte er ja alles Recht. Auch hörte ich aufmerksam zu, wenn er mir bibliothekstechnische Vorträge hielt; aber es blieb mir trotz guten Willens nichts davon im Gedächtnis. Ebensowenig behielt ich von der Aufstellung und dem Verlauf der Schlacht bei Zürich, die er mir auf dem Schlachtfelde erklärte. Er war sich seiner Verantwortung als Chef bewußt und zeigte während der Arbeitsstunden meistens einen gemessenen, freundlichen Ernst, der ihm ohnehin natürlich war, doch nicht so, daß er dem Scherz und Witz nicht zugänglich gewesen wäre und nicht gern gelacht hätte. Nur hatte sein Lachen nicht das Elementare, Saftige, das im Innersten des Menschen entspringt; es war, als sei da ein Zugang verstopft oder verholzt. Anders war es mit Dr. von Wyß, der wie ich neben und unter Dr. Escher arbeitete: da brauchte man nur anzutippen, und das Lachen rieselte hervor. Wilhelm von Wyß, [215] der Neffe meines verehrten Professors, war im Hauptamt Lehrer des Lateinischen Gymnasiums; er hatte wie ich an der Bibliothek nur eine halbe Stelle. Man nannte uns drei scherzweise nach einer bekannten Züricher Firma Escher, Wyß & Kompagnie. Als Unterangestellte konnten Dr. von Wyß und ich es uns leisten, zuweilen über den Strang zu schlagen und etwas ausgelassen zu sein, und wir machten von dieser Vergünstigung unserer bescheidenen Stellung hier und da Gebrauch. Er hatte etwas allerliebst Kindliches, wenn wir Dr. Escher mit kleinen Spitzbübereien neckten. Ich habe es später nie begreifen können, wenn seine Schüler am Gymnasium ihn allzu ernsthaft und streng fanden, so ganz anders hatte ich ihn gekannt. Vielleicht hatte er der Notwendigkeit, größere Schulklassen im Zaume zu halten, nur genügen können, indem er sich mit übertriebener Strenge panzerte. Mir hat er im Privatunterricht das Griechische beigebracht und wußte dabei sehr anmutig dem Ton freundschaftlichen Verkehrs, der sich zwischen uns herausgebildet hatte, durch den Ernst des Lehrers und im Hinblick auf das zu erreichende Ziel eine sachliche Schattierung zu geben.

Da meine Stelle an der Bibliothek nur eine halbe und entsprechend gering honoriert war, konnte ich davon nicht leben; aber unversehens wurde mir geholfen. Um möglichst gut für den Daseinskampf gerüstet zu sein, hatte ich auch das Oberlehrerexamen gemacht, und zwar mit sehr guten Noten. Dadurch waren drei Schwestern auf mich aufmerksam geworden, die in Zürich eine Privatschule leiteten; sie luden mich ein, bei ihnen in deutscher Sprache zu unterrichten. Den Namen der drei Damen habe ich vergessen; sie waren noch jung, und eine war sehr hübsch. Ich sagte zu, obwohl ich nie Unterricht erteilt und auch kein großes Zutrauen in meine Fähigkeit dazu hatte; aber ich konnte eine Gelegenheit, Geld zu verdienen, mir nicht entgehen lassen und hatte außerdem den Grundsatz, jede Handhabe zu ergreifen, die das Schicksal biete. Quo dii vocant eundum, hieß eine mir zusagende Devise. Es zeigte sich sofort, daß die Schwierigkeit der Aufgabe noch größer war, als ich erwartet hatte. Natürlich konnte ich hinreichend gut und richtig Deutsch sprechen und schreiben, aber die dazugehörigen [216] grammatikalischen Begründungen konnte ich nicht immer geben, was auf der Stufe, die mir zugewiesen war, noch in Betracht kam. Infolgedessen war ich immer besorgt, ich könnte in eine grammatische Falle geraten. Vor allen Dingen glückte es mir gar nicht mit dem Erklären der Gedichte, die im Lesebuch vorkamen. Nachdem die eine der drei Vorsteherinnen einmal bei mir zugehört hatte, sagte sie zu mir, ich habe das Gedicht viel zu schnell erledigt, man müsse mindestens eine Stunde, etwa auch mehr, auf ein Gedicht verwenden. Da ich zugab, das nicht zu können, empfahl sie mir ein Buch, aus dem ich die erforderliche Belehrung schöpfen könne. Das Buch, das ich mir sofort anschaffte, ist mir noch heute zuweilen eine Quelle des Vergnügens, wenn es mir auch nie eine der Belehrung wurde. Fast alle Gedichte, die in Schullesebüchern vorkommen, sind darin mit pedantischer Lust abgeschlachtet und kleingekäut, bis an die Stelle der natürlichen Freude am Gedicht der Ekel davorgetreten sein muß. »Wie war die Waschfrau in dem gleichnamigen Gedicht von

Chamisso? Sie war arbeitsam, fleißig, fromm, treu. Woran sehen wir, daß sie treu war? Sie ernährte, pflegte und begrub ihren Mann.« Das Studium dieses Buches bestärkte mich eher in meinem Widerwillen gegen das schulmäßige Erklären von Gedichten, als daß es mich in eine brauchbare Methode einführte. Es gibt gewiß einen Weg, jungen Schülern die Bedeutung und Schönheit eines Gedichtes zugänglich zu machen, wobei man mehr Zeit verbrauchen kann, als ich zu tun pflegte; aber ich verfügte über diese Kunst nicht. Mir schien, entweder fühle man die Schönheit oder man fühle sie nicht, und den, der sie nicht fühle, solle man dabei lassen; mit Erklärungen könne man nur den Schmelz abstreifen.

Fand ich Schwierigkeiten im Unterricht, so war auch die Tätigkeit an der Bibliothek nicht ohne Schatten. Mit dem Publikum kam ich nicht in Berührung, die Herren hätten geglaubt, mir damit etwas Ungebührliches zuzumuten, und das Registrieren und Katalogisieren, das Anfertigen von Begleitschreiben zu Büchersendungen war bald erlernt und sehr langweilig. Indessen das ließ sich ertragen, die täglich sich wiederholende Unterlage des Berufs durfte schon langweilig sein; schlimmer [217] war, daß meine besondere Leistungsfähigkeit nicht in Anspruch genommen, meine Kraft nicht ausgenützt wurde und die Arbeit mich doch ermüdete. Ich hatte darauf gerechnet. daß mir genug freie Zeit bleiben würde, um nun endlich meine dichterischen Pläne auszuführen; bald aber merkte ich, daß meine erste elastische Arbeitskraft sich in der trockenen Berufsschreiberei erschöpfte und mir die Stimmung zu schöpferischer Arbeit fehlte, wenn ich am späten Nachmittag nach Hause kam. Es mag sein, daß in jener Zeit der »Bundesschwur« entstand, ein Lustspiel, das den Einfluß der Französischen Revolution auf die Schweiz zum Gegenstande hat, und die Konflikte, die sich daraus ergaben. Ich gestehe, daß es mir, als ich es jetzt, nach mehr als vierzig Jahren, wieder las, einen guten Eindruck machte, obwohl es hier und da etwas ins Possenhafte fällt. Es hat anziehende, ausgeprägte Charaktere, komische Situationen,

spannende Verwicklungen und rührende Lösungen und würde, gut dargestellt, gewiß das Publikum unterhalten, allerdings wohl nur ein schweizerisches, da es ganz auf schweizerische Verhältnisse gegründet ist. Im ganzen aber brachte ich nichts Befriedigendes zustande und litt darunter; ich wollte blühen und Früchte tragen und saß ausgelaugt da und ließ die Stunden vorüberschleichen. Dieser Zustand änderte sich, als ich an der Großmünsterschule angestellt wurde.

Meine Erfolge an der Dreifräuleinschule waren so gering, daß ich mich über das Zutrauen wunderte, welches man mir durch Eröffnung einer Lehrtätigkeit an der städtischen höheren Mädchenschule erwies; ich verdankte es wohl meinen guten Zeugnissen und den günstigen Aussagen der Professoren, bei denen ich studiert hatte. Ich sollte Deutsch und Geschichte unterrichten an den Fortbildungsklassen, am Lehrerinnenseminar und einer Abteilung, wo die Mädchen zur Universität vorbereitet wurden. Es handelte sich hier um eine höhere Stufe, weniger Gedichte waren zu erklären als Dramen, schon robustere Gewächse, die man eher zergliedern und untersuchen konnte. Die jungen Mädchen, denen ich hier gegenüberstand, waren im Durchschnitt etwa zehn bis zwölf Jahre jünger als ich; bei ihnen konnte ich für das, was ich zu geben imstande war, auf Aufnahmefähigkeit rechnen. Kinder zu unterrichten muß gelernt [218] sein, mit Erwachsenen kann man sich selbst zurechtfinden. So wenigstens schien es mir. Allerdings waren die Mädchen, die ich nun kennen lernte, zum Teil noch sehr kindlich; aber vielleicht waren sie grade deshalb sehr aufmerksam, sehr strebsam und voll guten Willens, etwas zu lernen. Das war besonders bei denen der Fall, die Lehrerinnen werden oder studieren wollten. Wenn die Schweizer Schulen in der ganzen Welt berühmt sind, so sind auch die Schüler, wenigstens die Schülerinnen, denn nur diese kann ich beurteilen, ausgezeichnet; dem Typus der jungen Dame, die nur mit einem Drittel ihres Wesens mißlaunig durch die Klasse schlendert, weil der Hauptteil schon in den weltlichen Strudel geraten ist, bin ich nie begegnet.

Meine Stelle an der Bibliothek war mir doch zu wert, als daß ich sie gleich hätte aufgeben mögen. So lief ich denn zwischen Bibliothek und Schule, die einander benachbart waren, hin und her. Die Schule war im Jahre 1853 an Stelle des alten Chorherrengebäudes an das Großmünster angebaut worden und mit dem schönen Kreuzgang verbunden; ich hatte von dort nur ein paar Schritte zu meinem zweiten Arbeitsplatz. Wir waren damals nur ein kleiner Betrieb: außer Dr. Escher, Dr. von Wyß und mir gab es, wenn ich mich recht erinnere, noch zwei Männer, die die Bücherausleihe besorgten. Wir drei arbeiteten in einem Zimmer, das allerdings sehr geräumig war. Mein Platz war an dem großen Fenster, unter dem jetzt die Zwinglistatue steht. Als ich im Neujahrsblatt über die in der Bibliothek aufbewahrte Wicksche Sammlung schrieb, arbeitete ich wochenlang in der Wasserkirche, von der die städtische Bibliothek ihren Anfang genommen hat und an die das damalige Bibliotheksgebäude, das sogenannte Helmhaus, angeschlossen ist. Da war es kühl und still, die alten Folianten und Globen umher waren eine edle, feierliche Gesellschaft.

Mir war viel wohler, seit ich mehr zu tun hatte, wenn es auch zuweilen fast zu viel war, denn ich gab bis 24 Stunden in der Woche, wozu noch der Bibliotheksdienst kam. Auf den allerdings mußte ich schließlich doch verzichten. Es versteht sich von selbst, daß ich die Privatschule verließ, sowie ich an der städtischen Schule angestellt wurde; ich glaube, die drei Schwestern sahen mich gern scheiden.

[219] Unterstraß war zu weit entfernt von der Bibliothek, als daß ich dort hätte bleiben können; ich verließ meine lieben alten Aargauer, um, ich weiß nicht von wem beraten, in eine von einer Frau Walder geleiteten Pension überzusiedeln. Sie bewohnte damals ein schönes altes Haus an der Unteren Zäune, das den Namen Meerfräulein hatte. Meine beiden Zimmer gingen auf den Platz, wo einige Zeit vorher das alte Theater abgebrannt war; die Spuren davon waren noch sichtbar. Frau Sophie Walder, geborene Feldmann, war die Tochter eines Schweizers, der zu jener Zeit in

Rußland gelebt hatte, in der der bekannte Moser aus Schaffhausen dort sein Glück gemacht hatte. Von diesem merkwürdigen Mann und seinem Schicksal, das von dem ihres Vaters so verschieden gewesen war, erzählte sie mir oft. Beide Männer, die miteinander befreundet gewesen waren, hatten Russinnen geheiratet; Frau Walders Mutter hatte durch Verschwendung, Faulheit und andere, dem schweizerischen Wesen fremde Eigenschaften ihren Vater sehr unglücklich gemacht und den Verfall seines Vermögens verschuldet. Die Tochter, Frau Walder, war im Gegensatz zu ihr die Tüchtigkeit und Redlichkeit in Person. In unermüdlicher Tätigkeit sorgte sie gut für ihre Pensionäre, sie war viel zu wohlwollend und auch zu stolz, um sich an ihnen zu bereichern; es fehlte ihr nicht an einer gewissen Großartigkeit. Obwohl ihre Tage seit Jahren mit Hausarbeit angefüllt waren, erübrigte sie doch die Zeit, um dies und das zu lesen, sie brachte allem, was an sie herantrat, Interesse entgegen und war namentlich sehr musikalisch; von ihr hörte ich zuerst die Herrlichkeit der Matthäuspassion rühmen. Wenn ich jetzt den Chor höre »Ruhe sanfte, sanfte Ruh«, begleitet ihn manchmal für mein Ohr aus weiter Ferne ihre Stimme, die ihn so sehr liebte und gern leise vor sich hin sang. Mein jugendlicher Appetit und meine Würdigung feiner süßer Speisen belustigte sie, und sie tischte mit besonderem Vergnügen meine Lieblingsgerichte auf. Zu der heiteren Grundstimmung der Pension trug das immer lustige und willige Dienstmädchen, das Dörle, bei, mit der ich noch jetzt in Beziehung stehe. Die starke gebogene Nase, die Brille und die stattliche Figur gaben Frau Walder etwas Gestrenges; aber sie hatte ein warmes gütiges Herz und ein feines Verständnis für [220] Menschen, und ich denke mit Dank an sie zurück. Außer mir wohnten bei Frau Walder zwei allerliebste junge Mädchen, Schülerinnen des Pianisten Robert Freund, der eine bedeutende Rolle im Züricher Musikleben spielte, und ein Student der Chemie, Edouard Marmier. Er fiel auf durch sein dunkles Gesicht von beinahe negerartigem Typus, in dem zwei schwarze Augen geheimnisvoll glitzerten. Er hatte eine große Liebe zu seinem Vater,

mit dem er brieflich Schach spielte, und zu seiner Vaterstadt Estavayer-le-Lac, deren eigenartige Schönheit er mit Vorliebe schilderte. Aus seinen Erzählungen von dem dortigen Leben, namentlich den reizvollen alten Festen entstand mir die kleine Märchennovelle »Der Mondreigen von Schlaraffis«. Er wohnte gerade über mir, und wenn ich abends vor dem Schlafengehen noch eine Weile im offenen Fenster saß, saß er wohl in dem seinigen und spielte die Geige. Eine Stelle aus der damals neuen Cavalleria rusticana gefiel mir besonders gut; es war dann, als ob die Nacht auf dem totenstillen Platze selber zu singen beginne.

Meinen hauptsächlichen Verkehr bildeten diejenigen Freundinnen, die mir mehr als Freundinnen, die mir so gut wie Familie wurden, Marianne Plehn, Marie Baum und Hedwig Waser; die letztere, dadurch gebundener als wir, da sie bei ihrer Mutter lebte, konnte nicht regelmäßig mit uns zusammen sein, die wir uns beinahe täglich sahen. Mit ihrem blonden, lockigen Haar, ihren braunen Augen, ihrem raschen Wesen und dem Jugendglanz, der sie umgab, erschien mir Marie Baum, als ich sie zuerst sah, wie ein blühendes Apfelbäumchen, mit dem die Frühlingsluft spielt, und es kam mir von selbst auf die Lippen, daß ich sie Bäumchen nannte, ein Name, der ihr geblieben ist. Ich hatte, als ich sie eben kennengelernt hatte, den entschiedenen Eindruck, wir paßten zusammen, so daß ich ihr vorschlug, wir wollten uns sofort du nennen, weil man später, nachdem man längere Zeit das Sie gebraucht hat, Mühe hat, zum Du überzugehen. Marianne Plehn, die dabei war, rief entrüstet aus: »Sie nennt sich du mit den jüngsten Semestern, während wir noch beim Sie sind!« Dem wurde nun abgeholfen. Wenn ich mich jetzt frage, was die Ursache war, daß gerade diese Freunde mir Familie wurden, während ich doch [221] auch vorher schon herzliche Beziehungen angeknüpft hatte, so mag die Erklärung zum Teil darin liegen, daß Marianne Plehn, Marie Baum und ich alle drei Norddeutsche waren, bei aller persönlichen Verschiedenheit in einer Atmosphäre aufgewachsen, die man als die des deutschen Idealismus begreift. Unsere

Großeltern hatten inmitten der Ausstrahlungen des Goethe-Schiller-Zeitalters gelebt. Diese gemeinsame Grundlage schafft das Selbstverständliche, das den Umgang so leicht macht. Das aber trifft für viele zu; es muß doch noch etwas anderes, Entscheidendes dazukommen. Der katholische Katechismus beginnt mit der Feststellung, der Mensch lebe, um zu Gott zu kommen. Nun waren wir damals nicht bewußt religiös gerichtet; aber den Sinn unseres Lebens suchten wir doch, ohne darüber nachzudenken, jenseits der Welt. Wenn man Gotteskinder und Weltkinder unterscheidet und unter Gotteskindern im weitesten Sinne solche Menschen versteht, die, obwohl sie ihren irdischen und weltlichen Aufgaben mit voller Hingebung, ja Leidenschaft genügen, doch durch sie nicht ausgefüllt sind, sondern ein höheres Sein darüber ahnen, und die infolgedessen der Welt gegenüber durch eine gewisse Naivität und Unbekümmertheit charakterisiert sind, derzufolge sie in der Welt oft zurückstehen, so habe ich mich unwillkürlich zu solchen immer besonders hingezogen gefühlt. Es pflegen gütige Menschen und Menschen voll Humor zu sein. Schließlich entscheidet bei so innigen, dauernden Beziehungen, wie sie damals zwischen uns entstanden, das Persönliche, das immer ein Geheimnis bleibt. Ein besonderer Reiz Bäumchens war ihr glockenhelles melodisches Lachen, das so oft, so oft in jener glücklichen Zeit ertönte. Nietzsche hat einmal gesagt, er habe immer einen Menschen nötig, mit dem er lachen könne; in diesem Punkte war ich wie Nietzsche. Zwar haben wir damals überhaupt viel gelacht; aber besonders leicht und grundlos erklang dieser Akkord zwischen Bäumchen und mir. Ich erinnere mich an einen sommerlich glühenden Nachmittag, als wir nach langer Wanderung in Rapperswil in einem Gasthaus am See einkehrten. Als der ersehnte Café Complet auf der Veranda aufgetragen war, nahm Bäumchen die Kaffeekanne in die eine, die Milchkanne in die andere Hand und schenkte aus beiden zugleich [222] in die Tassen ein. Über dieses abgekürzte Verfahren kamen wir in ein Lachen, das sich noch jetzt erneuert, wenn ich daran denke. Oder das Lachen überfiel uns, wenn uns zum Bewußtsein kam, daß

wir schon eine Weile vor der Auslage eines Bäckerladens gestanden und andächtig die knusprig glänzenden Brötchen betrachtet hatten. Man sah uns so häufig zusammen, daß uns ein mißlauniger Einsamer, der uns beobachtete, Kastor und Pollux nannte. Es versteht sich von selbst, daß auch ernste, ja traurige Dinge uns bewegten; aber das Dunkle nahm in der Freude des Zusammensein leicht ihre lichte Farbe an. Wir fühlten uns gesund und kraftvoll, und die Zukunft war unser. Daß ich zehn Jahre älter als sie war, störte uns nicht. kam uns kaum zum Bewußtsein, Bäumchen war eine von den wenigen Studentinnen, der zu Hause nicht nur keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt waren, die vielmehr zum Studium angehalten worden war. Sie sollte Mathematik studieren, wofür sie besonders begabt war; vielleicht nahm man in ihrer Familie an, von dem mathematischen Genie ihres Großvaters Dirichlet sei etwas auf sie übergegangen. Sie wandte sich aber bald, weil es ihr zu abstrakt war, von diesem Fach ab und ging zur Chemie über.

Nur vorübergehend, aber immer hochwillkommen, erschien unter uns die Malerin Luise von Kehler; aus Westpreußen stammend, war sie mit der Familie Plehn von jeher eng verbunden. Sie schwebt mir vor, wie ich sie zuerst sah, unter einem mit grüner Seide gefütterten Sonnenschirm, mit ihrem charakteristischen Gang, der mich an eine Bachstelze erinnerte. Etwas Leichtes und Beschwingtes verliehen ihr auch die ein wenig nach oben gebogenen Winkel ihres Mundes, der zu lieblichem Lächeln geschaffen schien. Ihre Anwesenheit war zunächst durch ihre Freundschaft mit Marianne Plehn veranlaßt, allmählich häufiger durch Aufträge von meinen Freunden Reiff; so malte sie ein sehr feines und treues Porträt von der alten Frau Reiff. Ich dachte oft, sie sei eigentlich eine durch Zufall in die Malerei verschlagene Dichterin, worauf die wunderschönen Briefe mich brachten, die sie schrieb. Sie hatte viel mit der Technik des Malens zu ringen, was ihre Bilder auszeichnete, war ihre Auffassung der Persönlichkeit; ihre außerordentliche [223] Fähigkeit, Menschen zu erleben, war die

Grundlage ihrer Kunst und eignete sie im Leben zur Freundschaft. Ihre Augen waren so, wie man die der sogenannten Vorschauer beschreibt, die das zweite Gesicht haben, als sähen sie Dinge, die den meisten Menschen unsichtbar sind. Sie war sehr musikalisch und sang mit schöner Stimme, die mit keiner anderen vergleichbar war.

Durch Marianne Plehn und Bäumchen erfuhr ich nun auch allerlei von der naturwissenschaftlichen Fakultät. Marianne studierte Zoologie und, da sie auch das Oberlehrerexamen machen wollte, wozu zwei Nebenfächer verlangt wurden, Botanik und Geologie. Albert Heim, Professor der Geologie, war mit der etwas gnomenhaften Gestalt, dem großen Altmännerbart eine wohlbekannte, charakteristische Erscheinung. Er war stolz auf die Fortschritte und die Aufklärung, die anhand der Naturwissenschaften errungen waren, verabscheute das Christentum und glaubte, die Welt würde desto glücklicher werden, je vollständiger die Religion überwunden würde. Von der Tiefe religiöser Vorstellungen hatte er keine Ahnung und wurde infolgedessen schnell mit ihnen fertig, wie er denn zum Beispiel das Abendmahl für eine Menschenfresserei ansah. Wäre er über diese Dinge besser unterrichtet gewesen, hätte er wahrscheinlich anders, wenigstens nicht so verfehlt geurteilt. Seine Frau, Marie Vögtlin, war unter den ersten Frauen gewesen, die in der Schweiz Medizin studierten, eine sehr angesehene, beschäftigte Ärztin. Es verstand sich von selbst, daß Heim den studierenden Mädchen durchaus geneigt war, ebenso war Professor Arnold Lang, der Zoologe, ohne jedes Vorurteil. Überhaupt waren unter den Schweizer Professoren keine grundsätzlichen Gegner des Frauenstudiums, wie sie es auch nicht grundsätzlich befördert hatten; sie wollten den Frauen, die danach verlangten, Raum geben, ihre Fähigkeit zu beweisen, und als es ihnen gelungen war, das zu tun, ließen sie sie bereitwillig gelten. Lang war ein Mann von umfassendem Wissen und eine bedeutende Persönlichkeit; höchst anregend, voll Feuer und Unternehmungslust, Professor Schröter, der Botaniker, der einzige

von diesen dreien, der noch am Leben ist, tätig und teilnehmend wie je.

[224] Bäumchen hörte hauptsächlich bei Professor Bamberger, den man nach seinem äußeren für einen liebenswürdigen Gesellschaftsmenschen hätte halten können, der aber fast ausschließlich für die Wissenschaft und in ihr lebte. So verbindlich er im persönlichen Umgang war, so bis zum Übermaß leidenschaftlich konnte er bei wissenschaftlichen Streitigkeiten mit anderen Forschern werden. Ein schweres Leiden, das ihn früh befiel, machte der Laufbahn des unglücklichen Mannes ein Ende.

Um diese Zeit nahm der von Dr. Hans Bodmer gegründete Hottinger Lesezirkel einen merklichen Aufschwung; er wurde allmählich zum gesellschaftlichen und literarischen Mittelpunkt Zürichs. Bei welcher Gelegenheit ich die Brüder Bodmer kennen lernte, weiß ich nicht mehr zu sagen. Ihre Eltern bewohnten ein gemütliches Haus in der Gemeindestraße, ganz ähnlich dem von Frau Wanner, nur gepflegter und nur durch einen schmalen kurzen Weg davon getrennt; so begegnete ich ihnen schon im ersten Jahre meines Züricher Aufenthaltes häufig. Auch hat das Gefühl, Nachbarskinder zu sein, Hans Bodmer und mich immer in einem selbstverständlichen gegenseitigen Wohlmeinen verbunden. Seine Aufforderung, ein Singspiel für den Lesezirkel zu schreiben, machte mir Lust; ich wählte als Gegenstand das Märchen vom Dornröschen, das zu romantisch bunten, komischen, grotesken und gefühlvollen Auftritten Anlaß geben konnte. Nachdem mein Entwurf angenommen war, begannen die Vorbereitungen und das Einstudieren, das eine Anzahl junger Menschen in fröhlicher Stimmung vereinigte. An die Aufführenden erinnere ich mich nicht mehr, nur daß den Prinzen ein hübscher Züricher, Max Freudweiler gab, der sich später das Leben genommen hat. Die Musik zu den zahlreich eingestreuten Liedern war von dem Kapellmeister Lothar Kempter komponiert, sanglich und leicht sich einschmeichelnd, sehr geschmackvoll dem anspruchslosen Charakter des Textes angepaßt. Die Aufführung verlief durchaus befriedigend und ist für mich

besonders denkwürdig, weil sie mittelbar den Anlaß zu meiner Bekanntschaft mit Hermann und Emmi Reiff gab, einem jungen Ehepaar, dessen Freundschaft ein wertvoller, unvergeßlicher Bestandteil meines Züricher und meines späteren Lebens wurde.

[225] An die Aufführung des Spiels schloß sich ein Ball, bei dem ich öfters mit einem jungen Basler tanzte, der mir erzählte, er sei als Gast bei Freunden in Zürich, die ich durchaus müsse kennenlernen, eben Reiffs. Der junge Basler hieß Emanuel Zäslin, war sehr hübsch und hielt sich für unwiderstehlich; es machte mir ein verzeihliches Vergnügen, ihm zu zeigen, daß das übertrieben sei. Er stammte aus einer Kaufmannsfamilie und war vielleicht in einer vorwiegend auf Geschäftsinteresse und Vorteil gerichteten Umgebung aufgewachsen; jedenfalls verachtete er jede Art von Erwerbstätigkeit und überhaupt jede Nutzen bezweckende Beschäftigung, obwohl reichlicher Besitz Voraussetzung seines Lebens war. Infolge seines Zuredens und Anpreisens meiner Person machte Emmi Reiff mir eines Tages einen Besuch, eine schöne zartfarbige Blondine, der ihre frauenhafte Würde und Gemessenheit, die ebensogut kindliche Schüchternheit sein konnte, reizend anstand.

Deutlich erinnere ich mich noch des ersten Abends, den ich bei Reiffs zubrachte, und wie Hermann in seiner trockenen und kühlen Art im Gespräch sofort auf das Wesentliche der Dinge zusteuerte, dadurch die Schranken der Fremdheit wegblies und sofort eine Stimmung zwischen uns herstellte, als wären wir alte Freunde. Er machte nie Konversation, was die Schweizer überhaupt weniger tun als wir Deutsche, was er sagte, war ihm eigentümlich, aus seinem Erleben und Denken gewachsen. Seine Intelligenz war durchaus nicht außerordentlich, aber sein Humor gab ihm etwas Überlegenes; ich habe kaum je einen Menschen gekannt, der in Rede und Gebärde, in jedem Zoll seines Wesens so von Humor durchdrungen war. Daß er reich war, konnte man ihm nicht anmerken, er trat nicht gern hervor, und auch wenn er selbst Gesellschaften gab, stand er am liebsten abseits wie der belanglosesten Gäste einer.

Mittelgroß und schmal von Wuchs, war er leicht zu übersehen. Er sowohl wie Emmi kleideten sich einfach, wenn auch sehr gediegen, und auf Reisen stiegen sie nicht in prächtigen Hotels ab, sondern in den bewährten alten, bescheidenen Gasthäusern, deren es in der Schweiz so vorzügliche gibt. Die absonderliche Mischung von lautloser Zurückhaltung und witziger Überlegenheit in seinem Wesen läßt sich schwer beschreiben; mit [226] einem flüchtigen, unbetonten Seitenblick konnte er einem die Summe seiner wohlfundierten kritischen Anmerkungen mitteilen. In der Unterhaltung war er viel ergiebiger als Emmi, aber sie war die wärmere, gewichtigere Persönlichkeit. Wenn ich mir den Wohllaut ihrer dunklen Stimme vergegenwärtige, überkommt mich Heimweh nach ihr. Doch konnte sie etwas Kaltes, Hartes und Schweres haben, wenn ihr jemand unsympathisch war oder irgend etwas sie verstimmte.

Reiffs bewohnten damals ein Haus in der Tödistraße, deren Erdgeschoß die Geschäftsräume ausfüllten, während im ersten Stock die alte Frau Reiff wohnte und den zweiten das junge Paar innehatte. Die alte Frau Reiff war in einfacheren Verhältnissen aufgewachsen, war sehr schlicht in ihrer Erscheinung und ihrem Auftreten und lebte, wenn auch den günstigen finanziellen Verhältnissen entsprechend, doch altmodisch einfach mit einem alten Mädchen im eigenen Haushalt. Sie sprach ungern hochdeutsch und hat immer im Dialekt mit mir verkehrt. Während das Verhältnis zwischen Mutter und Schwiegertochter oft dornig ist, standen die alte Frau Reiff und Emmi sich sehr gut; Emmi hing mehr als an der eigenen Mutter an ihr, und sie liebte die Frau des Sohnes mindestens ebenso wie den Sohn selbst, der seine Gefühle nicht gern äußerte, besonders da nicht, wo sie als Pflicht von ihm erwartet werden konnten, und infolgedessen oft gar keine zu haben schien. Emmis Vater, Heinrich Franck, war der Begründer der bekannten Franckschen Kaffeezusatz-Fabriken und außerordentlich reich. Emmi war streng erzogen und sehr zurückgehalten, als sie jung heiratete, war sie nicht nur ganz unerfahren, sondern auch

geistig unentwickelt. Mit ihrem Mann und von ihm geleitet, hatte sie den ersten freien Blick ins Leben getan, mit seinen Gedanken zuerst über das Leben und die Menschen nachgedacht. Sie hatte deshalb mit der Liebe vermischt ein dankbares Gefühl für ihn, wie es uns etwa ein Lehrer einflößt, der maßgebenden Einfluß auf uns hatte, und diese Art der Verbundenheit beherrschte sie selbst dann noch, wenn sie sich einmal zu einem anderen Manne hingezogen fühlte. So etwas konnte um so leichter vorkommen, als seine natürliche und grundsätzliche Trockenheit sie sicherlich etwas darben ließ. Ich [227] glaube nicht, daß er ihr jemals sagte, wie schön sie war, oder daß er sie fühlen ließ, wie beglückt er ihre Nähe empfand; er wollte, man solle, ohne daß er es ausspräche, wissen, was er für einen fühlte. In einem solchen Falle wäre ihre erste Regung gewesen, zu ihm zu flüchten und ihn um Rat und Hilfe zu bitten. Sie war reicher als ihr Mann, aber sie hatte ihm gegenüber eine liebliche Art, sich zu geben, die ihr ganz natürlich war, als sei sie arm und habe alles von ihm zu empfangen. Beider Verhältnis zum Geld war mir interessant. Emmis Vater hatte die Auffassung, der reiche Mann müsse sich als den Verwalter seines Reichtums zugunsten seines Volkes ansehen, seine Pflicht sei, sich persönlich im Genusse des Reichtums bis zu einem gewissen Grade zu beschränken, um den Bedürftigen in vernünftiger Weise davon zukommen zu lassen. Wohltätigkeit war eine Pflicht, die der Besitzende dem besitzlosen Teil des Volkes gegenüber auszuüben hatte. Diese Anschauung hatte Herr Franck seinen Kindern fest eingeprägt, und Hermann Reiff teilte sie, ob von seinem Schwiegervater beeinflußt, weiß ich nicht. Er betrieb die Wohltätigkeit fast als Beruf, seine Zeit war zum großen Teil damit ausgefüllt. Ich fand diese Grundsätze schön, und doch entsprach der Betrieb mir nicht ganz, ich pflegte meine Freunde scherzweise die edlen Reiffs zu nennen. Wenn Emmi zu armen Frauen ging und mit ihnen ratschlagte. wie sie es anstellen sollten, mit 80 Rappen im Tage auszukommen, während sie selbst eine für jene unvorstellbare Summe für ihren Haushalt ausgab, so überlief mich ein peinliches

Gefühl. Die kleinen Einschränkungen im Essen oder bei anderen Gelegenheiten auf der Grundlage überall spürbaren Reichtums kamen mir lächerlich vor. Hermanns Grundsatz war, nur denen zu helfen, die dadurch in die Höhe gebracht würden, bei denen die Unterstützung gut angewandt wäre, denen aber gründlich beizustehen. Er wußte immer von einer Menge gescheiterter Existenzen zu erzählen, die er untersuchte, und wenn er auf einen Fall geraten war, der die Mühe der Unterstützung lohnte, war er sehr befriedigt. Das war verständlich; aber wenn alle so dächten, was sollte dann aus den Allerärmsten werden, die eine mangelhafte Anlage zum Aufstieg hinderte? Und ließ sich überhaupt berechnen, welches Ergebnis eine Unterstützung [228] gerade in diesem Augenblick zeitigen würde? Sollte einen nie das natürliche Erbarmen hinreißen, das der Anblick des Elends im Herzen erregt? Sollte man nicht geben, wie der Christ gibt, weil Gott der Freund der Armen ist und geboten hat, sie zu lieben und ihnen mitzuteilen? Ich verschwieg meine Einwände nicht, und diese Dinge waren oft Gegenstand unserer Gespräche. Ich glaube jetzt, daß ich damals in mancher Hinsicht unrecht hatte: ich konnte mich in die Lage sehr reicher Menschen nicht genügend hineinversetzen, mir nicht vorstellen, wie sie beständig von Bittsteller überlaufen waren, unter denen die durchaus unwürdigen in der Mehrzahl waren, wie die Zahl und Zudringlichkeit der Bettelnden selbst das Wohltun zum Geschäft werden ließ. Wenn nicht Religion das Verhältnis zwischen Besitzenden und Besitzlosen weiht, ist eben der Reichtum selbst ein Problem. Und doch ist es gut, wenn es reiche Privatleute gibt, nicht nur, weil sie unabhängig sind oder weil sie die Kunst fördern können, sondern auch, weil ihre Wohltätigkeit persönlich und zufällig und deshalb glücklicher verteilt und wirksamer ist als die des Staates. Reiffs haben vielen Armen in großartiger Weise geholfen, und wenn ihre Art und Weise den Betreffenden nicht immer bequem war, so war sie ihnen sicher nützlich. Im Laufe unserer Bekanntschaft bekam Emmi von ihrem Vater ein großes Haus am See in Rüschlikon geschenkt; sie nannte es nach der Farbe

Rothaus. Oberhalb desselben gründete sie ein Heim für elternlose oder verlassene und verwahrloste Kinder, die von dort aus adoptiert werden konnten. Ich bin oft mit ihr dort gewesen. Es hatte etwas Ergreifendes, die schöne Kinderlose umringt von den spielenden Kindern zu sehen, die sie aufgenommen hatte und für die sie sorgte.

Wie Reiffs bald mit allen meinen Freundinnen bekannt wurden, bildeten wir einen Kreis, der von dem Kreis ihres früheren Verkehrs vollständig getrennt blieb. Dieser setzte sich in der Hauptsache aus der Zürcher Finanz zusammen, und die mit ihm verbundene Geselligkeit war, wie es so zu gehen pflegt, ebensosehr eine Belastung wie ein Vergnügen. Es waren wohl gute Freunde darunter; aber die Beziehung ohne Konvention, der Umgang der Wahl, die Freunde des Herzens waren wir. Jahre [229] hindurch war ich in jeder Woche einmal des Abends bei Hermann und Emmi. Der schönste Augenblick war für mich, wenn Hermann zu Emmis Begleitung Cello spielte und ich, flach auf einem Teppich oder Fell liegend, zuhörte. Am liebsten hörte ich Corelli und andere italienische Komponisten des 17. und 18. Jahrhunderts, die ich auf diese Weise damals kennen lernte. Musik war die einzige Kunst, zu der Reiffs eine innere Beziehung hatten. Sicheres eigenes Urteil hatten sie in bezug auf die bildende Kunst nicht, und vollends gar nicht in bezug auf die Poesie. Daher kam es, daß sie über Wert oder Unwert der Zäslinschen Dichtungen sich durchaus nicht im klaren waren.

Was Zäslin berechtigte, ein Dichter sein zu wollen, war wohl hauptsächlich sein Hang zum Außergewöhnlichen, ein Hang, sich pathetisch und überschwenglich in Worten und Handlungen zu äußern. Gestaltungskraft besaß er nicht, und was er etwa an poetischer Begabung hätte haben können, wurde aufgehoben durch seine Unfähigkeit, etwas zu durchdenken, und durch seinen Mangel an Geschmack, der wohl ein Mangel an Verstand war. Dem Einfluß seines Namens mag es zuzuschreiben sein, daß sein Drama Samuel Henzi in Basel aufgeführt wurde. Das historische Gerüst hatte hier seine wonnetrunkene Phantasie etwas gestützt, so daß das Stück

wenigstens ernst genommen werden konnte; es war sogar eher trocken geraten. Reiffs und ich fuhren nach Basel hinüber, um der Vorstellung beizuwohnen. Ich war nicht ohne Sorge; aber ein annehmbarer Achtungserfolg wurde erreicht. Diejenigen Dichtungen, in denen Zäslin sich so recht die Zügel schießen ließ, waren unbeschreiblich komisch, namentlich an jenen Stellen, wo er die höchsten Trümpfe ausgespielt zu haben glaubte. So kam zum Beispiel in einem Drama ein Reigen schwangerer Frauen vor. die etwas zu singen hatten, und er meinte damit die Fülle der Natur, das ewig quellende Leben und dergleichen zu unwidersprechlicher Anschauung gebracht zu haben. Auch auf das Äußere seiner Bücher erstreckten sich seine außerordentlichen Einfülle: er gab einen Band Gedichte heraus, dessen erste und letzte Blätter leicht rosig angehaucht waren, während sie nach der Mitte hin immer röter wurden, damit das ganze Buch einer Rose glich. Er hatte die liebenswürdige Eigenschaft, daß man [230] über seine Werke lachen und sie kritisieren durfte, wenn er fühlte, daß es in freundschaftlicher Absicht geschah; aber aus dem bodenlosen Durcheinander seiner Vorstellungen kam er nicht heraus. Trotz dieser geistigen Schwäche und obwohl er im Grunde ebenso unzulänglich als Mensch wie als Dichter war, mußte man ihn gern haben, und nicht nur, weil er hübsch war. Er war ein liebenswürdiger, stets gutgelaunter Gesellschafter, sang mit angenehmer Stimme, war freimütig, gutmütig, herzlich, verträglich, hatte Mutterwitz, war nie Spielverderber. Meine Empfänglichkeit für seine liebenswerten Eigenschaften ging so weit, daß ich einige Wochen lang mit ihm verlobt war, wenn man eine Beziehung so nennen will, von der ich mir nicht vorstellen konnte, daß sie mit einer Heirat endete. Marianne Plehn, die ihm wohlwollte, war mit meinem Verhalten sehr unzufrieden. »Du liebst ihn ja gar nicht«, sagte sie mißbilligend zu mir. »Aber er ist doch so niedlich«, wandte ich ein. »Man heiratet einen Mann nicht, weil er niedlich ist«, sagte sie streng. Ich fühlte, daß sie recht hatte. Was für ein glückseliger Tag war es für mich, als ich mich zu der Lösung dieses planlosen

Verhältnisses aufgerafft hatte! Damals erfuhr ich, daß eine Entlobung weit beglückender als eine Verlobung sein kann. Das Hochgefühl wiedergewonnener Freiheit trübte ich mir nicht durch Selbstvorwürfe wegen der Zäslin etwa zugefügten Enttäuschung. Ich war der Meinung und bin es noch, daß eine Frau mit derartigen Kränkungen Männern keinen erheblichen Schaden zufügt; denn erstens finden sie leicht eine andere, wenn ihnen daran liegt, und zweitens wissen sie ihre Freiheit um so viel höher zu schätzen, als sie für sie wirksamer und gehaltvoller ist.

Zäslin fand wirklich bald eine andere. Später hat er in Italien eine unheilvolle Ehe mit einer Italienerin geschlossen, deren unvergleichliche Schönheit er pries. Man erzählte sich, er sei zu einem kurzen Besuch nach Basel gekommen und habe sie seinen Verwandten vorgeführt, wobei sie so dicht verschleiert gewesen sei, daß niemand ihr Gesicht gesehen habe. Als er sich des Italienischen mächtig fühlte, schrieb er eine Reihe von Dramen in italienischer Sprache und ließ sie in prächtiger und kostbarer Aufmachung erscheinen; gelesen hat sie wohl nie je[231]mand. Er ist, soviel ich weiß, in ärmlichen Verhältnissen gestorben. Der größte Teil meines täglichen Lebens war natürlich durch den Beruf, den Unterricht in der Schule eingenommen. Da ich mir meines Mangels an Erfahrung und auch an Begabung für die Lehrtätigkeit bewußt war, hatte ich vor jeder Stunde Angst. Manchmal zitterten mir die Knie, wenn ich das Klassenzimmer betrat. Glücklicherweise wußte ich, daß mir dieser klägliche Zustand nicht anzumerken war, außer von solchen, die mich genau kannten. Anfangs hatte ich noch keinen Begriff, wieviel Stoff in eine Stunde hineingeht, zumal wenn man ihn nicht mit einer flotten Redewalze zu verbreitern versteht, und bemaß ihn bei der Vorbereitung zu kurz, dann erwartete ich mit bebender Ungeduld das Klingelzeichen, das die Stunde beendete. Furchtbar war es, wenn sich mitten in der Stunde die Tür auftat und die Herren und Damen der Schulkommission rücksichtsvoll leise eintraten, um mein Wirken zu begutachten. Besonders ein großer und dicker Herr flößte mir Unbehagen ein, der ein wenig schielte

und mit einem Auge die Klasse, mit dem anderen mich in Obacht zu nehmen schien. Übrigens verhielt er sich sehr wohlwollend gegen mich, ebenso wie alle anderen, obwohl nicht alle, wie ich erfuhr, für die Anstellung der Fremden gestimmt hatten. Der Vorsteher der Erziehungsdirektion war Herr Grob, ein kleiner freundlicher Mann. Ich habe einmal irgendwo ein Gedicht von ihm gelesen. das ungefähr folgendermaßen anfing: Wie ist es so herrlich zu leben — auf dieser verlästerten Welt — wo Wohltun und nützliches Streben — die Menschen zusammenhält. Es sprach sich darin jene Art von demokratischem Optimismus aus, über die ich lachen mußte; aber die wahrhaft menschliche, gütige und feine Art des Menschenfreundes habe ich dankbar erfahren. Als mein Roman »Erinnerungen von Ludolf Ursleu« erschienen war und Beachtung fand, beschied er mich eines Tages zu sich. Er sagte mir, daß er mit meiner Tätigkeit an der Schule zufrieden sei und hoffe, ich werde immer fester mit ihr verbunden werden. Da sei nun ein Buch von mir herausgekommen, das für junge Mädchen nicht geeignet sei. Er wolle sich darauf nicht einlassen, überhaupt komme ihm nicht in den Sinn, einem Schriftsteller Schranken zu bestimmen; aber da ich nun einmal [232] Lehrerin an einer Mädchenschule sei, würde es einen guten Eindruck machen, wenn ich auch einmal ein Buch für junge Mädchen schriebe. Ich erwiderte, daß ich wenig Zeit zu schriftstellerischer Tätigkeit habe und wohl nicht so bald wieder einen Roman schreiben würde; daß ich aber jedenfalls auf das angewiesen sei, was mir einfiele und mich ergriffe, kurz auf eine innere Notwendigkeit, und mich nicht durch außerhalb dieses Antriebs liegende Absichten bestimmen lassen könnte. Weiß ich auch nicht mehr wörtlich, was ich sagte, so waren es doch mehr ablehnende als ausweichende Worte, die ich, natürlich mit geziemender Höflichkeit und Bescheidenheit, vorbrachte. Herr Grob nahm sie gütig und sogar verständnisvoll auf; er kam nie darauf zurück, und ich habe nie eine Beeinträchtigung meiner Stellung von seiten der Erziehungsdirektion erfahren.

Da ich mich anfangs auf jede Stunde gründlich vorbereiten

mußte und außerdem die Aufsätze mehrerer Klassen durchzusehen hatte, blieb mir in der Tat wenig freie Zeit. Meistens war ich sowohl vormittags wie nachmittags an der Schule beschäftigt und fand zu Hause einen Haufen von Heften vor, der abzutragen war. Mit den Kollegen, die ich in den Pausen im Lehrerzimmer traf, stand ich gut, nur vom Direktor, Herrn Stadler, hatte ich das Gefühl, daß er mir mißtraute. Wenn er meinte, daß ich nicht mit Leib und Seele, mit jeder Faser meines Wesens Lehrerin war, so hatte er im Grunde recht; aber da ich mich trotzdem bemühte, meinen Platz gut auszufüllen, konnte er mir keinen Vorwurf machen und hat das auch nie getan. Peinlich und langweilig waren mir die Sitzungen, wo die Herren bedenklich, sorgenvoll und entrüstet über jede kleine Mutwilligkeit oder Nachlässigkeit der Schülerinnen zu Gericht saßen. Die lieben Mädchen waren im allgemeinen so gutartig, so tüchtig, so strebsam, daß man ihnen eine gelegentliche Ausgelassenheit wohl hingehen lassen konnte. Ich hatte sie gern, und sie hatten mich gern. Am liebsten unterrichtete ich am Seminar, wo ein wahrhafter Eifer zu lernen und sich zu bilden bestand. Es kam mir zugute, daß ich, ohne es zu beabsichtigen. streng, ja vielleicht beinahe gebietend wirkte; es ist kaum jemals vorgekommen, daß ich ein tadelndes Wort hätte ausspre[233]chen müssen, ein ernster oder erstaunter Blick genügte. Als Belastung empfand ich die Schulausflüge, denen ich mich nicht entziehen konnte, wenn es meine Klassen anging. Tagelang keine Minute für mich sein zu können war mir fast drückender als die Verantwortung. Lebhaft erinnere ich mich eines mehrtägigen Ausflugs über den St. Gotthard. Fröhliche Wanderlust herrschte, abends, wenn man im Quartier angelangt war, wurden etwa noch Spiele gemacht; mit meinen langen Beinen war ich beim Laufen immer unter den ersten. Für die Maroden gab es Fahrgelegenheit. Unter vielen sind immer einige, denen etwas zustößt, denen es schlecht wird, die sich irgend etwas zu Gemüte ziehen. Oben auf dem Gotthard hatte die eine sich den Magen verdorben, eine andere konnte die Höhenluft nicht vertragen, und nachdem ich für diese so

gut es ging gesorgt hatte, mußte ich noch zu allen zum Gutenachtsagen ans Bett kommen. Wie jung, frisch, empfänglich und erwartungsvoll sie waren, und doch hatten die meisten von ihnen ein Leben voll Anstrengung und mancher Entbehrung vor sich. Wenn ich an ihrem Bett stand und ihnen gute Nacht sagte, wäre ich gern eine Fee gewesen, um ihnen ein Pfand des Glückes aufs Kissen zu legen. Im Gotthardtunnel, durch den wir die Rückreise machten, bekam eine mir sehr liebe Schülerin, ich glaube, es war Martha Usteri, eine hübsche Blonde, die sich später nach Manila verheiratete, asthmatische Zustände, weil sie in dem geschlossenen Raum nicht atmen konnte. Während der ganzen Fahrt klammerte sie sich stöhnend an mich. Die halbe Stunde im Tunnel wollte kein Ende nehmen, und jetzt sind mehr als vierzig Jahre seitdem verflossen.

Freuden ohne Schatten waren die Ausflüge oder Festlichkeiten, die wir im Freundeskreise veranstalteten, Kahnfahrten liebten wir besonders, deren Ziel meist Bendlikon oder Küsnacht oder die Halbinsel Au war. Die täglichen Pflichten und Ärgernisse waren vergessen, wenn wir, ein Boot voll Jugend und Glück, über den geliebten See hinruderten, lachend und singend, Bäumchen und ich mit Vorliebe das Duett: Der Zweig erzittert — Weil ein Vöglein drauf flog — Mein Herz erzittert — Weil Erinnerung es durchzog. Mit den Pensionsgästen in der Unteren Zäune bestieg ich einmal den Ütliberg bei Nacht, wo [234] wir die Sonne aufgehen sehen wollten. Wir gingen zeitiger als sonst zu Bett und schliefen bis zwei oder drei Uhr; dann brachen wir auf, sahen den Sonnenaufgang, frühstückten und waren zur Zeit wieder unten, daß ich um acht zum Unterricht in der Schule sein konnte. Eigenartig schön war es, auf dem Ütliberg das Nebelmeer zu sehen, wenn Plakate in der Stadt verkündeten: Ütliberg hell! Wenn nach dem Aufstieg in der Wolkenhülle diese allmählich durchsichtiger wurde und plötzlich die reine Glorie des Lichtes da war und man die titanischen Massen tief unter sich wogen sah, das hatte etwas Überwältigendes.

Das schönste Fest war unstreitig das Sechseläuten, der uralte

Frühlingsjubel um die Flamme, die den Winter verzehrt und zum dämmernden Himmel auflodert. Wir beendeten den Tag nicht selten bei Reiff, nachdem wir, an dem allgemeinen Hin- und Herwogen teilnehmend, uns müde geschaut und gefreut hatten. Einen Geburtstag Hermann Reiffs feierten wir durch ein Gedicht, das ich gemacht hatte. Wir stellten die vier Elemente vor, die sich merkwürdig gut unter uns verteilen ließen: Hedwig Waser war das Feuer, Marianne Plehn die Erde, Luise von Kehler die Luft und ich das Wasser. Prächtig stand Hedwig das scharlachrote Kleid und der Kranz von roten Klatschrosen, ich hatte einen seidenen, mattblau und weiß gestreiften Stoff lose angeworfen. An meinem dreißigsten Geburtstag war ich selbst Gegenstand eines Festes. Wenn sich in die Feier der späten Jahrzehnte ein dicker Tropfen Wermut mischt, so war diese eitel Freude. Alle waren mit Blumenkränzen geschmückt. Mir überreichte ein vierjähriges Töchterchen von Hermanns in Genua verheirateter Schwester einen Kranz von weißen Seerosen und sagte dazu einen Vers auf: Diese Blumen, nimm sie hin — Holde Herzenskönigin — Ruh auf unserer Liebe weich — Wie die Wasserros' im Teich. Während des Abendessens hielt Hermann eine parodistische Rede, die in den Worten gipfelte: Andere haben ihren Goethe, ihren Schiller, wir haben unsere Huch. Unvergleichlich witzig wußte er den rollenden Ton und die platten Wendungen mancher volkstümlicher Festredner zu treffen. Das große Trachtenfest des Hottinger Lesezirkels habe ich nicht mehr miterlebt. Doch trat ich noch einmal in seinen [235] Dienst bei der Einweihung der neuen Tonhalle im Herbst 1895, die zufolge der Anwesenheit von Johannes Brahms, dessen Triumphlied aufgeführt wurde, sich zugleich zu einer Brahmsfeier gestaltete. Ich schrieb drei kleine Szenen innerhalb einer Rahmenhandlung, bei der der leitende Gedanke war, daß zu den drei Zürcher Heiligen, Felix, Regula und Exuperantius, eine vierte, die Musik, hinzukam. Es hieß nachher, indem man den Tadel in ein Lob verkleidete, die Dichtung sei zu fein gewesen, um in diesem Rahmen zu wirken, und gewiß war es natürlich, daß der harmlose Scherz neben den großen

musikalischen Kompositionen, die geboten wurden, sich nicht behaupten konnte. Ebenfalls in meine letzten Jahre fielen die Besuche des Vortragskünstlers Emil Milan, die für das gebildete Zürich ein willkommener Genuß waren. Im allgemeinen liebe ich es nicht, schöne Gedichte vortragen zu hören, begreife ich doch gut, daß Goethe gerade die einfachen Zelterschen Kompositionen seiner Lieder schätzte. Das schöne Gedicht hat seine eigene Melodie in sich, die nur allzuleicht vor fremden Eingriffen zurückweicht. Milan indessen ließ das Gedicht in seiner Eigenart erklingen. Er trug es mit angenehmer Stimme ganz schlicht so vor, wie wir es wohl selbst in unserer Seele vernahmen, nur daß es durch ihn in allem Glanze der Sinnlichkeit hörbar wurde. Mit Vorliebe sprach er Balladen von C. F. Meyer: Die Füße im Feuer — Die Rose von Newport — aber auch lyrische Kostbarkeiten wie »Füllest wieder Busch und Tal«. Er wußte alles auswendig, auch größere Prosastücke, zum Beispiel Abschnitte aus Werthers Leiden, und zwar so, daß an ein Steckenbleiben nicht zu denken war, weil er in diesen Augenblicken den Dichter selbst darstellte; so könnte man sich den Vortrag eines Barden der alten Zeit denken. Ich glaube, daß alle die damaligen Zuhörer des liebenswürdigen Mannes die von ihm vernommenen Stücke ihr Leben lang mit seinem Klang und Tonfall im Geiste gehört haben.

Die breite glänzende Landschaft, in die Zürich eingebettet ist, bildet für Feste im Freien einen imposanten Hintergrund, wie er nicht leicht anderswo zu finden ist. Überhaupt aber scheint in der Schweiz ein besonderes Talent für das Festefeiern vorhanden zu sein, ohne daß es wie in München dem Geschick und [236] der Farbenlust eines Künstlerkreises zu danken wäre. Vielleicht ist auch hier die Tradition wirksam. Bei den Regatten, den Umzügen, den Schlachtengedenkfeiern überwiegt nie der Pomp, so prächtig auch die Inszenierung sein mag, schon weil der weite Himmel und der flimmernde See doch alles überstrahlen, hauptsächlich aber, weil sie so volkstümlich, so vaterländisch und so künstlerisch durchdacht sind, daß die Idee, der die jeweilige Feier unterstellt ist, nicht durch

Dekorationsmasse erdrückt werden kann. Die in der Schweiz so hohe Schätzung der Bildung und die ausgleichende Macht der Kultur machen sich bemerkbar. Man könnte etwa einmal zu viel belehrt, aber nicht leer angelärmt werden.

Mein Herz erzittert — weil Erinnerung es durchzog. Das Antlitz der Erinnerung ist wehmütig, denn die Stätten, zu denen sie uns führt, sind oft wie versunkene Meerstädte mit altfränkischen seltsamen Giebeln und Toren, deren Bewohner uns süß vertraut und zärtlich ansehen und deren einer uns zuflüstert: Verlaß uns, denn dies ist Vineta, die nur einmal in hundert Jahren vom Meeresgrunde aufsteigt, und wenn die Mitternacht schlägt, werden wir versinken. Nur in der Erinnerung gibt es noch die kleinen ländlichen Häuser der Gemeindestraße, deren Türen nachts zutraulich offenstanden. Das nachbarlich-gemütliche, gärtenumblühte, vergangenheitsumwitterte Zürich ist versunken. Während des Jahrzehnts, das ich in Zürich zugebracht habe, 1887 bis 1896, veränderte sich seine bauliche Erscheinung in entscheidender Weise. Das Theater am See, die Tonhalle, das sogenannte rote und weiße Schloß, viele Häuser an der Bahnhofstraße entstanden. An all diesen Projekten und ihrer Ausführung nahmen meine Freunde und ich lebhaften Anteil, handelte es sich doch um unser Zürich, unser geliebtes Zürich. Kaum eins der neuen Gebäude befriedigte: sie haben den etwas aufdringlichen, prahlerischen Charakter, womit man in jener Zeit Wucht und Größe auszudrücken, dem Aufschwung eines wohlhabenden Gemeinwesens zu entsprechen meinte. Das Zurückhaltende, Aristokratische, das allen Schweizer Städten ursprünglich eigen war, ging dadurch verloren, wenn auch nicht in dem Maße, wie es in vielen deutschen Städten nach 1870 der Fall gewesen war.

[237] Wenn man die Sommernachmittage oder die Sommerabende im Freien zubringen wollte, lief man den Zürichberg hinauf zum Schlößli oder zur Karolinenburg oder zum alten Dolder. Das waren einfache weiße Häuser, neben denen etwa ein paar hohe Pappeln standen, wo sehr frugal gespeist wurde. Man traf nur wenig

Menschen dort, keine Gesellschaft, die gestört hätte. Es war schön, auf den See herabzusehen, besonders wenn feierlich das Samstagabendgeläut erbrauste. Wenn ich jetzt zwischen eleganten Villen den alten Spuren nachgehe, fallen mir die Verse meines Zeitgenossen, des Basler Dichters Dominik Müller, ein: Es ist wohl schön und angenehm — doch ist's nicht mehr wie ehedem!

Es geht den meisten Menschen wohl so, daß sie auffallende Veränderungen in einer Stadt, die sie lange bewohnt haben und die sie lieben, mit mißgünstigem Blick betrachten, obwohl sie selbst sich beständig verändern und keineswegs immer zum Vorteil. Und wie schön ist doch auch das neue Zürich, wie prächtig das Gewimmel der ansehnlichen Häuser, die sich den Berg hinauf gedrängt haben, wie heiter sind die Zeichen eines unaufhaltsamen, üppigen Wachstums, weithin verbreiteten Reichtums. Wer wäre so kleinlich, einer gastlichen Stadt zu grollen, weil sie sich in einer anderen Richtung entwickelte, als man selbst wünschte oder voraussehen konnte? Auch hörte keine aus meinem Freundeskreise auf, Zürich wie eine Heimat zu lieben, und nichts lag im Grunde ferner als die Möglichkeit, ich könnte sie freiwillig verlassen.

Was die Ursache war, daß ich aus Frau Walders Pension schied, weiß ich nicht mehr: jedenfalls habe ich die letzten Jahre meines Zürcher Aufenthaltes auf dem Schanzenberg verlebt, dem großen, hochgelegenen Hause, zu dem man an der Kantonschule vorüber hinaufsteigt. Außer der angenehmen Lage des Hauses hatte dieser Wechsel den Vorzug, daß unter demselben Dach, aber auf der anderen Seite des weitläufigen Gebäudes meine Freundinnen Marianne Plehn und Marie Baum wohnten. Unsere Hauswirtin war Frau Dr. Nagel, eine gutmütige, etwas ratlose Frau, die es mit ihrem blonden, selbstsicheren Manne nicht leicht hatte. Er behandelte ihre beiden Kinder aus erster Ehe stiefväterlich; besonders empörte [238] uns, daß er sie, wenn sie ihm unartig vorkamen, damit zu bestrafen pflegte, daß er sie stundenlang in den Keller sperrte. Abends aßen wir bei einer von uns dreien, selten, ohne daß irgendein Gast hinzugekommen wäre. Diejenige, an der die Reihe war zu bewirten,

setzte ihren Stolz hinein, den Tisch durch eine zwar höchst bescheidene, aber sonst nicht übliche Leckerei zu würzen. Darin war Marianne besonders erfinderisch. Auch sonst sorgte sie für Überraschungen, wenn sie zum Beispiel Probleme erzählte. Sie beschrieb dann zwei Leute ihrer Bekanntschaft, einen Mann und eine Frau, die sich liebten, zwischen denen sich aber innere und äußere Schwierigkeiten auftürmten, und es wurde unsererseits darüber beratschlagt, ob und wie dieselben aus dem Wege geräumt werden könnten. Zum Schluß wurde die Lösung, wenn eine solche schon vorhanden war, bekanntgegeben. Ich war dabei meist ungeduldig und schnell fertig: man liebt sich, dann gibt es keine Hindernisse, wer von unüberwindlichen Hindernissen redet, liebt nicht. Oder ich bat: »Marianne, spiel das Polenlied.« Das Polenlied hatte eine wiegende, schwärmerische Melodie, die mir sehr zusagte, und wenn ich es im Geiste höre, fühle ich den Zauber jener glücklichen Stunden. Aber ich bitte Marianne jetzt vergebens darum: sie spielt es nicht mehr. Zuweilen belustigte sie sich damit, da sie meine leidige Gespensterfurcht kannte, mir durch Erzählen von unheimlichen Geschichten gruseln zu machen. Namentlich eine wußte sie, die durch eine Mischung von Humor und grotesker Schaurigkeit einzig war und die wir nicht müde wurden zu hören, wie man ein Musikstück gern immer wieder hört; sie würde jedoch, wenn ich sie wiederzugeben versuchte, ihren größten Reiz verlieren, den Mariannes Vortrag ihr gab.

Eine neue Bekanntschaft wurde mir dadurch, daß eines Tages auf der Rämistraße eine hochgewachsene Dame mit schneeweißem Haar mich mit der Frage anhielt, ob ich Ricarda Huch sei. Es war Frau Emilie Heim, die Witwe des Zürcher Musikers, nach dem der Heimplatz benannt ist, die mich liebenswürdig einlud, sie zu besuchen. Ich tat es gern und war seitdem häufig ihr Gast. Sie war eine sehr gebildete und angeregte Frau, die durch ihren Mann viel mit Musikern in Berührung gekommen, [239] auch mit Richard Wagner gut bekannt gewesen war. Sie erzählte mir mancherlei von ihm, und einiges davon ist mir im Gedächtnis geblieben. In bezug

darauf, daß Mathilde Wesendonck sich nicht entschließen konnte, ihm anzugehören, habe er gesagt: »Kind, die hatte ihre Millionen zu lieb!« Besonderen Eindruck machte mir, daß er von Mozart gesagt habe: »Ja, das war ein Musiktier!« Die Erkenntnis, daß Mozart einen natürlichen Quell Musik in sich hatte, der ihm fehlte, vielleicht, weil er überhaupt erschöpft war, und den er durch den Intellekt ersetzen mußte, schien sich darin auszusprechen.

Die Anstellung an der Schule war es wohl, die mir den Gedanken nahelegte, die schweizerische Staatsangehörigkeit zu erlangen; denn meine Tätigkeit dort galt allgemein als eine Lebensstellung. Es schien keine Schwierigkeit zu haben, da ich seit mehreren Jahren in der Schweiz lebte und da mein Gesuch durch angesehene Zürcher Bürger unterstützt wurde. Auch kamen mir die Behörden aufs freundlichste entgegen, und die Angelegenheit wäre bald erledigt gewesen, wenn sich nicht auf meiner Seite ein unvorhergesehenes Hindernis gezeigt hätte. Mein Vater war als ganz junger Mensch nach Brasilien gegangen und hatte dort, nachdem er Teilhaber einer kaufmännischen Firma geworden war, das Bürgerrecht erworben. Daß mein Vater, der so leidenschaftlich an seinem Vaterland hing, wie es eben die Auslandsdeutschen zu tun pflegen, nicht auch staatsrechtlich Deutscher war, hatte ich nicht gewußt; man pflegte sich damals überhaupt um solche Dinge wenig zu bekümmern. Da meine Mutter nicht mehr lebte, meine Schwester durch Heirat, mein Bruder durch seinen Beruf Deutsche geworden waren, hatte nach dem Tode meines Vaters, der stattfand, als ich bereits in der Schweiz war, niemand daran gedacht, nach den betreffenden Papieren zu suchen; kurz, es waren keine vorhanden, die über die Staatsangehörigkeit meines Vaters, von der die meinige abhing, etwas ausgesagt hätten. Die Herren, mit denen ich zu verhandeln hatte, sahen wohl ein, daß ich mich schuldlos in einer schwierigen Lage befand, und bedauerten mich, aber sie blieben dabei, sie könnten mich nicht in das Schweizer Bürgerrecht aufnehmen, bevor ich aus dem vorhergehenden entlassen [240] wäre, was nicht möglich sei, wenn sich der Charakter desselben gar nicht feststellen lasse.

Sie gingen so weit, sich in meinem Interesse an die Behörden in Porto Allegre zu wenden, wo mein Vater gelebt hatte; aber da gerade Umwälzungen in Brasilien oder nur Unordnungen in den zuständigen Ämtern stattgefunden hatten, war keine befriedigende Auskunft von dort zu erlangen. So wurde trotz aller Bemühungen meiner Zürcher Freunde aus meiner Nationalisierung nichts. Als es mir später meine Staatenlosigkeit beinah unmöglich machte zu heiraten, wurde das Problem dadurch gelöst, daß brasilianische Freunde meines verstorbenen Vaters, die in Hamburg lebten, unter Eid aussagten, daß er das brasilianische Bürgerrecht besessen habe.

Während ich versuchte, Schweizerin zu werden, hatte ich nie das Gefühl, dadurch mein deutsches Vaterland aufzugeben oder gar zu verraten. Man pflegte damals in der Schweiz scherzweise von Deutschland als vom großen Kanton zu sprechen. Das entsprach ganz meinem Empfinden; es drückte sich darin das Bewußtsein der einstigen Zusammengehörigkeit aus, und wenn das wirkliche Verhältnis umgekehrt war, da Deutschland in dieser Wendung zu einem Gliede der Schweiz gemacht wurde, das sich von ihr abgetrennt hatte, so lag insofern etwas Wahres darin, als Deutschland von den Ideen und Formen des alten Reiches der Deutschen mehr abgewichen war als die Schweiz. Das betraf allerdings Verhältnisse und Beziehungen, die den Laien nicht so geläufig waren wie den in der Geschichte Bewanderten; aber gerade mit solchen kam ich viel zusammen. Wohl bemerkte ich allmählich, daß im Volke vielfach mehr der Gegensatz zu Deutschland als die Erinnerung an den einstigen Zusammenhang lebendig war, daß für die welsche Schweiz die historischen Grundlagen der Eidgenossenschaft und ihr kultureller Zusammenhang mit Deutschland, der den Gebildeten und namentlich den Studierten in der deutschen Schweiz wert war, wie es schon die Sprache bedingt, weniger ins Gewicht fiel. Es begegnete mir, daß Schweizer ein erstauntes und ungläubiges Gesicht machten, als ich gelegentlich sagte, daß Wilhelm Tell, gesetzt, er habe gelebt, ein Deutscher gewesen sei und von den Deutschen als deutscher Held verehrt

werde. [241] Junker Wyß, Mayer von Knonau, Hermann Escher hatten freundschaftliche Beziehungen zur deutschen Gelehrtenwelt, die beiden letzteren reisten beinah jedes Jahr einmal nach Deutschland. Dabei waren sie selbstverständlich treue Schweizer und hätten den letzten Blutstropfen für die Unabhängigkeit ihres Landes hingegeben. Fast könnte ich sagen, daß auch ich das getan hätte; denn das, was die Schweiz auch mir war, war sie ja nur als selbstbewußtes, unabhängiges Gebilde, das Ideale hochhielt, die auch meine waren, die sie nur als von den Alpen und eigener Kraft geschütztes freies Asyl pflegen und verkörpern konnte. Die Schwierigkeit, die darin lag, daß die Schweiz zu Frankreich ebenso gute Beziehungen hatte wie zu Deutschland, während der Gang der Geschichte Frankreich zu unserm Erbfeind gemacht hatte, unterschätzte ich.

Daß ich bald, nachdem ich mich bemüht hatte, Schweizerin zu werden, freiwillig die Schweiz verließ, ist nicht leicht zu begreifen. In Zürich war ich in den Besitz meiner selbst gekommen, hier wurde mir zuerst das Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit und der eigenen Kräfte; denn zu Hause wird man als Glied einer Familie ohne eigenes selbständiges Wesen in eine vorhandene Rubrik eingeordnet, in der Fremde, wo man für sich allein steht, muß man sich Unbekannten bekannt machen und ihnen seinen Wert beweisen. Hier hatte ich Freunde, mit denen ich mich innig verbunden fühlte, in deren Liebe ich wirklich weich ruhte, wie ich solche anderswo wiederzufinden kaum hoffen konnte, hier hatte ich eine geachtete und gesicherte Stellung, in die ich immer wirksamer hineinwachsen konnte. Im Grunde war es aber gerade diese Stellung, dieser Schulberuf, der mich dazu brachte, so teure Bindungen zu lösen, eine so großmütige Heimat aufzugeben. Mein Beruf befriedigte mich immer weniger. Anfangs war die Schwierigkeit des Unterrichts eine Art Widerstand gewesen, den zu überwinden eine interessante Aufgabe war, das ging verloren in dem Maße, wie die Kunst des Unterrichts mir geläufiger wurde. Ich hatte nun keine Angst mehr vor den Stunden, aber auch keinen

anderen Ansporn als die Pflicht. Daß ich meine Berufstätigkeit, wenn ich ihr auch pflichtgemäß oblag, möglichst schnell hinter mich zu bringen suchte, um mich dem hinzugeben, was nun [242] einmal mein innerer Beruf war, empfand ich als unrichtig. Ich liebte die Mädchen, aber es war mir lästig, daß ich ihnen etwas beibringen sollte. Ich hatte damals keine festen Überzeugungen, keine Grundsätze, die es mich gedrängt hätte, jungen, empfänglichen Menschen zu übermitteln; was ich an Weltanschauung hatte, war eine Richtung auf das Leben, ich könnte auch sagen auf das Schöne, das Große und Echte. Ich wollte vor allen Dingen leben und erleben, und darin schien mich die Schule zu hemmen. Es war mir zumute, als sei ich in eine Meeresstille geraten. Da war nichts mehr zu begehren, zu erkämpfen, zu wagen; so lag ich da und mußte so liegen in quälender Beklemmung.

In dieser Stimmung traf mich die Aufforderung einer jungen Bremerin, nach Bremen zu kommen, wo ihre Familie im Verein mit anderen ein Lyzeum gründen wollte. Allerdings handelte es sich auch da wieder um Unterricht; aber ich würde nur einige Vorträge zu halten haben, und es würde mir genügend Zeit bleiben, um meine schriftstellerischen Pläne auszuführen. Bevor ich abreiste, machten Bäumchen und ich noch einen Ausflug ins Gebirge. Über Furka und Grimsel wandernd, atmeten wir noch einmal die reine und wilde Luft der schneenahen Höhe, genossen wir noch einmal das Glück, alles, was uns in Ernst und Scherz, im Leben und in Gedanken begegnete, miteinander durchsprechen zu können, gegenseitigen Verständnisses gewiß, wie wir es drei Jahre lang beinah täglich zu tun gewohnt gewesen waren. Jetzt fühlten wir zugleich mit dem Glück des Augenblicks die Wehmut des Abschieds und die Ungewißheit, ob wir jemals zusammen die geliebten Berge und wann wir uns selbst wiedersehen würden. Tröstlich war für mich, daß Marianne Plehn die im gleichen Sinne an sie gerichtete Aufforderung annahm. Sowohl Marianne wie Bäumchen waren nach beendetem Studium sofort von ihren Professoren als Assistentin gewonnen worden; da Marianne jedoch die Stelle mit

einem Kollegen teilte, war sie zu gering besoldet, als daß sie davon hätte leben können, und sie war gezwungen, die Gelegenheit eines ausreichenden Verdienstes, der ihr geboten wurde, zu ergreifen. Sie riß sich schweren Herzens von Zürich los wie ich, die ich es doch freiwillig tat. Ich verließ die schöne [243] Stadt, die den Fremdling behütet hatte, die ich nie aufgehört hatte zu lieben und zu der es mich immer wieder zurückzog. Kämpfe, Mühen und Erschütterungen aller Art standen mir bevor, aber gewonnen hatte ich doch das stürmische Leben, das ich vermißt hatte und zu dem das Schicksal mich drängte.

VITA

ICH, Ricarda Huch, bin am 18. Juli 1864 in Braunschweig geboren. Ich empfing den ersten Unterricht im Hause und besuchte dann eine Privatschule meiner Vaterstadt. Dieselbe verließ ich im Jahre 1880. Anfang 1887 ging ich nach Zürich, bereitete mich ein Jahr lang auf das Maturitätsexamen vor und bezog Ostern 1888 die Universität, um Geschichte zu studieren. Eine andere Hochschule als die hiesige habe ich nicht besucht. Am Ende meines siebenten Semesters, im Juli 1891, bestand ich die Diplomprüfung für das höhere Lehramt. Ich werde mich immer mit lebhaftem Danke der reichen Anregung erinnern, die ich von meinen hochverehrten Lehrern, den Herren Professoren v. Wyss und Meyer v. Knonau, empfangen habe.

BREMEN UND WIEN

EINES TAGES kamen Damen aus Bremen durch Zürich, suchten unsere Bekanntschaft und teilten uns mit, daß sie den Plan hätten, in Bremen ein Lyzeum zu gründen, wo junge Mädchen nach der Schule Gelegenheit hätten, sich weiterzubilden. Sie wünschten unter den Frauen, die in der Schweiz studierten, Lehrkräfte für die geplante Anstalt zu gewinnen. An sich kam in erster Linie Marianne Plehn in Betracht, die, nachdem sie eine Zeitlang Assistentin gewesen, eine Stelle suchen mußte. Was mich bewog, an einen so einschneidenden Wechsel zu denken, war zum Teil Abneigung gegen die Schule. In Bremen sollte ich vor erwachsenen jungen Mädchen und Frauen Vorträge halten; das war weniger zeitraubend, und es kam mir darauf an, Zeit für meine literarischen Pläne zu gewinnen. Überhaupt aber hatten sich die Umstände in der Schweiz wie angesammeltes Gewölk geronnen, das am trüben Himmel hängt … und den Atem beklemmt, bevor es sich in einem Gewitter entlädt.

Obwohl mein Leben in der Schweiz, in Zürich, das gleiche blieb, hatte ich doch das Gefühl, daß ich fort müsse, daß eine Wandlung stattfinden müsse. Gegen meine Übersiedlung nach Bremen sprach, daß ich dann in der Nähe von Braunschweig sein würde und daß für meinen Schwager und mich die Versuchung, uns häufiger zu sehen, sehr groß sein würde.

Das Gefühl und die Notwendigkeit einer Änderung überwogen; was ich vor einigen Jahren für unmöglich gehalten hätte, ereignete sich, daß ich freiwillig meine Stellung aufgab und die Schweiz verließ.

Ich verließ den See mit seinen freundlichen Ufern, die Berge und

die silbernen Dächer der Alpen, die Menschen, die mir vertraut geworden waren, dieses Land der Zuflucht, die Heimat, die mir geschenkt worden, die mir ein Segen, eine rettende Insel und Zuflucht gewesen.

Der Gedanke des Lyzeums in Bremen ging aus von zwei interessanten Frauen, von Dora G. und Christine R. Dora G. war [246] aus alter begüterter Bremer Patrizierfamilie. Doras Vater, ein älterer, etwas trockener Herr, hatte sich in zweiter Ehe mit einer Frau von T., einer Schweizerin aus Winterthur, verheiratet; und diese Frau hatte ihm ein Söhnchen geboren, das damals zwei oder drei Jahre alt sein mochte. Er war ein allerliebstes und zartes kleines Kind, das von allen verwöhnt wurde. Dora, das einzige Kind aus der ersten Ehe, wäre eine Schönheit gewesen, wenn nicht das etwas mißgeformte … Gesicht sie entstellt und ihr einen ungünstigen Ausdruck gegeben hätte. Sie war groß und stattlich, voll Würde und bezaubernder Bewegung und Eleganz; die schmalen Hände schienen nicht für zugreifende Tätigkeit, sondern für Schöneres geschaffen. Sie legte es darauf ab, kritisch sachlich zu sein, die Dinge ohne Sentimentalität und Vorurteil so zu sehen und zu bemessen, wie sie einmal waren. Als wir sie baten, uns einen Schneider zu empfehlen, sagte sie z. B.: Ich lasse mir nur Kleider aus Paris kommen und lasse sie bei einem teuren Schneider machen; Ihnen werde ich einen billigen Schneider empfehlen, der ganz gut arbeitet. Das war zwar sachgemäß, erregte aber doch unsere Heiterkeit. Sie liebte einen damals bekannten Geiger, der sich, um heiraten zu können, erst von seiner Frau scheiden lassen wollte. Dora legte Wert darauf, mit der Frau freundschaftlich zu verkehren, was diese abzulehnen nicht die Kraft hatte. Sie war neben Dora ein unscheinbares Wesen. Wir sahen sie oft, scheu und traurig, offenbar durch den starken Willen einer Persönlichkeit in ein Verhältnis gebunden, das für sie qualvoll war. Uns war es peinlich, die arme Frau neben der glücklichen Nebenbuhlerin zu sehen, und sagten das auch zu Dora, die aber fest glaubte, ihr durch diese Freundschaft einen Ersatz für das verlorene Eheglück zu

geben. Ich erinnere mich des Tages, als ein Telegramm die Auflösung der Ehe meldete …

Ihr Vater mißbilligte diese durch Scheidung erzwungene Verbindung der Tochter, darum fand die Heirat erst viel später statt.

Christine R. war schon äußerlich ganz von Dora G. verschieden. Sie war blond, hell, fröhlich und offen, nicht sehr groß, aber dick, was sie älter wirken ließ, als sie war, und sie über[247]haupt etwas entstellte; es war Folge einer krankhaften Verfassung, die ihren frühen Tod herbeigeführt hat, von der man aber noch nichts bemerkte. Ich gewann Christine fast lieb; sie strahlte Leben und Freude aus, schien … das Leben zu genießen. Sie sah gern viele Menschen um sich, ging auf sie ein und interessierte sich für ihre Schicksale. Jeden Augenblick vollgefüllt zu erleben, darauf kam es ihr an …

Ihr Mann, Herr R., war wieder viel zarter, zurückhaltender, man konnte sich denken, daß er gewöhnlich von ihr überhört wurde. Aber er liebte sie, es war eine glückliche Ehe. Als Sohn eines Gymnasiallehrers … paßte er nicht ganz zu den reichen Bremer Kaufleuten, bei denen ein breiter Zuschnitt des Lebens herrschte. Das Paar hatte einen Sohn, Fritz, der noch das Gymnasium besuchte und schriftstellerische Neigung verriet, und ein Zwillingspaar, Bruder und Schwester. Doras und Christines Familien waren unser hauptsächlicher Verkehr. Marianne und ich bewohnten ein Haus, das Herrn G. gehörte und das eigentlich noch größer und prächtiger war als das, was er selbst … bewohnte. Es war Paulsstraße 16. Ein Verwandter des alten G., Otto G., war dort als Untermieter …, ein schöner alter Mann mit weißen Haaren, der als originelle Persönlichkeit und Mann mit überragender Bildung allgemein verehrt wurde. Seine Tochter, Frau C., die wir kennen lernten, schrieb Romane. Zu unserem Bekanntenkreis gehörte bald auch eine Reihe anderer Familien, die mehr oder weniger freundschaftliche oder verwandtschaftliche Beziehungen zu G.'s und B.'s hatten. Wir waren oft eingeladen und gewöhnten uns daran, uns zu langweilen

und mit den kulinarischen Genüssen, die geboten wurden, zu trösten. Da wir zu Besuch ankamen, gerieten wir gleich in das Schauspiel guter Gesellschaft, die Unterhaltungen veranstaltete. Etwas abseits von den übrigen war ein Herr Becker und seine Frau, die Eltern der Malerin Paula Moderson, die in viel bescheideneren Verhältnissen lebten. Frau Becker war eine etwas überschwengliche und gefühlvolle, von poetischen Ergüssen überfließende Frau. R. stand an der Spitze einer Gesellschaft, die Konzerte veranstaltete, und man engagierte nur Virtuosen, die eingeführt und bekannt waren. Sie pflegten bei R.'s zu wohnen und gefeiert zu werden.

[248] Es lag für mich nahe, einen Vergleich mit der Schweizer Aristokratie zu ziehen, für die es zum guten Ton gehörte, den Reichtum nicht zur Schau zu stellen, vielmehr auf eine strenge Einfachheit von Kleidung, Essen und Trinken hielten. Haus und Einrichtung waren gediegen und stilvoll, aber nicht prunkhaft. Diese Familien waren sich bewußt, Vorbild und Führer des Volkes sein zu sollen. Ich zog diese Form der Vornehmheit vor, aber ich hatte eben nicht sehr viel Sinn für das unbekümmerte Sichgehenlassen, das R.'s Haus charakterisierte. Bei ihnen überwogen zwar die geistigen Interessen, so daß die Plattheit der sinnlichen Genüsse sich nicht vordrängte. In anderen Häusern war das in peinlichster Weise der Fall.

Für Marianne und mich waren die Vorträge die Hauptsache. Ich hatte Geschichte und Literatur zu lesen, und wenn ich mich recht erinnere, las ich über das England Cromwells im 17. Jahrhundert und über die Romantische Schule. Das letztere lag mir nahe, da ich im Begriff war, ein Buch darüber zu schreiben. Der Besuch unserer Vorträge war anfangs sehr lebhaft, ließ aber allmählich nach; ich nahm die Sache ernst, die Zuhörer zu gewinnen. Ein Kenner konnte wohl Bewegendes und Interessantes bei mir finden, nicht so aber die jungen Leute, die noch wenig Kenntnisse hatten und die einfach Grundlegendes und Effektvolles brauchten. Es kam dazu, daß Richards Nähe und das nun zu einem Abschluß drängende Verhältnis zu ihm mich sehr zerstreute. Eines Tages trafen wir uns

in Hornsdorf im Februar. Ich mußte sehr früh abreisen, es war noch nicht hell, und die Straße war leer. Ein paar junge Burschen kamen mir entgegen und riefen mir irgend etwas zu und drangen auf mich ein. Ich fing an zu laufen, und sie ließen schließlich ab von mir.

Mein Schwager war jetzt entschlossen, sich scheiden zu lassen. Seine Kinder waren nicht mehr klein, er glaubte, seine Familie jetzt verlassen zu können. Er wollte nach Frankreich gehen und dort einen juristischen Beruf ausüben. Mein Freund Reiff hatte uns eine große Summe, ungefähr 10 000 Mark, geliehen, damit wir eine Zeitlang, ohne zu verdienen, leben konnten … Sein eigenes Vermögen wollte er seiner Familie überlassen; wenigstens materiell sollten sie nicht durch die Trennung zu leiden haben.

[249] Es war verabredet, daß ich Richard bis Köln begleiten sollte; es war anzunehmen, daß ihm der Abschied von den Kindern, das gewaltsame Zerreißen der Familienbande, schwer werden würde. Wirklich war es ihm allzu schwer geworden, er war ganz verstört. Wir wohnten in einem Hotel dem Dom gegenüber. Ich dachte, daß er endlich mich umschließen … würde; anstatt dessen erklärte er, seinen Entschluß aufgeben zu müssen und nach Haus zurückkehren zu wollen. Er blieb dabei steif und feindselig gegen mich, fast wie ein Wahnsinniger. Ich konnte es nicht fassen. Ich suchte ihn zu bewegen, zu sich selbst zu kommen, es war vergebens. Ich hatte mir nie deutlich gemacht, wie qualvoll für ihn dies Verhalten gewesen war. Ich hatte seit Jahren weder meine Schwester noch die Kinder mehr gesehen, für mich hatten sie nach dem Vergangenen keine rechte Wirklichkeit mehr, ich hatte nichts mehr mit ihnen zu tun, er aber erlebte … den Schmerz der Frau und die Liebe der Kinder zu ihm und das Bewußtsein, wie er sie vermissen würde, wenn er sie verließ. In diesem Augenblick, da er sie verließ, ihnen, den Schuldlosen, großen Schmerz anzutun, das war wohl … die Ursache seiner unerträglichen Qual. Ich fühlte, wie er mich von sich stieß, mich haßte. Was für Worte ich auch brauchte, ich konnte ihm nicht voll zu Bewußtsein bringen, was ich ihm noch kurz vorher gewesen war.

Es blieb nichts übrig, als nach Hause zurückzukehren. Er depeschierte nach Braunschweig, Freunde reisten ihm entgegen. Ich war vernichtet. Diese Liebe war seit dreizehn Jahren der Kern meines Lebens gewesen, ich hatte an sie geglaubt … Ich hatte mein Gewissen einem Trugbild geopfert. Völlig gebrochen kam ich in Bremen an. Marianne Plehn war voller Teilnahme für mich, aber die Maßlosigkeit meines Schmerzes störte sie doch. Ich mußte mich abfinden mit dem, was nicht zu ändern war. Es wurde mir klar, daß, wenn ich weiterleben wollte, ich mich ans Leben anpassen mußte. Schon am folgenden Tag mußte ich einen Vortrag halten, ich brachte es dazu, daß ich über die Romantische Schule … eine Stunde lang etwas Zusammenhängendes sagte, aber meine Seele war nicht dabei. Immerhin hat die Beherrschung des Ausbruchs von Schmerzen den Vorteil, daß man sich an den Schmerz gewöhnt und ihn allmählich weniger empfindet.

[250] Nach einigen Wochen schrieb mir Richard in einer Stimmung, die ganz von der verschieden war, in der wir uns trennten; er war nun wieder ganz der Liebende und versicherte, daß alles sei wie früher. Das hatte wohl etwas Versöhnliches für mich; aber es war mir unmöglich, das Band wieder anzuknüpfen, das in so schrecklicher Weise gewaltsam zerrissen war. Ich hatte mit Aufbietung meiner Kräfte die Flamme, die Lüge, aus welcher mein Leben gewesen war, erstickt. Nun wollte ich nicht wieder daran rühren.

So wie jedes Jahr war der Frühling von einer erlösenden Macht. Wie die Bäume sich belaubten, fühlte ich auch wieder Lebensströme quellen, fühlte das Leben doppelt neu. Damals war das Radfahren aufgekommen; ich kaufte mir auch eines und lernte radeln. In der flachen Umgegend von Bremen war das Radfahren ein sehr angenehmes Hilfsmittel, das Land kennenzulernen. Ich konnte stundenlang in den Bergen klettern, aber in einer Ebene zu gehen, mochte ich nicht. Die Landschaft um Bremen ist außerordentlich schön, die breiten Wiesen, Wiesen, auf denen die Kühe weideten, der hohe Himmel, das Unendliche, das alles hatte für mich wie die

Berge der Schweiz eine heimische Süßigkeit.

Man hat bemerkt, Shakespeares Seelenkunde habe sich darin gezeigt, daß er den Romeo als einen unglücklichen Liebenden habe darstellen lassen, als er Julia kennen lernte. Ich erfuhr das an mir, das Feuer, das so lichterloh gebrannt hat, kann nicht plötzlich erlöschen, es flackert weiter und sucht sich irgendeine Nahrung. Auf andere, die mich in Verzweiflung gesehen hatten, muß es einen merkwürdigen Eindruck gemacht haben, daß ich mich in einen jungen Bremer verliebte, den ich damals kennen lernte. Er war so schön gewachsen, daß er den Bildern Begas und Böcklins … von griechischen Heroen … glich. Obwohl er jung war, um Anfang der dreißiger Jahre, hatte er graue Haare, aber ein junges Gesicht und brennende Augen. Er war ein romantisch leidender, kein einfacher Mensch, einer, der sich selbst quält, was für andere nicht immer wohltuend war, obwohl er das wollte. Mit seinen vielfachen Hemmungen empfand er mich als eine Befreiung und Beglückung; er war so fremdartig und interessant. Er war körperlich sehr gewandt, [251] wir machten Ausflüge zu Rad, die für mich ein Wagnis waren. Ich erinnere mich nicht mehr, was für einen Beruf er hatte, jedenfalls war er noch nicht in der Lage zu heiraten, und unsere Verlobung blieb ein Geheimnis. Diese neue Beziehung war reizvoll und neu, machte mir aber doch den Aufenthalt in Bremen und meine Tätigkeit nicht lieber. Der freie Vortrag lag mir nicht, ich fürchtete mich vor jeder Stunde wie Schauspieler oder Sänger vor ihrem Auftreten und glaubte, daß ich ihn nie würde überleben können. Wäre das Ergebnis befriedigend gewesen, hätte sich das ertragen lassen; aber ich fand und sah nur den Erfolg, daß meine Vorträge nicht gut, nicht zweckmäßig waren. Meine eigene Unsicherheit teilte sich vermutlich den Zuhörern mit, wie in der Schule in Zürich lähmte mich der Gedanke, daß diese jungen Mädchen, die da vorn saßen, sich am Ende gar nicht für das interessierten, was ich ihnen sagte. In der Schule waren doch alle aufrichtig bestrebt, sich die Kenntnisse zu erwerben, die sie zum Examen brauchten, und einige waren immer da, die das, was sie

lernten, auch verstehen wollten und den Gegenständen Verständnis entgegenbrachten. Daß man auch hier von den Themen angeregt werden konnte, das bewiesen die Kurse Marianne Plehns, die mit regem Eifer besucht wurden, wo aber die meisten Teilnehmer nur oberflächlich blieben; sie verstand ihre Mentalität eben besser als ich.

Nachdem ich dies verloren hatte, was ich als unverlierbaren Schatz meines Herzens betrachtet hatte, wollte ich nicht an einen unfruchtbaren Beruf gebunden sein; ich wollte mich nun der Tätigkeit ganz hingeben, zu der ich mich berufen fühlte. Wohl war es ein Sprung ins Ungewisse, da die regelmäßigen Einkünfte wegfielen, wenn ich die Lehrtätigkeit aufgab; aber das wollte ich wagen. Ich hatte 7000 Mark zurückgelegt; davon würde ich eine Zeitlang leben, auch wenn ich nichts verdiente. Ohne einen Vertrag am Lyzeum hatte es für mich keinen Sinn, in Bremen zu bleiben, ich kehrte nach Zürich als in meine Heimat zurück. Ich war nicht viel mehr als ein halbes Jahr in Bremen gewesen.

In Zürich arbeitete ich an meinem Buch über die Romantik. Ich hatte den Plan dazu gefaßt, da ich den Eindruck hatte, [252] alles, was über die Romantiker geschrieben wurde, auch das vielgerühmte Werk von …, habe sie und ihre Werke nicht entsprechend gewürdigt, habe ihre Bedeutung nicht tief genug erfaßt. Was mir in ihren Briefen und Schriften entgegentrat, überraschte mich, ich hatte das in der Literatur über die Romantiker nicht gefunden. Aus dem Gefühl einer Vertrautheit mit den Personen und ihrem Denken und Empfinden schrieb ich das Buch, ohne mich um das zu kümmern, was mir fehlte. Von der Philosophie ihrer Zeit hatte ich nur eine allzu oberflächliche Kenntnis, so daß ich vom Vergleich des Einflusses auf diesem Gebiet absehen mußte; aber das schien mir nicht wichtig, denn ich hielt ohnehin vom Ausgraben von Vorbildern und Einflüssen gar nichts, womit manche literarische Forschungsarbeit geleistet zu haben glauben. Infolge meiner mangelnden Kenntnis mußte ich mir manche Lücke in meinem Buch nachweisen lassen; dafür entschädigt vielleicht die Frische

und Wärme, mit der ich die Aufgabe angriff, die ich mir gestellt hatte. Die Verwegenheit selbst, die man mir vorwerfen konnte, daß ich meine Arbeit ohne erforderliche Vorbereitung auf mich nahm, mag mit ihrem Schwunge als ein Vorzug wirken.

Ein Zufall führte mich von Zürich nach Wien. Meine Freundin Bäumchen hatte eine Freundin, deren Mann, Paul Friedländer, Professor der Chemie in Wien war. Als sie diese im Sommer 1897 zu besuchen wünschte, kam ich auf den Einfall, mich ihr anzuschließen. Österreich hatte mich von jeher zauberhaft angezogen. Blau sind die Berge, die so ferne sind. Wenn ich Kaiser wäre, hatte ich gedacht, würde ich nicht so sehr das Elsaß zurückverlangen, sondern Österreich und Wien. Inwieweit diese Vorliebe bei meinem Entschluß den Ausschlag gab, weiß ich nicht mehr. Friedländers waren im Sommer »an Land«, wie man in Österreich sagt. Martha Friedländer hatte ein Gesicht, wie es englische Porträtmaler den Frauen malten; es lag aber eine wehmütige Resignation in ihren Zügen, die mich sehr anzog. Gerade weil ich selbst nie verzichten konnte, ergriff mich dieser Ausdruck; ich dachte, daß ich diese Frau hätte lieben können, wenn ich ein Mann wäre. Sie hatte zwei Kinder, beides waren niedliche kleine Mädchen, mit denen zu spielen mir [253] Vergnügen machte. Besonders Eva, die ältere, mit ihren dunklen Augen, ihren verhaltenen Schelmereien, gefiel mir. Paul Friedländer war liebenswürdig, obwohl gar nicht entgegenkommend; es war, als habe er gegen eine leichte Befangenheit zu kämpfen. Er liebte augenscheinlich seine Frau sehr, mehr wohl, als sie ihn liebte …

Sie waren immer gastfrei und gaben den Gästen das erquickende Gefühl, daß sie sie durch ihren Besuch erfreuten.

Als meine Freundin nach einigen Wochen wieder abreiste, entschloß ich mich, noch eine Weile zu bleiben. Von der Stadt hatte ich noch wenig gesehen, da wir auf dem Lande waren und erst noch wenig Bekanntschaften gemacht hatten; da ich an keinen Ort gebunden war, glaubte ich diese Gelegenheit nützen und mich ernstlicher umsehen zu sollen.

Mein Roman »Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren« wurde in Wiener Zeitungen sehr günstig besprochen. Man fand ihn epochal. Mein Name hatte durch dieses Buch in den literarisch interessierten Kreisen einen sehr guten Klang bekommen, ich wurde zu einer Persönlichkeit, von der man sprach und die man gern kennen lernte. Bald wurde ich in verschiedene Häuser eingeladen und willkommen geheißen. Manche von diesen Beziehungen versiegten bald wieder, andere dauerten fort. Zu den letzteren gehörten die Baronessen Vesque, drei Schwestern, von denen auch die jüngste älter als ich war. Die beiden jüngeren waren einander innig verbunden. Die Freude ihres Lebens bestand in großen Reisen, die sie gemeinsam unternahmen. Besonders die jüngste, Helene, von sehr lebhaftem Geiste, nahm Anteil an allem: Menschen, Büchern, Wissenschaften, den Künsten und bildender Kunst. Max Kalbeck, ein großer, blonder und sympathischer Mann, schrieb ein vielbändiges Buch über Brahms. Wir verstanden uns sofort, indem wir beide die »Fledermaus« von Johann Strauß liebten und den jungen Richard Wagner schätzten; auch sonst begegneten sich unsere Anschauungen, er war für mich in jeder Beziehung ein bequemer und erfreulicher Umgang. Seine Frau, eine Jüdin, um derentwillen er sich hatte scheiden lassen, war mir nicht so sympathisch. Daß sie einmal schön gewesen war, sah man nicht mehr. Am meisten von ihnen liebte [254] ich verständlicherweise den Professor von Frisch, an dessen Frau mir meine liebe Gönnerin, die alte Frau Heim aus Zürich, eine Empfehlung mitgegeben hatte. Auch mit dieser geriet ich fast sofort in ein freundschaftliches Verhältnis. Marie von Frisch war durch Verkehr und Briefwechsel mit Gottfried Keller bekannt. Sie war eine zierliche Erscheinung, mit aufmerksamen, dunklen Augen um sich blickend, ein etwas mädchenhaftes, gedämpftes Wesen. Obwohl sie ihren Mann und vier Söhne zu versorgen hatte, war sie stets strahlend, durch nichts beschattet, auch wenn das Leben nicht alles gehalten, was sie von ihm erhofft hatte. Ihrem Manne gab ich in meinen Augen ein großes Lob er wirkte wie ein Schweizer. Einfach, offen, herzhaft, gefiel er mir ganz und gar,

obwohl er vielleicht nicht bedeutend war. Von den Söhnen Hans, Otto, Karl und Ernst war der jüngste, Otto, dunkel und hübsch, augenscheinlich doch sehr nach der Mutter artend. Er wurde Mediziner, der älteste Jurist, der andere Naturwissenschaftler, einer war Bibliothekar. Die Brüder bildeten ein Quartett: die ganze Familie war sehr musikalisch.

Es kam mir sehr zustatten, daß ich ein wenig in der Chiromantie bewandert war. Ich verdankte die Anregung dazu einer Freundin, Luise von Kehler, die bei einem großen Maskenfest in Zürich einen Wahrsager vorgestellt hatte. Ich war, phantastisch ägyptisch ausstaffiert, als eine Art Gehilfin oder Pförtnerin vor ihrem Zelt gewesen und hatte zugesehen, wie sie den zahlreichen Besuchern aus den Händen ihren Charakter sowie ihre Schicksale deutete. Da sie grundlegende Kenntnisse der Handlesekunst besaß, machte sie aus wenigen Linien reich verschlungene Andeutungen; sie brauchte ihre Kunden nur eine Weile betrachtet zu haben, um ihnen fabelhaft und auf das anmutigste über ihr Leben und über ihr Wesen immer das hervorzuheben, was die Betreffenden sehr überrascht als richtig erkannten und ihnen, soweit es ihre Zukunft anging, glaubhaft vorkam. Diese Gabe, die Eigenheiten eines Menschen zu erfassen und gleichsam bunte Sträußchen daraus zu binden …, besaß ich nicht; aber ich hatte … meine Kenntnisse vervollkommnet und belebte meine Aussprüche durch Eindrücke, die ich von demjenigen empfing, um den es sich han[255]delte; und einen Blick für Menschen hatte ich auch, nur daß ich sie mehr im Ganzen sah und sich erst allmählich ihre Einzelzüge und Wesensmerkmale … entfalteten. Bei den Gästen Frischs traf ich zufällig die Richtigen; man war belustigt und erstaunt; wir waren uns dadurch nähergerückt.

In dem Haus Josephstätter Straße Nr. 17 war ich oft. Der Wohnraum war gewählt geschmackvoll, wie ich mich erinnere biedermeierlich, unter Vermeidung alles Prunkvollen, eingerichtet. Menschen und Dinge zeugten von alter Kultur. Frau von Frisch war eine geborene Exner … Ich hatte den Eindruck, daß die Exners viel Familienstolz hatten; einige ihrer Mitglieder lernte ich später

kennen.

Etwas, das außer der Chiromantie für mich sprach, war meine Ähnlichkeit mit Eleonora Duse. Ich wurde öfter darauf angesprochen, und für zwei Herren, die für die Duse schwärmten, wurde ich dadurch auch anziehend. Dr. Josef W., der einen Band Lyrik veröffentlicht hatte, ging so weit, daß er sich über Eleonora Duse, von der ein großes Bild in seinem Zimmer hing, in mich verliebte. Und ein anderer … schenkte mir ein Bild der Duse, welches die Ähnlichkeit besonders stark sichtbar machen sollte; es war ein Profilbild, das ich noch besitze.

Irgendeiner unter meinen Wiener Bekannten empfahl mir die Pension in der Lammgasse, nicht weit von der Leopoldstraße, in die ich einzog, nachdem meine Freundin abgereist war. Dies wurde bald die hauptsächliche Szene meiner Erlebnisse.

ERMANNO CECONI

UNSER MANNOCHEN

WIR SASSEN SCHON alle an der langen Tafel in der Wiener Pension Lammgasse 7, als er ins Zimmer kam mit dem eigentümlichen, etwas schaukelnden Gange, wie Matrosen gehen, die gewohnt sind, keinen festen Boden unter den Füßen zu haben. Sein Anzug war sehr schäbig; um so mehr fiel die feine Bildung seines Kopfes und seines Gesichts auf, die hohe und breite Stirn, die gebogene Nase, der schöne Mund, der, wie ich später bemerkte, dem Shakespeares auf der bekannten Totenmaske ähnlich war, ein Mund, der weniger für das materielle Geschäft des Essens und Trinkens als zum Sprechen, Lächeln geschaffen schien. Obwohl er von allen Seiten lebhaft begrüßt wurde, war etwas Einsames um ihn; er erinnerte mich, vielleicht nicht sofort, aber sicher bald, an den Königssohn des Märchens, der, aus der Heimat vertrieben, in Bettlertracht unter fremden Menschen Dienste tun muß. Schnell erfuhr ich, daß dieser Gast ein Italiener war, der bei einem der ersten Wiener Zahnärzte als Assistent angestellt war, und daß er Ceconi hieß, daß er im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stand, machte sich bald bemerkbar. Anekdoten wurden von ihm erzählt, aus denen hervorging, daß er bald Entrüstung, bald Ärger, bald Bewunderung und Beifall erregte und daß er immer originell und eigenartig war. Es war bis vor kurzem in der Pension einer Engländerin gewesen, mit der er in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte; es blieb aus dem Gerede darüber unklar, wie vertraulich dieselben gewesen waren. Er selbst sprach mit größter Hochachtung von ihr und bewahrte die Briefe, die er seit ihrer Abreise von ihr erhalten hatte, wie einen kostbaren Besitz auf. Sie hatte, wie er mir später erzählte, seine Sachen und Wäsche in Ordnung gehalten und

überhaupt wie eine Schwester für ihn gesorgt. Wie es scheint, war sie eher häßlich als hübsch und in der Kleidung nachlässig gewesen, weshalb in der Pension über sie gelacht wurde. Eines Tages machte bei Tisch ein junger Mann, es war ein Jude, eine Bemerkung über sie, die Ceconi beleidigend [260] schien; er stand ruhig auf, ging zu ihm hin und gab ihm eine Ohrfeige. Die Sache wurde beigelegt; es waren außer Ceconi noch einige Italiener da, die seine Partei nahmen, und die Leiterinnen der Pension hielten zu ihm, weil er ihre kranke Mutter behandelte. Diese Pension war mir von Wiener Bekannten empfohlen worden; mir kam sie, ich könnte nicht sagen warum, ein wenig schlüpfrig vor, so daß ich zunächst ein leichtes Grausen nicht los wurde. Ich will nicht von dem kultivierten Hause sprechen, in dem ich aufgewachsen war und das nun schon mehr als zehn Jahre hinter mir lag; aber seitdem hatte mich die Atmosphäre von Solidität umgeben, die der Schweiz eigentümlich ist und und die man so ungern vermißt da, wo man schläft und wohnt und ißt. Die Inhaberinnen der Pension waren zwei nicht mehr junge, unverheiratete Frauen, Jüdinnen aus Galizien, die ihren Heimatort verlassen hatten, weil ihr Vater und Großvater, Kaufleute, Unglück mit ihrem Geschäft gehabt hatten. Die näheren Umstände waren mir nicht bekannt; nur soviel sah ich, daß die beiden Frauen, die nun die Versorgung der Familie in die Hand genommen hatten, einen Groll gegen ihre Eltern und den Großvater hatten, so als wären sie schuld an dem geschäftlichen Zusammenbruch gewesen. Vielleicht hat sich der Vater das Leben genommen; doch erinnere ich mich nicht daran. Die Mutter lag krank an Brustkrebs im anderen Flügel des Stockwerks; es war mir sehr angenehm, daß sich mein Zimmer auf der Seite befand, wo sie nicht war. Der Großvater, ein kleiner, sehr alter bescheidener Mann, der wie ein Schatten aus und ein glitt, verriet uns dann, daß er noch am Leben teilhatte, wenn Ceconi ins Zimmer kam, der einzige, der ihn jedesmal herzlich begrüßte und ihm meistens etwas mitbrachte Tabak, wie Zigarren, oder eine Zeitung. Die beiden Frauen kamen mir sehr herzlos vor, denn sie bekümmerten sich so

gut wie gar nicht um die kranke Mutter und den uralten Großvater; aber ich sagte mir, daß ich die Geschichte der Familie nicht kenne, und mich in intime Beziehungen zu ihnen einzulassen, hatte ich keine Neigung. Ich war so wie jemand, der ein sauberes weißes Kleid trägt und immer in Sorge ist, es könne schmutzig werden. Die Tischgesellschaft bestand aus mehreren Italienern, einem Ru[261]mänen, der Dutling hieß, häßlich war, aber sehr gutmütig schien, ein paar jungen Österreichern und einer jungen Musikstudentin, Schülerin des berühmten Leschetitzky. Paula Sant'Angela, die Tochter eines Italieners und einer Engländerin, vereinigte in ihrem Gesicht die Schönheit dieser beiden Rassen: sie hatte schwarze lockige Haare, eine Farbe wie Marmor, edle Züge, dunkle Augen; wäre sie etwas größer gewesen, wäre sie eine blendende Erscheinung gewesen. Sie war auch, wie ich hörte, sehr begabt, gehörte, obwohl erst sechzehn Jahre alt, zu Leschetitzkys besten Schülerinnen. Es konnte niemandem entgehen, daß sie in Ceconi verliebt war; vielleicht war sie zu jung oder zu leidenschaftlich, um es zu verbergen. Er ignorierte sie für gewöhnlich, oder, wenn er nicht umhin konnte, mit ihr zu sprechen, war er unfreundlich; mich berührte dies Verhältnis peinlich. Ich war damals noch einmal so alt wie das schöne Mädchen. Ein Ruhepunkt am Tisch für mich war ein norwegisches Ehepaar, das auf einer Ferienreise begriffen war; der Mann war Arzt. Sie waren das, was man unter »gebildeten Menschen« versteht, mit denen ich mich in der selbstverständlichen Art unterhalten konnte, wie sie diese Schicht in allen Ländern verbindet. Ein junger Augenarzt, Dr. Hitschmann, kam, soweit ich mich erinnere, nur zum Essen und nicht regelmäßig.

Von den Italienern machte einer einen besonders gebildeten Eindruck auf mich, das war Ugo Ara, ein Geiger, der durch zu vieles Üben seiner Hand geschadet hatte, so daß er eben damals überhaupt nicht spielen konnte. Ceconi pflegte die erkrankte Hand jeden Morgen zu massieren, zu welchem Zweck er des Morgens eine halbe Stunde früher aufstand. Mit Ugo Ara kam ich bald in eine

angenehme Beziehung; er sah älter aus, als er war, und hatte ein gesetztes, gleichmäßiges Wesen und sprach ziemlich gut deutsch. Er war Jude, was man ihm nicht ansah; wenn ich mich nicht irre, waren seine Vorfahren Rabbiner gewesen. Er war aus Venedig. Ara, Ceconi und ich nahmen zuweilen nachmittags den Kaffee zusammen, zuweilen in Aras und zuweilen in meinem Zimmer; indessen konnte das wohl nur ausnahmsweise sein, denn gewöhnlich ging Ceconi bald nach dem Essen wieder an seine Arbeit.

[262] Damit aber habe ich schon vorgegriffen. Der erste Anlaß, daß ich mit dem so viel beredeten Dr. Ceconi ins Gespräch kam, waren meine schlechten Zähne. In Zürich hatte ich einen sehr liebenswürdigen Zahnarzt gehabt, der meiner nichtswürdigen Feigheit Rechnung trug und vielleicht allzu rücksichtsvoll mit meinen Zähnen umgegangen war. Sie befanden sich nicht in bester Ordnung. Als sich an einem eine Entzündung bildete, wollte ich mir, wie ich in solchen Fällen zu tun pflegte, Jodtinktur holen, erfuhr aber in der Apotheke, daß sie in Österreich nur auf ärztliche Verordnung hin erhältlich sei. Darüber beklagte ich mich bei Tisch. Ceconi griff das auf, sagte, solche Behandlungen, die dem Übel nicht an die Wurzel gingen, sollten überhaupt nicht stattfinden, und wurde dabei übermäßig heftig, zum Teil, weil er, der deutschen Sprache noch nicht ganz mächtig, sich verhaspelte, im Ärger darüber noch schneller redete und auf die Art mehr Fehler machte und so sich fortwährend steigerte. Italiener lachen nie über die Sprachfehler der Fremden; er war sehr empfindlich dagegen, wenn die Deutschen es taten. Der norwegische Arzt legte sich freundlich ins Mittel, indem er begütigend sagte, in der Jugend sei man wohl so streng grundsätzlich, habe man erst längere Zeit praktiziert, so bestehe man nicht darauf, immer gleich durchgreifend vorgehen zu wollen, begnüge sich auch einmal mit einem augenblicklichen Erfolg, trage den Wünschen und Bedürfnissen des Patienten Rechnung und dergleichen. Da ich den Zahn nicht in der gewohnten Art behandeln konnte, entstand ein Geschwür, und ich mußte — für

mich höchst peinlich — die Notwendigkeit einsehen, einen Zahnarzt aufzusuchen. Die meisten Menschen werden begreifen, welche Seelenqualen es bedeutet, sich einem fremden Zahnarzt auszuliefern, besonders wenn man sich erheblicher Schäden bewußt ist und unabsehbare Eingriffe voraussieht. Eines Abends nach dem Essen wurde in der Pension darüber gesprochen, zu wem ich gehen sollte. Die Pensionsvorsteherin und einige von den Pensionären rieten mir, zu Ceconi zu gehen, dessen Patienten sie schon gewesen waren; sie rühmten seinen scharfen Blick und sichere Hand und wie gut man in jeder Hinsicht bei ihm versorgt sei. Ich schwankte; sehr ängstlich, wie ich mit meinen Zähnen war, [263] dachte ich, es sei doch sicherer, zu dem Hauptarzt und nicht zum Assistenten zu gehen; von Dr. Karoly hatte ich gehört, daß er einer der ersten Zahnärzte Wiens sei. Abseits an der Wand, im heimlichen Schatten, hatte während der allgemeinen Beratung der Großvater gesessen. Jetzt stand er auf, schlich zu mir herüber und sagte, indem er mir die Hand auf die Schulter legte: »Gehen Sie zum Ceconi; er ist edel!« Einen Zahnarzt mit Hinblick auf seinen Edelmut empfohlen zu bekommen fand ich so komisch, daß ich beschloß, dem Rate zu folgen. Das war der Anfang meiner näheren Bekanntschaft mit Ceconi. Das erste war, daß er mir das Geschwür aufschnitt. »Tut weh, armes Kind?« sagte er mehrmals. Es tat natürlich weh, aber nicht mehr als notwendig; aber ich war abgelenkt durch die temperamentvolle und originelle Persönlichkeit, die sich so geschickt und mit so außerordentlicher Sicherheit um mich bemühte.

Am zweiten November war Allerseelen, ein Tag, der in den protestantischen Ländern, wo ich bisher gelebt hatte, nicht besonders ausgezeichnet war. In der Pension wurde davon gesprochen, wie eigenartig der Anblick der Friedhöfe am Abend sei mit den Lichtern über den Gräbern, und ein gemeinsamer Besuch eines derselben wurde in Aussicht genommen. Ich weiß nicht mehr, welcher Friedhof es war, den wir aufsuchten. Der Tag war sehr neblig, die Flämmchen waren wie von Schleier umhüllt, und der

Anblick der großen Gräberfelder, auf denen dunkle Gestalten hin und her glitten, war traurig. Keine schaudernde Ahnung mahnte mich an den Schmerz, den ein Allerseelentag in 30 Jahren mir zufügen sollte. Unsere kleine Gesellschaft begab sich durchkältet und müde in ein Café. Die Sitte, bei jeder Gelegenheit ein Café aufzusuchen, war mir damals noch fremd; aber ich gewöhnte mich rasch daran, angelockt durch die verführerische Wiener Mélange.

Seit eine Freundin von mir vor mehreren Jahren bei einem Maskenfest als Wahrsagerin aufgetreten war, die den Leuten aus den Händen weissagte, hatte ich mich mit der Handlesekunst abgegeben. Vieles hatte ich ihr, die sie auf sehr anmutige und witzige Art ausübte, abgelernt, hatte mir aber gelegentlich ein Lehrbüchlein der Chiromantie angeschafft und hatte [264] erfahren, daß meine sibyllinischen Aussprüche großen Beifall fanden und daß neue Bekanntschaften durch dieses Mittel farbiger und traulicher wurden. War es der Chiromantie oder dem gesunden Urteil meinerseits oder der Bereitwilligkeit und Empfänglichkeit der anderen zu danken, sie behaupteten oft, daß ich in überraschender richtiger Weise den Charakter des Betroffenen beleuchtet oder erleuchtet hätte. Auch in der Pension hatte meine Kunst sich schon Ansehen erworben, und als wir miteinander im Café saßen, wurde der Wunsch laut, ich möchte sehen, ob der Ceconi ein Lügner wäre. Das Lügen war so gemeint, daß das, was er erzählte, selten Glauben fand. In vielen Fällen habe ich später erprobt, daß seine Geschichten durchaus wahrhaft waren, aber er pflegte sie in einen Schleier von Phantasie zu tauchen, daß sie etwas Fremdartiges und Unmögliches bekamen und daß die Tatsachen auch wirklich dadurch sich selbst entfremdet wurden. In welcher Weise ich mich an jenem Abend aus der Schlinge zog, um alle zu befriedigen, weiß ich nicht mehr; das Erlebnis, das ich im Gedächtnis behalten habe, war, die braune Hand in meiner zu halten, die mir so lieb wurde und die mit keiner anderen vergleichbar war. An den Linien, die der Chiromant zunächst zu beachten pflegt, fiel einem besonders auf, daß die Herzenslinie stark und gerade waagrecht durchging. Die

meinige wendete sich in der Mitte und stieg in den Mittelfinger, der Saturn hieß; das deutet, hatte ich gelernt, auf Naturen, die den geliebten Gegenstand an sich reißen wollen, um ihn zu besitzen, während waagerechter Verlauf eine Liebe bezeichnet, die das Geliebte beglücken will. Ich hatte immer gefunden, daß die Auslegung durch meine Hand bestätigt wurde; ich war wirklich so, daß ein direkter Impuls, wenn ich liebte, war, den Geliebten an mich zu reißen. Bei der Hand, die ich in meiner hielt, war das andere ausgeprägt. Es ging mir durch den Sinn, daß es schön sein muß, so geliebt zu werden, wie der liebt, wenn ich diese Hand richtig ausdeutete. Vielleicht waren es weniger die Linien als der allgemeine Charakter der Hand, der mich bewegte. Sie war kräftig und männlich, mittelgroß, schlank, fest; aber in der höchst persönlichen Form, die sie von allen anderen Händen unterschied, drückte sich Kindliches und Gütiges aus. Es war [265] eine hilfsbereite Hand, bereit zu helfen, wie ein Vogel bereit ist, sein Nest zu bauen; ihre Natur war so.

Wie hilfsbereit Ceconi war, das hatte ich täglich Gelegenheit zu beobachten. Allerdings bezahlte er einen viel geringeren Pensionspreis als die anderen, weil er die ärztliche Behandlung der kranken Mutter übernommen hatte; aber die gewissenhafte und liebevolle Art, wie er das tat, war über jede Entlohnungsmöglichkeit hinaus. Wenn er mittags aus dem Geschäft nach Hause kam, rief er schon im Gang: »Mütterchen, grüß Gott, da bin ich!«, denn er wußte, wie inständig die verlassene Sterbenskranke ihn erwartete, und begab sich dann sofort zu ihr. Dabei war sie ihm durchaus widerwärtig, die vecchia Ebrea schiffossa, wie er sagte. Wenn er mir ausmalte, was für eine antipathische Person das sei, wie ihr Bett von Wanzen wimmele, wie bösartig sie sei, wie häßlich, schmierig, ekelerregend die ganze Sache, sträubten sich mir die Haare. Er war kein Heiliger, der alle Menschen liebte und für alle sein Blut vergießen mochte; aber wenn er jemand leiden sah, mußte er helfen und liebte ihn in dem Augenblicke, wo er half. In dem jammervollen Ende dieser sterbenden alten Frau, ob sie nun

wirklich so widerwärtig war, wie Ceconi sagte, oder nicht, war seine Freundlichkeit das letzte Licht. Er saß bei ihr, tröstete sie und neckte sie; er machte sie lachen, und gerade daß er necken und scherzen konnte, milderte den furchtbaren Ernst der Lage und stellte die Atmosphäre von launiger Liebenswürdigkeit her, die zwischen Mann und Frau herrscht.

Als ich aus irgendeinem Grunde auf den anderen Flügel des Stockwerks versetzt wurde, wo die Alte, Ceconi und Ara ihre Zimmer hatten, war ich sehr unzufrieden. Erstens ängstigten mich die Wanzen, die dort drüben sein sollten. Ceconi wollte sich über meinen Wanzenkomplex totlachen. Er schilderte, wie er etwa eine beobachtete, wie sie langsam hervorgekrochen käme, aber bevor sie an seinem Hals angelangt wäre, schliefe er schon. Gegen Wanzen, sagte er, sei er ganz unempfindlich. Natürlich, in dem Bett der Alten seien zu viele, und er schalt dann auf die beiden Töchter, die ihre Mutter so verkommen ließen. Herzlose, kalte, durch und durch böse Personen. Mehr noch als die Wanzen beunruhigte mich die Nähe der kranken [266] Frau; das Zimmer war gerade gegenüber dem meinigen. Ich wußte, daß Ceconi, der neben mir wohnte, die Tür seines Zimmers offenzulassen pflegte, damit er hörte, wenn die Kranke ihn riefe oder stöhnte; er gab ihr dann, was sie brauchte, etwa auch eine Morphiumspritze; aber er konnte doch vielleicht einmal ihre Rufe überhören, dachte ich, und dann würde es meine Pflicht sein, wenn ich sie hörte, hinüberzugehen und ihr beizustehen, so gut ich könnte. Davor graute mir, abgesehen davon, daß ich unerfahren und unbeholfen in solchen Dingen war. Indessen wurde mir diese Selbstüberwindung erspart; wenn ich je einmal nachts durch die Stimme der Alten geweckt war, hörte ich gleich darauf nebenan die Tür gehn, hörte Ceconis beruhigende Stimme und wie er später wieder zurückging. Eine Nacht kam, wo sie in seinen Armen starb.

Damals war mein Verhältnis zu Ceconi schon sehr freundschaftlich. Er hatte mir gesagt, daß meine Zähne einer gründlichen Behandlung bedürften, daß sie sich jetzt noch erhalten

ließen, aber ganz zu Grunde gehen würden, wenn ich sie weiterhin vernachlässigte, und da ich einsah, daß er nur zu recht hatte, überließ ich es ihm, zu machen, was er für notwendig halte. Das hatte wochenlang tägliche oder fast tägliche Besuche zur Folge. Er hatte die Eigenheit, daß er ungern allein seinen Weg ins Atelier machte, und schlug mir deshalb einmal vor, ihn nach dem Essen zu begleiten. Ich sagte, daß ich keine Lust hätte, gleich nach Tisch zur Behandlung zu gehen, nur damit er den Weg nicht allein zu machen brauche. »Macht nichts«, sagte er, »dann sage ich zu irgendeinem Dienstmann, er solle mitkommen.« »Wenn ein Dienstmann genügt«, sagte ich, »brauche ich ja nicht mitgehen.« »O«, sagte er, »ich spüre den Unterschied schon.« Das war nicht nur Spaß; er kannte die Kutscher und die Dienstleute, die in der Gegend ihren Stand hatten, und war mit allen gut Freund, es war immer einer bereit, ihn ein Stückchen zu begleiten.

Übrigens war ich durchaus nicht so unerbittlich, wie ich mich zuweilen anstellte; doch glaube ich, daß ich meistens am späteren Nachmittag als letzte Patientin bei ihm war, weil wir, wenn er fertig war, noch ein Weilchen in einem Café zusammensaßen. Meistens war er es, der sprach, selbstverständlich [267] immer, während er mich behandelte. Ich sah, selbst außerstande zu erwidern, über mir den reizenden beweglichen Mund, der mich an das Märchen von dem Kinde erinnerte, dem eine Fee verlieh, daß Perlen und Edelsteine aus seinen Lippen sprangen, wenn es redete.

Die Sprache war seine Kraft und seine Lust, das eigentliche Organ seines Wesens. Allerdings, es konnten auch Kröten und Mäuse aus seinen Lippen springen; das gehörte dazu. Die Begabung machte sich um so mehr geltend, als er sich in einer fremden Sprache ausdrückte. Er handhabte das Deutsche ganz willkürlich, von Grammatik hatte er keinen Begriff, aber er sagte, was er wollte, und brachte jede zarteste Wendung, sein Gefühl, Zärtlichkeit, Spott, Hohn oder Ironie zum Erklingen. Viele Italienismen liefen dabei mit unter und machten seine Rede farbiger und persönlicher. Es überraschte mich gar nicht, daß er dichtete; er machte eigentlich

fortwährend Gelegenheitsgedichte, und sie waren immer witzig zugespitzt oder humorvoll oder leidenschaftlich, zuweilen waren sie wie eine schöne, heiße, aufflammende und wieder verlöschende Flamme; aber ich fand doch, daß er am meisten Dichter und Zauberer im Sprechen, im ganz alltäglichen Sprechen war. Meistens erzählte er mir von seiner Kindheit und den Verhältnissen, in denen er als Kind gelebt hatte. Seine Mutter, eine Deutsche aus Hamburg, war gestorben, als er acht Jahre alt war. Sie lebte in seiner Erinnerung als eine Heilige, eine Frau und Mutter ohne Tadel, mit der das Glück aus dem Hause gewichen war. Bald nach ihrem Tode heiratete sein Vater ein sehr schönes, aber ganz ungebildetes Mädchen, träge, habgierig, gewissenlos; so schilderte er sie. Sie wurde die echte Stiefmutter aus dem Märchen, lud den heranwachsenden Kindern aus der ersten Ehe alle Arbeit auf, auch die Verantwortung für die vier kleinen Geschwister, die nacheinander ankamen, und nicht zufrieden damit, hetzte sie auch den Vater gegen sie auf, daß er sie oft ungerecht in grausamer Weise bestrafte. Ich war entrüstet über diesen Mann, der seine Kinder nicht nur nicht verteidigte, sondern sogar im Banne einer blinden Leidenschaft mißhandelte; aber das lehnte Ceconi durchaus ab. Er liebte seinen Vater, und er sowenig wie seine Geschwister hatten [268] ihm jemals seine Ungerechtigkeiten übelgenommen. Obwohl noch ein Kind, hatte er seinen Vater vollkommen durchschaut mit seiner Schwäche und seiner Ratlosigkeit, er hatte gesehen, wie er litt, weil er wußte, daß er ungerecht war und doch den rechten Weg nicht fand. Er hatte seine Not und Verzweiflung an den Kindern ausgelassen, er war gereizt, weil er einsah, daß er sich und die Seinigen durch einen unüberlegten Schritt ins Unglück gebracht hatte, das zu steuern er nicht die Kraft hatte. Wie er es möglich machte, seine überlegene Einsicht der Schwächen seines Vaters mit schrankenloser Bewunderung zu vereinigen, wurde mir nicht klar; aber so war es. Sein Vater kannte alles, wußte alles, er verfügte über eine Kraft, eine Weisheit, die das gewöhnliche menschliche Maß weit überstiegen, er war schön, groß, adeliger als

der Durchschnitt der Italiener. Er stammte auch, obwohl jetzt in nicht unverschuldeter Niedrigkeit lebend, von einem uralten Geschlecht ab, das einst die Dogenwürde von Aquileja bekleidet hatte, so daß ihm der Titel Duca d'Aquileja eigentlich zukäme. Daß er jetzt noch seinen erwachsenen Sohn, von dem er, wie ich später erfuhr, finanziell abhing, wenn er etwa über ihn in Zorn geriet, schlagen würde, fand er nicht nur in Ordnung, sondern großartig. Dabei war er selbst keineswegs ein Lamm, das sich gern unterordnete; er konnte vulkanische Heftigkeitsausbrüche haben und gab zu, daß es besser für alle wäre, wenn er nicht mit seiner Familie zusammen lebte, da sie ihn beständig reizten und an den Nerven rissen. Er machte den Eindruck, kräftig und gesund zu sein, besonders die wundervolle rostrote pfirsichfarbene Karnation wirkte in diesem Sinne. Es war nicht immer so gewesen; diese erstaunlich schöne Haut war neu und deshalb, wie er meinte, frisch wie die eines Kindes. Als kleines Kind, seine Mutter lebte noch, waren die drei Geschwister abends allein gewesen, während die Mutter fort, ich glaube im Theater war. Wie es kam, erinnere ich mich nicht; er warf die Lampe um und verbrannte über und über. »Ich bin am ganzen Leibe schwarz«, sagte er, als er mir das zum ersten Mal erzählte, und riß sein Hemd auf, damit ich es sähe und glaubte. Diese furchtbaren Verletzungen hat der kleine Junge fast ohne Klage ertragen, um seiner Mutter keine Schmerzen zu machen. Man [269] schrieb es diesen Brandwunden zu, daß er mit etwa dreizehn oder vierzehn Jahren eine Hautkrankheit bekam, die jahrelang dauerte. Die Behandlung bestand darin, daß er mit einer Salbe eingeschmiert wurde, die einen widerwärtigen Geruch hatte, aus welchem Grunde man ihn in ein abseits gelegenes Zimmer brachte, wo er stundenlang allein lag, unfähig, zu lesen und sich zu bewegen, da er, damit er sich nicht kratzte, in Binden eingewickelt war. Seine etwas ältere Schwester mußte im Hofe die übelriechenden Binden waschen. Eine Zeitlang war auch sein Gesicht so eingewickelt, daß man ihm eine Röhre in den Mund steckte, damit er dort atmen könne, wenn die Binde am Munde sich

verschöbe. Zuweilen vergnügte sich sein jüngerer Bruder damit, dem wehrlosen Unbeweglichen die Röhre aus dem Munde zu ziehen, und er hatte entsetzliche Augenblicke der Angst des Erstickens. Die Erinnerung hatte augenscheinlich ihre Bitterkeit und die Qual noch nicht ganz verloren. Aber viel mehr litt ich darunter, und vielleicht erzählte er mir davon in dem unbewußten Streben, sich davon zu befreien, indem er sie einem anderen übertrug. Ich liebte den einsamen Jungen mit den mandelförmig geschnittenen, opalig schimmernden Augen, die so überirdisch und so schelmisch blicken konnten. Es fiel mir ein, daß Carus, mit dem ich mich viel beschäftigt habe, darüber geschrieben hatte, warum die alten italienischen Maler den Engeln und Heiligen schmale Augen gegeben hatten. Es war das erste Mal, daß ich an einem lebenden Menschen Augen sah, wie die Heiligen Giottos oder die Engel Fra Angelicos sie haben. Die Augen aber konnten auch gefährlich stechen, so wie dieser Kindermund auch spotten und höhnen konnte und wie in dieser Seele ebenso stark wie der Trieb, anzubeten und zu bewundern, der Trieb, selbst das Geliebte zu verletzen und zu entheiligen, war.

Die Worte Philipps II. gingen mir damals oft durch den Sinn: »Ich habe solch einen Menschen nie gesehen.« Das war meine vorherrschende Empfindung. Ich stammte aus einer Familie. die leidenschaftlich, leichtsinnig, verschwenderisch, unbekümmert war und, ob reich oder arm, sich immer auf der Höhe des Lebens fühlte. Mochte es große Fehler in dieser Familie geben, [270] sie war niemals kleinlich. Sie lebte innerhalb der Atmosphäre, die ihr eigen war, derer sie bedurfte, ziemlich unberührt vor Andersartigem, es sei denn, daß sie es in diese Atmosphäre hereinzog. Manche von diesen Eigenschaften hatte Manno auch; denn er war nun Manno für mich, aber dazu eine Leidensfähigkeit und den Blick für das Leiden der anderen, die mir fremd waren. In meiner Familie liebte man das Schöne, umgab man sich gern mit schönen Dingen, ich hatte wohl Sorgen um Geld, aber enge und beschränkte Verhältnisse nicht kennengelernt. Manno merkte ich an, daß er häßliche und traurige

Untiefen kennengelernt hatte, wo das Schöne seinen Wert verliert. Ich war damals natürlich nicht den ganzen Tag und nicht alle Tage in zahnärztlicher Behandlung; im allgemeinen war ich durch allerlei neue Bekanntschaften in Anspruch genommen und beschäftigte mich damit, Wien kennenzulernen. Ich verkehrte viel im Haus des Professors Anton von Frisch und seiner Frau Marie, an die ich aus der Schweiz empfohlen war. Sie hatten in Zürich Beziehungen und waren durch Marie Exner mit Gottfried Keller befreundet gewesen; an sie sind eine Reihe seiner Briefe gerichtet. In ihrem Haus, Josefstätter Straße 17, wurde ich sehr herzlich aufgenommen; es herrschte dort die kultivierte Atmosphäre, die ich gewohnt war. Die vier Söhne Hans, Otto, Ernst und Karl, untereinander sehr verschieden, spielten jeder ein Instrument, es wurde viel musiziert, und die Handlesekunst vermittelte aufs angenehmste. Der zweite Sohn, Otto, schien in die Familie der anziehenden Mutter, die für Kunst jeder Art empfänglich war, einer geborenen Exner, zu schlagen. Ich hatte eine besondere Zuneigung für den Vater, der mich wie ein Schweizer anmutete, und das war fast das Beste, was ich von einem sagen konnte. Sonst kannte ich noch eine Menge Menschen, mit denen ich, ich weiß nicht wie, bekannt geworden war. Ich war geradezu en vogue in der Gesellschaft. Einen Verehrer hatte ich, für den meine Ähnlichkeit mit der Duse der erste Anziehungspunkt war. Er war Arzt und machte Gedichte. Vormittags besuchte ich oft die Sammlungen; besonders entzückte mich die Gemäldegalerie, die vieles enthält, was meinem Geschmack entspricht. Über solche Dinge konnte ich mit Manno nicht [271] sprechen. Ich bemerkte, daß er sich nie um bildende Kunst bekümmert hatte, nichts davon wußte noch wissen wollte. In der Familie hatte es offensichtlich die sogenannten geistigen Interessen nicht gegeben. Er hatte ein sehr tiefes und wahres Gefühl für Poesie; aber von Literatur wußte er nur so viel, wie er davon fürs Gymnasium gelernt hatte, so daß er namentlich einige Gesänge von Dante kannte. Auch was sonst in Italien klassisch ist, einige Gedichte von Leopardi zum Beispiel wußte er auswendig, dann die

berühmte Ode von Manzoni teilweise. Ich erlebte, daß die Anforderungen des täglichen Lebens zu schwer drücken können, als daß man nach dem Schönen verlangen könnte; die Sorge um das Notwendige zehrt alle Kräfte auf. Das wußte ich natürlich; aber es hatte etwas Befremdendes an einem Menschen, der in der körperlichen Erscheinung, im Auftreten und Benehmen, in der Art zu denken so sehr kultiviert war. Zum Teil lag das, wie mir auffiel, auch an der italienischen Geistesart, niemand will sich da als gebildet ausweisen, indem er über alle möglichen Dinge spricht, von denen er nichts versteht und die ihn nicht interessieren. Manno pflegte zu sagen, er interessiere sich für alles, was Medizin im weitesten Sinne angehe, und für Poesie. Einmal ging er mir zuliebe mit in eine Ausstellung moderner Malerei und überraschte mich durch die Menge feiner Bemerkungen, die er über die Bilder machte. Er hatte kaum irgendwelche Meisterwerke gesehen, aber er hatte einen guten Blick für das Technische, der mir fehlte, und im übrigen orientierte er sich bald mit seiner raschen Auffassungs- und Einfühlungsgabe. Aber er war durch diesen Besuch mehr gereizt als angeregt; ich bemerkte, daß er sogar darunter litt. Die Atmosphäre der Ausstellung versetzte ihn in eine Welt, die im schlimmsten Falle voll Schönrednerei, Aufgeblasenheit und Müßiggang war, die im besten über der düsteren Welt der entbehrenden, hoffnungslosen Menge stolz und gleichgültig thronte. Es kam der gequälte Ausdruck in sein Gesicht, der mir ins Herz schnitt. Trotzdem konnte ich seine Einstellung nicht ganz begreifen, und die Schwierigkeit wurde mir klar, zwei Menschen zu vereinen, die in so verschiedener Weise aufgewachsen und erzogen sind, dem Leben mit so verschiedenem Anspruch und verschiedener Be[272]reitschaft gegenüberstehen. Auf Manno drückte die Pflicht, für seine Familie zu sorgen. Diese Familie bestand aus einem Vater, dessen Bestrebungen, etwas zu tun und zu verdienen, nur die Sorgen und Kosten vermehrten, aus einer gelähmten Schwester, einem jungen Bruder, der eben fertig studiert hatte, vier kleinen Stiefgeschwistern und der Angelina, dem treuen Mädchen, die alle versorgte und zur Familie gezählt wurde.

Es war in der Tat beängstigend. Mir kam diese Familie wie ein Vampir vor. Warum sollte sie diesen schmalen, zarten Menschen fort und fort aussaugen? Seine Gedanken umkreisten sie fortwährend, die armseligen Verhältnisse, in denen sie augenscheinlich lebten, waren ihm immer vor Augen und quälten ihn um so mehr, wenn er sorglose, lichte, erfreuende um sich her sah. Obwohl der Gedanke an seine Familie so schwer auf Manno drückte, sah man ihn doch im allgemeinen nicht ernst oder gar traurig. Sogar der Tod der unglücklichen alten Frau, die in seinen Armen gestorben war, hörte sich an, wenn er davon erzählte, wie eine komische und groteske Narrheit. Man mußte wider Willen darüber lachen. Er war immer voll überraschender witziger Einfälle. Kein Wunder, daß seine Patienten ihn liebten, da er sie so gut zu unterhalten wußte, daß sie sich keiner Schmerzen bewußt wurden, wenn einige solche auszuhalten hatten. Zuweilen gingen wir zusammen ins Raimundtheater. Wenn wir eine Posse sahen, bestand sein Vergnügen darin, mich lachen zu sehen. Er verstand damals die Sprache noch nicht so gut, daß ihm nicht vom leichten Gespräch auf der Bühne manches entgangen wäre; aber es beglückte ihn, wenn ich so recht von Herzen lachte. Überhaupt liebte er meine Genußfähigkeit, meine Lust am Leben und meine Fähigkeit, mich dem Leben hinzugeben. Er fühlte sich durch mich gleichsam fester mit dem Leben verbunden. Indessen kamen auch Augenblicke, wo er ganz anders empfand, wo er das, was er sonst als Lebenskraft an mir liebte, als Selbstsucht betrachtete, gewiß nicht mit Unrecht, wo er mich herzlos nannte, und nicht nur mich, sondern auch meine Eltern und Großeltern wegen ihrer mangelhaften Erziehung rücksichtslos beschimpfte. Er verlor in solchen Augenblicken die schöne rosigbraune Gesichtsfarbe, er wurde grau, und in sein Auge kam ein stechender Blick.

[273] Irgendwo am Ring, wo wir vorüberkamen, wenn wir aus der Josephstadt zum Stephanplatz gingen, wo Dr. Karolys Atelier war, blühte eine Ölweide. Diesen Baum trifft man bei uns selten; ich kannte ihn, weil einer in meinem väterlichen Garten in

Braunschweig gestanden hatte, unten gegen die Oker hin, ein knorriger Baum mit schmalen silbrigen Blättern und kleinen unauffälligen gelben Blüten. Ich erkannte den besonderen Duft wieder, den ich so lange nicht mehr eingeatmet hatte, einen süßen schwärmerischen Duft, der beladen war mit den Ahnungen der Kindheit. Mit diesem Duft vermischte sich Mannos Stimme, der manchmal auf der Straße, unbekümmert um die Begegnenden, Bruchstücke aus Liedern zu singen pflegte. Seine Stimme hatte nichts von der Melancholie noch von der Zwiespältigkeit und Lebensfeindlichkeit seines Wesens; sie war männlich, metallisch und hatte einen freudigen, mitreißenden Klang. Damals sang er häufig Strophen aus einem Liede von Tosti, deren Text lautet:

»Cosa c'è nel tuo sguardo fatale,
cosa c'è nel tuo magico dir?
Se mi guardi un 'ebrezza m'assale,
se mi parli mi sento morir.«

Ich glaube, daß er gar nicht die Melodie von Tosti sang; später bemerkte ich, daß seine Musikalität von besonderer Art war: er war nicht imstande, auch nur das einfachste Lied, das man ihm vorsang — Noten kannte er nicht, richtig nachzusingen, aber seine Abwandlungen waren meist Verschönerungen. Es hing wohl damit zusammen, daß seine produktive Kraft größer war als seine rezeptive. Er lebte in seiner eigenen Welt; was aus der wirklichen in die seinige eindrang, störte und quälte ihn, außer wenn es mit der seinigen so weit harmonisierte, daß er es sich aneignen konnte. Ich glaube, daß seine und meine Welt einen Akkord gaben, der ihm wohltat, wenn auch im einzelnen Fremdes und Störendes zu überwinden war.

Noch höre ich das »Cosa c'è nel tuo sguardo fatale«. Wenn er bezaubert war, wie sehr war ich es. Ich war gar nicht verliebt; aber ich war behext, und ich liebte ihn. Wenn das leidenschaft[274]liche italienische Lied und die warme Stimme und die Frühlingslüfte

Wiens mich umgaben, schwiegen alle Erwägungen; und doch sahen wir beide die Hindernisse klar. Für Manno wog am schwersten der Gesichtspunkt, daß er für seine Familie sorgen müsse und deshalb eine eigene Familie nicht haben dürfe. Grade diesen, seinen hauptsächlichen Einwand, ließ ich nicht gelten. Ich wollte, daß er ein Recht auf eigenes Leben haben sollte, ich wollte nicht leiden, daß er sich aufopferte, ich wollte, daß er aus der Atmosphäre von Sorge und Beschwerung und Hoffnungslosigkeit herausgerissen würde. Wir beide mußten auch leben, also, da wir beide verdienten, konnten wir, fand ich, ebensogut zusammen leben; daß wir Kinder haben könnten, kam mir nicht in den Sinn. Ich besaß 7000 M., die ich erspart hatte, damit konnten Schulden bezahlt und die nächsten Bedürfnisse gedeckt werden; außerdem hatte ich das Gefühl, daß ich, wenn es darauf ankäme, so viel Geld verdienen könnte, wie ich wollte. Diesem Vater, den seine Kinder anbeteten, obwohl er ihr Leben zerstört hatte und immer noch ihnen Luft und Licht nahm, grollte ich. Mochte er für ihn arbeiten; aber ich wollte nicht, daß sein Dasein die Seele seines Sohnes verdunkelte. Meine Bedenken waren anderer Art. Die äußerlichen, daß ich verlobt war, nahm ich nicht sehr schwer; ich war der Ansicht, daß Liebesenttäuschung einem Manne nicht das Herz bricht; er findet jederzeit leicht eine andere. Allein die Verschiedenheit in der Art unserer Erziehung und Lebensgewohnheiten, die Verschiedenheit der Geistesart unserer Völker beängstigte mich oft aufs äußerste. Vielleicht lag es daran, daß der Italiener sich an der Form genügen läßt, in der Erscheinung das Wesen erfaßt, schnell und rein und gründlich erfaßt und dabei stehenbleibt. Er sieht nicht so viele Probleme, wie wir sehen. In seinem Berufe war er, obwohl er ihn erst kurze Zeit ausübte, außergewöhnlich tüchtig, und zwar bezog sich das nicht nur auf das beschränkte Gebiet, das er sich gewählt hatte oder hatte wählen müssen. Abgesehen davon, daß er Schlüsse aus Zähnen und Kiefern auf den übrigen Gesundheitszustand des Patienten zog, hatte er die Gabe, das körperliche und seelische Wesen des Menschen rasch zu erfassen. Seine Urteile über die Menschen, die zu ihm kamen, [275]

über ihre Vorzüge und Schwächen, ihre Verhältnisse, die körperlichen Beschwerden, an denen sie litten oder die ihnen etwa bevorstanden, hatten oft etwas Divinatorisches. Aber es blieb beim einzelnen Fall, er verallgemeinerte nicht, machte keine Regel, er dachte nicht wissenschaftlich, und das hielt ich damals für einen Mangel. Es gab unter meinen damaligen Bekannten in Wien kaum einen Menschen, mit dem ich mich nicht zu jeder Zeit mehr oder weniger interessant hätte unterhalten können; nur mit dem, den ich liebte, war es nicht möglich. Er hingegen fand mich zuweilen pedantisch, schwerfällig, was mir noch niemals vorgeworfen worden war. Wenn er Ansichten über Frauen und Familienleben äußerte, daß der Mann außer dem Hause, die Frau im Hause zu leben habe, daß Frauen ohne den Mann nicht ausgehen sollten, so schien mir ein Zusammenleben mit ihm unmöglich. Gewohnt, mich frei und unbekümmert zu bewegen, würde ich mich niemals hinter orientalische Gitter sperren lassen oder die santa madre der Italiener werden, die still duldend in ihrer Ecke sitzt und sich verehren läßt. Und doch, und doch konnte ich mir mich nicht mehr ohne ihn und ihn nicht ohne mich denken. Durch ihn erlebte ich zum ersten Mal das Göttliche, richtiger zugleich das Christliche und Göttliche in einem Menschen. Das war mir selbst widersinnig zu denken, da ich doch andere Menschen hatte, die mir dazu Anlaß gegeben hätten, zum Beispiel mein Großvater, der Gütige, oder meine Freundin Bäumchen, die so edeldenkend und opferbereit war. Allerdings ist man auch nicht immer gleich aufnahmebereit für alle Eindrücke; dann aber lag es an der ganz besonderen Liebesfähigkeit dieses Menschen. Er war weit davon entfernt, bewußt liebevoll zu sein, er dachte nicht daran, die Menschen zu lieben, er beteuerte oft, daß er sie haßte, und wenn man sah, wie er sie durchschaute, wie ihre Schwächen und Fehler ihm entgegensprangen, wie wenn er ein besonders geschärftes Auge für schwarze Flecken hatte, so glaubte man es ihm; aber sowie er jemand sah, der arm und leidend oder schwach und alt oder in irgendeiner Weise hilfsbedürftig war, riß es ihn hin, er liebte dann

den Betreffenden, und wäre es sein ärgster Feind gewesen. Er dachte nie, wie ich zum Beispiel getan hätte: [276] du mußt hier zugreifen, helfen; er tat es von selbst, zart und sorgsam wie ein Vater oder eine Mutter. Er war gleichsam besessen von Gott, und das war es, glaube ich, was mir den Eindruck des Göttlichen so stark zum Bewußtsein brachte. Warum hatte Gott gerade diesen sich auserwählt und von ihm Besitz ergriffen, diesen eigenwilligen, unberechenbaren, unlenkbaren Wilden? Aus Wohlgefallen vermutlich, aus Wohlgefallen an den schmalen, zweifelnden Augen und an dem Kindermund, aus dem Perlen und Edelsteine und zuweilen auch Kröten und Mäuse sprangen. Er machte mich oft sehr böse, aber wenn ich noch so oft und mit noch so viel Recht böse auf ihn war, fühlte ich immer, daß er unendlich viel besser als ich war. Gott, der das Herz sieht, hatte ihn gewiß nicht ohne Grund zu seinem Liebling ausersehen. Solche Phantasien wob ich um Manno, und gleichzeitig war ich von der Unmöglichkeit, mit ihm zu leben, so durchdrungen, daß ich Wien verließ.

Ich verlebte eine sehr düstere Zeit in Zürich, von der mir keine einzelnen Erinnerungen geblieben sind. Es gelang mir nicht, wie sonst, wenn ich irgendeine Verwicklung überwunden, irgend etwas Schweres durchgemacht hatte, mich wieder aufzuraffen und schließlich im Gefühl erkämpfter Freiheit doppelt glückselig und stolz zu sein. Ich wurde nicht frei, ich wollte es nicht sein, es war, als sei ein Tropfen Gift in meine Seele geträufelt. Nach einiger Zeit kam ein Brief von Manno, der uns wieder in Beziehung setzte. Im Frühling, es war im Jahre 1898, beabsichtigten ein paar meiner Freundinnen, nach Italien zu reisen, und das war es wohl, was den Entschluß in mir reifte, sie nach Florenz zu begleiten und dort Mannos so verhängnisvolle Familie kennenzulernen. Ich wollte sie davon überzeugen, daß ihnen nichts entzogen würde, wenn Manno mich heiratete, und wenn ich das Einverständnis, vielleicht die Sympathie des Vaters erworben hätte, würde ich Mut fassen und mich nicht mehr so gehemmt und eingeengt fühlen.

Unsere erste Station war Genua, wo eine Schwester meines

Freundes Reiff verheiratet war. Pfisters, so hießen sie, wohnten in San Pier d'Arena. Italien trat mir überwältigend entgegen. Die rückhaltlos Licht und Wärme ausstrahlende Sonne, [277] die Pracht der Architektur, die Fülle, das unberechnend Reichliche, verbunden mit einer vornehmen Strenge von Form und Gesetzlichkeit, die in der Schönheit liegt, schien mir, ohne daß ich es mit Worten hätte bezeichnen können, das Selbstverständlichste zu sein; hier, schien es mir, hatte ich meine eigentliche Heimat gefunden.

In Florenz trat der allgemeine Eindruck hinter den persönlichen Erlebnissen zurück, die mich schrecklich belasteten. In einer ärmlichen Gegend der Stadt, die nichts gemein hat mit der Kostbarkeit jener Viertel, die der Fremde aufsucht, saß in einem kleinen Laden der alte Ceconi und verkaufte Hemden. Die hohe schlanke Gestalt, die den eindrucksvollen Kopf trug, nahm sich sonderbar dabei aus; es betrat wohl kaum je ein Käufer den Laden. Ich kannte durch Manno seines Vaters abenteuerliche Lebensgeschichte. Seine Eltern, die jung starben, hinterließen ihm ein kleines Vermögen; sein Vater war Landarzt gewesen. Zunächst kam er nach dem Tode der Eltern zu einem Verwandten, der ein Gütchen bewirtschaftete, Bauer war, und dem er bei der Landarbeit helfen mußte, an der er keinen Geschmack hatte. Eines Tages beim Mähen verletzte ihn der, welcher hinter ihm ging, mit der Sense am Bein; es war augenscheinlich eine Rücksichtslosigkeit oder Härte dabei im Spiel, indem der etwas Lässige und Unwillige auf diese Art zum regelmäßigen Vorangehen angehalten werden sollte. Der Junge war dadurch so gekränkt, daß er davon lief. Er wandte sich an einen anderen Verwandten, einen Geistlichen, der sich seiner annahm und ihm dazu verhalf, daß er die Handelsschule in Triest besuchen konnte. Dort lebte er so ziemlich in den Tag hinein und verzehrte sein Vermögen. Als er nichts mehr hatte, reiste er mit dem Rest nach Hamburg in der Meinung, dort ein Geschäft mit italienischen Früchten und Weinen anzufangen; er hatte wohl von anderen gehört, daß damit viel zu verdienen wäre. Anfangs geriet er in Hamburg, ohne Mittel und ohne Bekannte in der Fremde, in

das größte Elend, so daß er glaubte, verhungern zu müssen; schließlich aber wurde der italienische Konsul auf ihn aufmerksam, verschaffte ihm eine Anstellung am Konsulat, und da er dazu noch Unterricht in der italienischen Sprache gab, ge[278]stalteten sich seine Verhältnisse allmählich recht angenehm. Er lernte Deutsch, gewann sich mit seiner schönen Erscheinung und seinem feinen, gemessenen Auftreten gute Freunde und eine Frau. Sie hieß Henriette Simon und war die Tochter eines damals sehr berühmten Arztes, Friedrich Simon; sie nahm italienische Stunden bei ihm und verliebte sich in ihn. Die Eltern können diese Ehe mit einem Manne von immerhin unsicherer Stellung und ungewissen Aussichten unmöglich sehr gern gesehen haben; zum Teil mag die Liebe der Tochter ihnen die Einwilligung abgezwungen haben, dann aber wirkte der gute Eindruck mit, den der junge Italiener machte. Weil er ernst und ruhig in seinem Wesen war, täuschte er, ohne es zu beabsichtigen, eine Festigkeit vor, die er nicht besaß. Eine Tochter, Alessandra, wurde in Hamburg geboren; dann zog es Ceconi in seine Heimat, und die Familie siedelte nach Padova über. Bald zeigte es sich, daß Ceconi keine gründliche Vorbereitung zu irgendeinem Beruf hatte. Seine Frau hatte einen Bruder, der in der Lage war, öfters auszuhelfen, ohne daß die Grundlage zu dauerndem Erwerb geschaffen werden konnte. Der Verlauf im einzelnen ist mir nicht bekannt oder erinnerlich; jedenfalls verfiel Ceconi in der Not darauf, Hemden zu machen. Mit der merkwürdigen Gewandtheit der Italiener gelang es ihm bald, Hemden zu machen, die, wie es scheint, einen besonders guten Sitz hatten. Das Geschäft glückte, sie wurden verkauft, und er konnte bald mehrere Frauen anstellen, die unter seiner Leitung arbeiteten. Auch der heranwachsende ältere Sohn, Ermanno, der bald nach der Übersiedlung in Padova geboren wurde, mußte nach der Arbeit für Schule und Gymnasium mithelfen. Es ging nun leidlich gut, solange die Mutter lebte, die die schrankenlose Verehrung ihres Mannes und ihrer Kinder genoß. Ihr Charakter und ihre Erziehung gaben der Familie Halt; als sie unglücklicherweise nach etwa zehnjähriger Ehe

starb, war es, wie wenn ein Schiff des Steuermanns beraubt wird. Der Mann schloß die übereilte Ehe mit einer ungebildeten und undisziplinierten Frau, die es vermutlich auch nicht leicht hatte, da ihr Gatte ihr von den Tugenden seiner ersten Frau gesprochen haben wird und ihr fortwährend vorredete, wie man leben müsse, ohne sie doch [279] leiten zu können. Am Ende verließ sie ihn, und das war doch ein Gewinn.

Die älteste Tochter war so weit erwachsen, daß sie die Erziehung und Pflege der kleinen Stiefgeschwister übernehmen konnte, die ohnehin schon vorher hauptsächlich auf ihr geruht hatte. Es war aber, wie wenn ein Fluch die Familie verfolgte; in ihrem zwanzigsten Jahre erkrankte Alessandra, ein großes schönes Mädchen, und wurde allmählich gelähmt. Weder die Ärzte, die zugezogen wurden, noch der Aufenthalt im Sanatorium halfen; es war eine vollständige Lähmung auf nervöser Grundlage. Die verstorbene Frau Ceconi hatte einen reichen Onkel gehabt, der, selbst unverheiratet, sein Vermögen testamentarisch unter den Angehörigen verteilt hatte, und zwar hatte er bestimmt, daß der Anteil, welcher seiner Nichte Henriette zugefallen war, 25 Jahre auf Zinsen liegen und dann, bedeutend vermehrt, ihren Kindern gehören sollte. Mit Einwilligung der Kinder konnte indessen der Vater Ceconi diese Zinsen angreifen, und davon lebte die Familie in den letzten Jahren, da die Hemdenfabrik nichts mehr einbrachte. In keinem der drei Kinder lebte auch nur der Schatten eines Vorwurfs, daß ihr Vater ihr Vermögen verbrauchte. Auch war er ja nicht böse, mir selbst schwand im persönlichen Verkehr mit ihm die Erbitterung, die ich gegen ihn hatte. Er war der einzige in der Familie, mit dem ich mich gut unterhalten konnte, da ich nur einige Brocken Italienisch wußte und die Kinder und Angelina kein Deutsch verstanden. Der Vater sprach ganz anders deutsch als Manno, durchaus korrekt, fehlerlos und mit guter Aussprache, aber langsam und unfrei: allerdings hatte er seit dem Tode seiner Frau, und das waren etwa 20 Jahre, kaum mehr Gelegenheit gehabt, sich zu üben. Er nahm mich sehr herzlich auf; es war zu spüren, daß er,

von seiner Frau schließend, die deutsche Frau für besonders tüchtig, zuverlässig und überhaupt in allen Tugenden geübt hielt. Auch die anderen begegneten mir mit einem Zutrauen, das mich rührte — und doch, ich konnte es nicht hindern, daß die Kehle sich mir zuschnürte, wenn ich dort war. Sie wohnten ärmlich, man spürte überall die Dürftigkeit, das proletarische Dasein. Ein Zimmer war mit Möbeln eingerichtet, die die [280] deutsche Mutter mitgebracht hatte; es waren lauter Gegenstände, wie sie zu der Zeit, wo auch meine Eltern sich verheiratet hatten, in Gebrauch gewesen waren, solide, aus gutem Holz, elegant nach dem damaligen Geschmack. Man sah, daß sie sorgsam gepflegt und als ein Andenken aus besserer Zeit wertgehalten wurden; auch das krampfte mir das Herz zusammen. Ich war nie wieder in Florenz und habe auch damals die Schönheit der Stadt nur vermerkt, nicht aufgefangen und wiedergespiegelt. Ich begriff nun, wie wesenlos und stumpf Schönheit sein kann. Ich sah nur den aufrechten alten Mann mit den schwermütigen Augen und die Kinder, ein verschüchtertes Trüppchen, Alessandra, der es gerade damals abends schlecht ging, bewegungslos im Bett, ein schwaches liebenswürdiges Lächeln in das blaue Gesicht zwingend, Angelina in schwarzem Umschlagtuch, unablässig tätig, für alle sorgend, mit ihren dunklen treuherzigen Augen mir ihre Schutzbefohlenen gleichsam ans Herz legend. Ich konnte den Kindern, wenn ich kam, etwas mitbringen, ich konnte herzlich mit ihnen verkehren; aber ich fühlte, wie unzureichend das alles war, und ich verstand, warum es Manno oft so schwer zumute war. Er hatte vermutlich, solang er lebte, gegen den Verfall, gegen das Hinabgleiten ins Proletarische angekämpft, vor dem ihm graute, und oft hatte die Kraft, anfangs noch so schwach, ihn verlassen. Einmal hatte er als Junge in Bologna versucht, sich das Leben zu nehmen; er erzählte die näheren Umstände nicht; ich wollte sie nicht hören; ich wollte, daß das Grauen der Vergangenheit nicht wieder aufgerührt wurde. Er war nicht robust; wenn es so schien, als sei er es, war es nur Vorspiegelung, die ihm nötig erschien; er war im Gegenteil sehr verletzlich, am meisten durch alles innerlich

oder äußerlich Häßliche, Gemeine, Kleinliche. Ich traute meiner Kraft alles zu; aber angesichts dieser Schwierigkeiten konnte man doch zaghaft werden. Ein Schwanken indessen gab es nicht; man mußte die Zähne zusammenbeißen und die Aufgabe durchkämpfen.

Mannos jüngerer Bruder Guido hatte inzwischen auch seine medizinischen Studien beendet und war nach Wien gekommen, um gleichfalls Zahnarzt zu werden. Manno wäre leiden[281]schaftlich gern Chirurg geworden und hatte es aufgegeben, weil es nötig war, daß er sofort Geld verdiente; auch bei Guido war dieser Gesichtspunkt maßgeblich, und soviel ich weiß, war es ihm recht. Guido war sehr hübsch, eigentlich auffallend — aber er war kleiner als Manno. Von der Familie wurde er mehr geliebt als Manno, weil er gleichmäßiger und ruhiger war, lange nicht so begabt, so originell, so zart empfindend, aber auch nicht so heftig und vulkanisch und gefährlich, so schneidend. Tipo di Duse, sagte er, als wir uns kennen lernten. Es setzte mich ziemlich in Erstaunen, daß er, ganz im Gegenteil zu Manno, sehr elegant in der Kleidung war, da er doch, seit er in Wien war, ganz von Manno erhalten wurde; aber böse konnte man ihm nicht sein. Wir sahen ihn selten; tagsüber hatte er seine Arbeit, abends wußte er sich irgendwie zu unterhalten. Er lernte rasch Deutsch und sprach, wie überhaupt in vielem seinem Vater ähnlich, langsam und korrekt.

Der alte Ceconi schenkte mir, als ich abreiste, eine goldene Lorgnette, die seiner Frau gehört hatte; sie war klein und zierlich und sehr schwer in Gold. Ich ließ mir die passenden Gläser einsetzen und trug sie seitdem immer und benutzte sie, obwohl die Kleinheit eigentlich eher störend war. Bei einem Umzug, ich glaube, es war während des Krieges oder bald nachher, kam sie mir abhanden, wurde wohl gestohlen, und ich habe diesen Verlust nie verschmerzt. Sie gehörte wie die Topasnadel, die ich von Mama geerbt hatte, zu den Gegenständen die ich immer an mir hatte. Ich reiste von Florenz über Pontebba nach Wien. Manno hatte sich so darauf gefreut, daß er eine Migräne bekam. Wir beschlossen, so bald als möglich heiraten.

Nach Überwindung der innerlichen Schwierigkeiten tauchten zwei neue technischer Art auf, gerade als wollte das Schicksal durchaus diese Ehe verhindern. Von beiden Seiten konnten durchaus die notwendigen Papiere nicht beschafft werden. Für mich war es schon in der Schweiz störend gewesen, daß ich kein Bürgerrecht besaß. Die Kinder folgen darin dem Vater; mein Vater aber war, als er in jungen Jahren nach Brasilien ging, ausgewandert und hatte dazu das Bürgerrecht in Brasilien erworben, worüber mir aber der Ausweis fehlte. [282] Bei seinem Tode war meine Schwester wieder verheiratet, ich war in der Schweiz, niemand hatte daran gedacht, nach den betreffenden Papieren zu suchen. Nachdem der Haushalt aufgelöst, unser Haus verkauft war, gab es keine Möglichkeit mehr, daß sie zum Vorschein kämen. Nach mühseligem Hinundherschreiben erreichte ich es endlich, daß Freunde meines verstorbenen Vaters, die wie er Überseer und jetzt in Hamburg ansässig waren, an Eides Statt aussagten, er habe das Bürgerrecht in Brasilien besessen. Mannos Gebrechen war noch schlimmer; denn er hatte keinen Taufschein. Die Nachforschungen ergaben, daß seine Geburt oder Taufe nicht registriert war, was mit irgendeiner Unordnung oder Umordnung, die gerade damals, im Jahre 1870, stattgefunden hatte, zusammenhing. Der Pastor, welcher uns trauen sollte, sagte mißbilligend, es sei unbegreiflich, wie man ohne ein so wichtiges Dokument dahinleben könne, das die Grundlage der menschlichen Existenz sei. Es ist mir nicht mehr erinnerlich, auf welche Weise dies Dilemma gelöst wurde; Manno mußte bei vielen Behörden herumlaufen und verkürzte sich die Umständlichkeiten durch kecke Späße, die er auf so graziöse Art vorbrachte, daß die knurrenden Herren dann doch gern mitlachten. Einmal sollte er nach langem Antichambrieren wieder entlassen werden, ohne daß seine Sache erledigt war, weil nunmehr die Zeit zum Büroschluß gekommen war; da drehte er sich nach der Uhr um, die an der Wand hing, und stellte sie eine Viertelstunde zurück. Man ließ es sich lachend gefallen.

Am 9. Juli wurden wir in der Dorotheenkirche getraut. Mannos

Trauzeuge war Dr. Karoly, der meinige Professor von Frisch. Einige Tage später ertränkte sich der Großvater aus der Pension in der Lammgasse; er hatte das Leben, in dem Manno das einzige Licht war, nicht mehr ertragen können, nachdem dies für ihn erloschen war. Denn die Pension verließen wir nun und bezogen eine originelle kleine Wohnung von provisorischem Charakter. In der Iglaseegasse in Hietzing besaß ein alter Hauptmann außer Dienst mit seiner Frau ein Häuschen, zu dem ein ziemlich großer Garten gehörte. In dem Garten befand sich eine Art Pavillon oder Sommerhäuschen, das sie für die gute Jahreszeit vermieteten, und dort hatten wir ein [283] billiges Unterkommen gefunden. Über der Gartentür wölbte sich ein mit Kletterrosen bezogener Bogen, die damals blühten; der Pavillon war in zwei Räume geteilt, und dazu gab es noch einen Nebenraum, wo man kochen konnte. Dies war weit davon entfernt, eine Wohnung zu sein, aber uns genügte es.

Unsere Wirte waren ein Paar, das sich aufgrund der Gegensätzlichkeit bei wesentlicher Übereinstimmung gefunden hatte. Er war ein gutmütiger Mann, der Ruhe und Bequemlichkeit liebte und seine Frau regieren ließ, wozu sie Neigung und Geschick hatte. Sie stammte aus den Balkanländern, trug ihr dichtes weißes Haar hoch aufgetürmt und war eine rasche, herrische Person, wenn auch im Grunde nicht weniger gutmütig als ihr Mann. Sie hatten eine einzige, irgendwo im Balkan verheiratete Tochter, deren Tochter eben jetzt bei den Großeltern zu Besuch war. Das Mädchen war leider recht häßlich, worüber die Großmutter ihr im stillen wohl ein wenig grollte. Sie hätte die Enkelin gern verheiratet und dachte wohl, wie gut Manno, für den sie sofort lebhafte Sympathie fühlte, dazu gepaßt hätte. Es war natürlich, daß sie in mir das Hindernis ihrer Wünsche sah, um so mehr, als sie mich eigentlich zu alt für ihn fand; ich war sechs Jahre älter als er. Mit der Zeit aber gewann sie mich lieb, besonders als ich ihr einmal sehr ernstlich entgegentrat. Die Frau Hauptmann war eine gute Köchin und wollte die Zeit benützen, ihre Enkelin anzulernen, grade weil sie denken mochte, es sei gut, wenn sie ihren Zukünftigen durch die Kochkunst

zu bezaubern imstande wäre, da sie es durch Schönheit nicht könne. Die Enkelin war nicht sehr anstellig und überdies vermutlich verschüchtert durch die Ungeduld der Großmutter, kurz, es gab oft Schelte und wohl gar Schläge und Geschrei, das bis zu mir drang. Einmal, als die Enkelin eine Speise verdorben hatte, ergoß sich ein solcher Zornesausbruch auf sie, daß ich meinerseits, erzürnt über die Maßlosigkeit und voll Mitleid mit dem armen Mädchen, hinlief und der Wütenden heftige Vorwürfe über ihr Verhalten machte. Schon die Überraschung beruhigte sie und machte der häßlichen Szene ein Ende; sie suchte mir zu erklären, warum sie so streng sein müsse und wie gut sie es mit [284] der Enkelin meine. Seit der Zeit war sie sehr liebevoll gegen mich und sagte sogar einmal, ich sehe aus wie eine Polin, in ihren Augen der schönste Frauentypus. Sie lehrte mich Marillenknödel machen, eine Lieblingsspeise der Familie; sie bestanden aus einem zu Knödeln gewalzten Kartoffelteig, in deren Mitte je eine Aprikose kam. Es ist mir so, als wäre in dem Garten in der Iglaseegasse immer sonniges Sommerwetter gewesen und als habe immer das Sternbild des Wagens darüber gestanden. Manno kam erst abends nach Hause; aber da ich genug zu arbeiten hatte und die Frau Hauptmann nebst der Enkelin in der Nähe war, fühlte ich mich nie einsam. Vielleicht war es sogar gut, daß ich Manno nicht viel sah, denn unsere Beziehungen waren nach wie vor zwar im Grunde liebevoll, aber doch reizbar und unsicher. Mannos Eifersucht auf meine Vergangenheit war zuweilen beängstigend; einmal stieß er mit dem Messer nach mir, wovon noch eine kleine Narbe am Arm sichtbar ist.

Wir verließen den Sommergarten an der Iglaseegasse, weil Manno eine Anstellung als Assistent eines Zahnarztes in Triest bekam. Er würde dort eine ziemlich selbständige Stellung haben und viel mehr verdienen. Soviel ich mich erinnere, bekam er monatlich 300 Gulden — oder waren es 300 M? —, wovon er 100 seiner Familie in Florenz überwies. Mannos Chef hieß Dr. Tanger; er war unverheiratet und lebte mit seiner Mutter; er war ein

schwieriger, an Melancholie leidender Mann. Ich freute mich sehr auf Triest; als wir spätabends ankamen, verlangte ich, noch auszugehen und das Meer zu sehen. Indessen war der Eindruck anders, als ich erwartet hatte, weil sich sofort das ungünstige Klima bemerkbar machte. Es schien mir, als könne ich nicht atmen, wie ich gewohnt war; ich empfand einen Druck, den ich nicht mehr los wurde. Die Stadt hatte nicht die Schönheit und den Reiz einer italienischen Stadt, wohl aber das etwas Schäbige, Vernachlässigte, was manche damals hatten. Am Meer fand ich nicht das Große, Kräftige, nicht das Elementarische, das ich erwartet hatte. Ich fühlte mich in einer abgelegenen Provinzstadt ohne Charakter anstatt in einer weltoffenen Handelsstadt. Wir wohnten anfangs in einer Pension, wo wir auch zu Mittag aßen; das gaben wir [285] aber bald auf, aßen in einem kleinen Restaurant, ich erinnere mich noch, wie wir uns freuten, wenn es risi con luganighe gab.

Es war nun Winter geworden, aber nicht kalt, viel weniger frisch, ich hätte Schnee und Eis begrüßt, wenn nur der Druck der Luft einmal nachgelassen hätte. An einem Sonntag vormittag während eines Spaziergangs wurde mir plötzlich sehr übel. Als ich darüber klagte, meinte Manno, ich werde in anderen Umständen sein. Meine erste Regung war, daß das nicht sein könne und nicht sein solle; ich konnte mir das durchaus nicht vorstellen. Es war aber wirklich so, etwas ganz Neues, merkwürdigerweise ganz Unvorhergesehenes war in mein Leben getreten. Von diesem Tage an war Manno vollkommen verändert und damit unser Verhältnis. Nicht nur daß er sich auf das Kind freute, er fühlte sich ganz anders mit mir verbunden, und die Eifersucht, die ihn und mich gepeinigt hatte, ging unter in dem Bewußtsein, daß er mir etwas gab oder daß ich mit ihm etwas erlebte, etwas Schönes und Bedeutungsvolles, was ich noch nicht erlebt hatte und was mich inniger an ihn binden würde, als ich je mit einem anderen verbunden gewesen war. Er war zart und liebevoll besorgt um mich, und wenn er je einmal in einen gereizten Ton verfiel, sagte ich: »Manno, bedenke doch meinen leidenden Zustand«, und er lachte,

und die Wolke ging vorüber. Wir suchten nun eine Wohnung; aber noch vorher reiste ich einmal nach Zürich, um mich zu erkundigen, ob es möglich wäre, daß Manno sich dort niederließe. Selbstverständlich wollte sich Manno früher oder später als selbständiger Zahnarzt niederlassen, und das Natürliche wäre gewesen, daß er es in Padova getan hätte. Mir aber war der Gedanke, in Italien zu leben, aus vielen Gründen sehr zuwider; am liebsten hätte ich uns in der Schweiz gesehen. Manno bestand durchaus nicht auf Italien, er hatte Lust, die Welt zu sehen, und wäre mit der Niederlassung in der Schweiz einverstanden gewesen, wenn sie sich ermöglichen ließe. Es war nicht leicht, so sonderbar das klingt, die Lage klarzustellen. Nachdem ich mehrere Besuche in Zürich gemacht hatte, wies man mich an einen Herrn in Basel, der mich endgültig dahin beschied, daß kein Arzt sich in der Schweiz nie[286]derlassen könne, der nicht in der Schweiz Medizin studiert hätte, das heißt, die medizinischen Examina in der Schweiz gemacht hätte. Natürlich war es ausgeschlossen, daß Manno noch einmal Medizin studierte, ich mußte also auf den Wunsch, in der Schweiz zu leben, verzichten. Als ich zurückkam, hatte Manno eine Wohnung gemietet und eingerichtet; das war eine Überraschung, die er sich ausgedacht hatte. Obwohl wir erst wenige Monate in Triest waren, hatte Manno schon eine Reihe von Patienten, die glücklich waren, etwas für ihn zu tun, und ihm selbst, der keine Zeit dazu hatte, alles besorgten. Sehr viel Geld konnten wir nicht ausgeben, also waren die Möbel und die Gebrauchsgegenstände nicht so gut und geschmackvoll, wie ich sie gewählt haben würde; aber wenn die ganze Wohnung auch nah an das Armeleutehafte grenzte, so war es doch unsere Wohnung, und ich freute mich, und schon Mannos Freude über meine Freude hätte mich glücklich gemacht. Die Straße, wo wir wohnten, hieß Aquedotto, das Haus lag dem Giardino publico gegenüber. Ich ließ nun meine Habseligkeiten, die noch in Bremen waren, kommen, und damit konnten wir uns behaglicher, reicher und persönlicher einrichten. Besondere Freude hatte Manno an einer Wanduhr, die aus meinem

Elternhause stammte. Er liebte Uhren und pflegte sie wie ein Kind.

Nicht nur daß Manno für die Wohnung gesorgt hatte, auch an die Bedienung hatte er gedacht: am Vormittag kam eine ältere Frau, reinigte die Zimmer, kochte und wusch nach Tisch auf. Dann ging sie nach Hause, wo sie einen bettlägerigen Sohn hatte. Sie hieß Fanny Calcina, war aber gewohnt, Giovanna genannt zu werden, und so tat ich es auch. Sie war aus dem Friaul, eine Furlana, wie man im Dialekt sagte; das Italienische, das heißt das Triestinische, war ihre Muttersprache, aber sie sprach auch fließend Deutsch. Kochen konnte sie einfache italienische Gerichte wie Risotto und eine Minestra und besonders Polenta; aber die Art zu essen, wie sie mir vorschwebte, war ihr unbekannt; wir zweifelten aber beide nicht, daß wir gemeinsam mit Hilfe eines Kochbuchs das Bestmögliche zustande bringen würden. Ich besaß die Davidis, wonach in meiner Heimat sehr fein und reich gekocht wurde, und von [287] Max Kalbeck hatte ich die Prats, das klassische Wiener Kochbuch, zum Geschenk erhalten. Er hatte einen seiner allerliebsten Verse hineingeschrieben, und es ist mir deshalb leid, daß es mir verlorengegangen ist. Wir hatten einen großen italienischen Herd; während wir an diesem tätig waren, pflegte mir Giovanna aus ihrem Leben zu erzählen. Sie sprach, wie es zuweilen Leute aus dem Volke tun, anschaulich und bilderreich und mit sichtlichem Vergnügen am Wort; sie war augenscheinlich klug und phantasievoll. Wie sie unermüdlich erzählte, war ich unermüdlich, ihr zuzuhören, obwohl es meist schrecklich traurig war. Ihr Mann hatte sie mit sechs oder sieben Kindern verlassen, die sie allein in schwerer Arbeit durchgebracht hatte. Jetzt hatte sie noch den Jüngsten bei sich, der als Kind einmal gefallen war und seitdem an Krücken ging; er war offenbar durch und durch krank. Er interessierte mich doppelt, weil er Riccardo hieß; sie liebte ihn und war glücklich, wenn ich ihr irgend etwas gab, was sie ihm mitbringen konnte. Ich bewunderte diese Frau, die mit Humor und großartiger Überlegenheit von den Leiden und Kämpfen ihres Lebens sprach und in der die jahrelange, lebenslange Folge von

Entbehrungen und Enttäuschungen keinerlei Bitterkeit erzeugt hatte. Freundlichkeit war ihr so eigen, daß sie ihre Gesichtszüge geprägt hatte. Mit meiner Kocherei hatte ich bei Manno nicht durchweg Erfolg. Er aß gern Minestra und Polenta und Risotto ; aber Speisen, an denen Eier waren, nannte er süß, und Reis in süßen Speisen sah er als Entwürdigung des Reis an. Nicht daß er je über dergleichen eine Unzufriedenheit geäußert hätte; durch äußere Unbequemlichkeiten ließ er sich nie die Laune verderben. Natürlich gab ich mir Mühe, ihm etwas vorzusetzen, was ihm schmeckte; traf ich es nicht, so spielte das keine Rolle.

Eine neue Bereicherung unseres Lebens war die Bekanntschaft mit dem Professor Cori, der die Zoologische Station in San Andrea bei Triest leitete. Professor Cori mochte ungefähr so alt wie ich, seine Frau ungefähr so alt wie Manno sein; sie waren beide Österreicher. Sie erzählte gelegentlich, daß ihr Vater oder Großvater Professor in Padova gewesen und dort begraben sei. Er war ein gut aussehender, ruhiger Mann, sie, [288] bedeutend lebhafter als er, hatte etwas ungemein Herzliches; wir befreundeten uns rasch mit beiden. Sie hatten zwei hübsche Kinder, ein Mädel und einen Buben, von etwa vier und drei Jahren, deren Herzen Manno bald gewann durch seine Art, mit ihnen umzugehen und zu spielen. Ich lernte von ihnen etwas Nützliches für den Haushalt. Sie waren finanziell bedeutend besser gestellt als wir, um so mehr ärgerte es mich, daß sie weniger für den Haushalt im engeren Sinne, also für die Küche, ausgaben als wir. Seitdem ich herauszubringen suchte, woran das liege, erfuhr ich, daß Coris nie ein anderes Fleisch aßen als Suppenfleisch, außer am Freitag als dem Fastentage, wo es Fisch oder eine Mehlspeise gab, und am Sonntag. Bei uns, in meinem elterlichen Hause, hatte es nur am Samstag Suppenfleisch gegeben. Ich eignete mir das Corische Programm sofort an, das außer der größeren Billigkeit den Vorteil hatte, besser zu Mannos Geschmack zu stimmen; denn für ihn war Manzo, gekochtes Rindfleisch, das die Brühe zur beliebten Minestra lieferte, das eigentliche Fleisch. Im übrigen fanden meine Speisen

bei Professor Cori großen Beifall, und ich war stolz darauf. Wir machten zuweilen Ausflüge zusammen; wenn dann Manno so anmutig mit den Kindern spaßte, kam mir wohl der Gedanke, daß es schön sein müßte zu sehn, wie er sich mit einem eigenen beschäftigte, und ich fing an, mich auf das Kind zu freuen. Nur seinetwegen freute ich mich, ich wollte ihm gern etwas schenken, von dem ich sicher war, daß es ihn beglücken würde. Es kam jetzt vor, daß er unterwegs Blumen für mich pflückte oder daß er mir etwas mitbrachte. Manno hatte seine eigenen Patienten, aber sie bezahlten natürlich, da er fest angestellt war, dem Chef, Dr. Tanger. Manchmal aber wollten seine Patienten ihrer besonderen Zufriedenheit und Dankbarkeit dadurch Ausdruck verleihen, daß sie ihn besonders honorierten; wenn man will, war es Trinkgeld. Wenn das in Wien geschah, pflegte er das Empfangsfräulein von Dr. Karoly und Guido zum Mittagessen einzuladen, in der Annahme, daß diese sich für gewöhnlich nur ein sehr bescheidenes leisteten. Er war überhaupt gar nicht gewohnt, daß man sich das Leben durch kleine Liebkosungen, kleine Aufmerksamkeiten freundlicher machte; darin änderte er sich nun. Einmal [289] brachte er mir eine Blumenvase mit, einen hohen Kelch aus rosa und grünlich ineinanderlaufendem Glase, die mir sehr lieb war. Sie war mir ein Zeichen, daß er angefangen hatte, sich an das Leben zu gewöhnen, in dem er sich so unheimisch gefühlt hatte.

Er stand fester auf der Erde, war etwas gleichmäßiger, etwas zuversichtlicher. Wenn der feindliche Geist über ihn kam und ich sagte dann: »Manno, verspritze nur dein Gift, es ist besser, daß es herauskommt«, oder etwas Ähnliches, mußte er lachen, und der Anfall ging vorüber.

Ganz und gar geändert hatte er sich allerdings nicht, und wie hätte ich das auch wünschen können? Es gehörte zu ihm, daß er ein Fremdling war, der die irdischen Dinge mit seinem abgleitenden Blick streifte, zuweilen wie etwas Verhaßtes, zuweilen wie etwas, das er doch nicht dauernd besitzen würde. Er sah auf der Straße jeden alten Bettler mit vergrämtem Gesicht, jedes Kind mit den

Zeichen der Entbehrung und mit angstvollen Augen. Er verstand sie alle und wußte, was sie fühlten, und allmählich sah ich sie auch und wußte es auch.

In der Nähe von Triest war ein Sanatorium für skrofulöse Kinder, wo die Meerluft als Heilkraft dienen sollte. Dorthin mußte Manno eines Tages fahren, um die Zähne dieser Kinder zu untersuchen. Am Abend später kam er müde und still zurück; er konnte den Eindruck nicht verwinden, den die Kinder auf ihn gemacht hatten, von denen viele wohl sehr krank und leidend waren. Er legte sich ohne Essen gleich zu Bett, erzählte auch nicht viel. Er selbst sah aus wie ein krankes Kind, schmal, blaß und traurig, und sein Anblick schnürte mir das Herz zusammen. Er konnte ein fast unerträgliches Mitleid einflößen. Dann half es nichts, sich versuchsweise zu sagen, daß man ihn haßte. Vor ein paar Jahren hatte ich in Zürich einen Mann gesehen, der zwei ganz junge Füchschen an einer Kette herumführte, die mit ihrem angstvoll traurigen Blick, der mich noch lange verfolgte, ein ähnliches Mitleid in mir erweckt hatten, nur daß es doch etwas anderes ist, ob es einem Tiere oder einem Menschen gilt. In Erinnerung daran nannte ich Manno zuweilen Volpinetto. Er liebte solche Vergleiche nicht, ließ es sich aber gutmütig gefallen.

[290] Im Sommer wurde es furchtbar heiß. Da ich viel Bewegung gewohnt war, stand ich früh auf und ging vor dem Frühstück eine Stunde spazieren; später wäre die Hitze zu arg gewesen. Manchmal fürchtete ich mich und hatte vielleicht Ursache; denn es trieb sich viel Gesindel vor der Stadt umher, und besonders den Slawen traute man nicht. Im Hause hinter geschlossenen Fensterläden war es angenehm. Man sah von unserer Wohnung aus die violetten Karstberge; die Luft flimmerte. In der siedenden Stille hörte man zuweilen die Verkäufer ihre Ware anbieten: »capuzzi! capuzzi!«, langgedehnt und schwermütig. Außer ihnen ging kaum jemand über die Straßen. Manno vertrug die Hitze schlecht; wenn er sich abends hingelegt hatte, klagte er manchmal, daß er noch nicht genug liege, das Gefühl des Liegens nicht bekomme. Mich belästigte

sie nicht, während ich still am Schreibtisch saß; überhaupt hatte ich Hitze gern, nur den Scirocco fürchtete ich. Dieser Sommer, dem die unveränderliche Glut etwas Unendliches gab, war mir wie ein schwebender Traum.

Gegen Abend, wenn Mannos Arbeitszeit endete, ging ich ihm meist entgegen, und wir setzten uns dann in irgendein Café, wo es kühl war. Ich sah an seinem Gange den Augenblick, wo er mich erkannte und sich freute.

Wir erwarteten Enrico für den Anfang September. Manno nahm an, daß es ein Junge sein würde, folglich wünschte ich das auch. Er sollte Enrico heißen, zugleich nach Mannos Mutter Enrichetta und nach meinem Großvater Heinrich Huch, den ich zwar nicht persönlich gekannt und dessen Bild ich auch noch nicht gesehen hatte, das mich später so merkwürdig bezauberte, von dem ich aber wußte, daß er ein Abenteurer gewesen war, und für den ich deshalb eine unbestimmte Zuneigung hatte. Einige Wochen vorher kam meine Freundin Bäumchen (sie hieß Marie Baum) aus Zürich, wo sie noch studierte, um mir während und nach der Geburt zur Seite zu stehen. Sie und Manno verstanden sich gleich sehr gut, und da wir alle drei gern lachten, ging es ausgelassen fröhlich zu, wenn wir zusammen waren. Eines Tages begegnete uns, als wir gerade mitten im Lachen waren, Dr. Gattorno, ein Arzt, den Manno ausgewählt hatte, um mir im Notfall Hilfe zu leisten. [291] und der mich auch untersucht hatte. Unsere Lustigkeit machte ihm solchen Eindruck, daß er mich nachher aufsuchte, um mir in liebenswürdiger und behutsamer Form mitzuteilen, daß ich einer ernsten und nicht gefahrlosen Stunde entgegengehe. Wenn er, wie ich glaube, annahm, daß wir alle ziemlich unerfahren und ahnungslos waren, so hatte er nicht unrecht, obwohl ich ja den Jahren nach es nicht hätte sein brauchen und Manno als Arzt es am wenigsten von uns war. Was mich betrifft, so hatte ich wohl öfters gehört, daß man bei einer Geburt viel auszustehen habe und auch auf eine schlimme Wendung gefaßt sein müsse, aber ich fühlte mich wohl, gesund und stark und konnte nichts anderes denken, als daß ich die Sache wohl

ganz gut erledigen würde. Überhaupt genossen wir den Augenblick. Während der letzten Tage wurde ich allerdings sehr schwer und unbehilflich. An einem der letzten Sonntage wurde nach dem Mittagessen der Wunsch nach Sahne zum Kaffee geäußert. Die Hitze war so brennend, daß Manno und Bäumchen es für ausgeschlossen erklärten, auf die Straße zu gehen, um Sahne zu holen; da lief ich, ehe sie es hindern konnten, rasch hinunter; nicht weit von uns war ein Gewölbe, wo man sie kaufen konnte. Während ich dort stand und auf die Sahne wartete, sah ich auf den Steinen eine Katze mit ihren noch winzig kleinen Jungen spielen; zum ersten Male überkam mich da ein Glücksgefühl in der Hoffnung auf das Kind für mich selbst; vorher hatte ich mich immer nur für Manno gefreut. An einem der letzten Tage begab sich die Geschichte von den 36 Fischen: Wir aßen nicht oft Fische, weil der Fischmarkt, wo sie gekauft werden mußten, weit von uns entfernt war; deshalb kannte ich die italienischen oder ortsüblichen Namen für die verschiedenen Fische nicht genau. Als nun beschlossen war, daß es mittags Fische geben sollte, entschied ich mich für einen ganz kleinen, guten Fisch, der mit Haut und Haaren, das heißt mit Schuppen und Gräten gegessen wird. Ich dachte, neun Fische müsse man auf die Person rechnen, und trug Giovanna auf, 36 Fische von der Sorte zu bringen, auf deren Namen ich mich nicht mehr besinne. Nun hatte ich aber den Namen mit dem Namen eines anderen Fisches verwechselt, und Giovanna kam, etwas erstaunt, mit [292] 36 voluminösen Fischen wieder. Wir konnten höchstens zwei bis drei davon essen, die übrigen wurden Giovanna mitgegeben. Diese komische Geschichte habe ich nur deshalb behalten, weil Manno so viele und so hübsche Witze daraus schöpfte, daß wir einen höchst vergnügten Tag hatten. Manno konnte aus einem geringfügigen Anlaß soviel Witzfunken schlagen, wie bei einem Feuerwerk aus unscheinbaren Päckchen Garben bunten Lichtes steigen. Am Abend, als wir spät noch, die Abkühlung der Nacht erwartend, im Giardino publico saßen und Eis aßen, kam er mitten im Gespräch über entlegene Dinge mit einer überraschenden Wendung wieder auf die

36 Fische; ich nahm nachher an, unser Kind sei ein Kind des Lachens gewesen.

Ich erinnere mich nicht, ob ich schon am folgenden Morgen die ersten Anzeichen bemerkte. Bäumchen war aus irgend einem Grunde nicht zu Hause; Giovanna belehrte mich, daß das, was mir aufgefallen sei, das Fruchtwasser sei und daß nun die Geburt beginnen werde. Mir wurde nun doch ein wenig bange zumute. Als Manno aus dem Geschäft kam, setzte ich mich auf seinen Schoß und teilte es ihm mit; er behauptete später, daß meine Lippen ein wenig gezittert hätten. Nur bestrebt, mich für den Augenblick zu beruhigen, sagte er, wenn auch das Fruchtwasser abginge, könne es mit der Geburt doch noch gute Weile haben; vielleicht dauere es noch acht Tage, bis es soweit sei. Er pflegte zu erzählen, daß ich sofort aufgesprungen und ganz bekümmert gewesen sei, zum Beweis, wie sehr ich im Augenblick lebte. Tatsächlich war es aber doch der Anfang. Am Abend kam zufällig Professor Cori, dessen Frau und Kinder »an Land« waren nach österreichischer Sitte; er gab den Rat, man möchte meine Haare flechten, weil sich sonst, wie er aus Erfahrung wisse, das Haar so sehr verwirre und schwer wieder auseinanderzukämmen sei. Es geschah sofort, und mir fielen dabei die Frauen ein, die mit Haarabschneiden für die Guillotine hergerichtet wurden. In der Nacht war es mir trotz starker Schmerzen möglich, so ruhig zu liegen, daß Manno ungestört schlafen konnte.

Ich hatte eine sehr hübsche Hebamme, sie hieß Molina, die den endlosen, langen, schrecklichen Tag bei mir war. Auch [293] für Manno und Bäumchen, die sich im Nebenzimmer aufhielten, war er lang und schwer. Etwa um elf Uhr nachts sagte Manno, er wolle mich nicht länger leiden lassen. Gattorno solle operieren. Ich glaube, Gattorno tat es nicht sehr gern, aber er fügte sich Mannos bestimmtem Wunsch und holte das Kind mit der Zange. Manno chloroformierte mich und Bäumchen assistierte; nachher war es mir schrecklich, daß sie so jung einem solchen Akt beiwohnen mußte; aber in jenem Augenblick war ich, halb rasend vor Schmerzen,

unfähig, irgend etwas zu bedenken. Ich war, aufs äußerste erschöpft, sehr schnell narkotisiert. Ich kam in dem Augenblick wieder zum Bewußtsein, als Manno und Bäumchen mich aus Mannos Bett, auf dem ich gelegen hatte, wieder in meins hoben. Diesen Augenblick habe ich immer als den glücklichsten meines Lebens betrachtet. Das Kind war kein Enrico, sondern ein Mädchen; der Druck der Zange war an der Schläfe sichtbar und hatte das Gesicht ein wenig verzerrt, aber das verging bald. Draußen rollte während der ganzen Zeit ein schweres Gewitter. Gattorno ordnete an, daß ich nicht sofort einschlafen. sondern noch eine Stunde oder eine halbe wach gehalten werden solle. Da wir, meiner abergläubischen Besorgnis nachgehend, noch keinen Wagen gekauft hatten, wurde das kleine Wesen in Bäumchens geflochtenes Reisekörbchen gelegt, das gerade ausreichte. Es stand so, daß ich von meinem Bett aus die winzigen Händchen in der Luft taumeln sehen konnte.

Vom ersten Augenblick an, wo man mir das kleine Wesen gab, liebte ich es leidenschaftlich. Ich liebte es nicht mit einer natürlichen vernünftigen Mutterliebe; es war eine Art Furor dabei, etwas vom Wahnsinn der Leidenschaft. Mein Gefühl wurde dadurch gesteigert, daß ich mir sagte, ich habe mir nie ein Kind gewünscht, im Gegenteil, die Tatsache seines Daseins habe mich zuerst erschreckt, und zur Strafe werde Gott es mir nehmen. Das Wunder, daß wir ein lebendiges, beseeltes Geschöpf aus unserem Körper hervorbringen, richtet wohl die Gedanken aller, die es erleben, auf das Übersinnliche. In diesem Erschaffen eines Menschen durch uns, das nicht von uns abhängt, offenbart sich Gott. Die tief dunkelblauen Augen des neugeborenen Kindes, die so fremd blicken, als schwebe [294] vor ihnen noch das Bild einer anderen Welt, dies wunderbare Gebilde, das unabsehbare Möglichkeiten und verhüllte Schicksale einschließt, das kein Mensch, und sei es der genialste, mit allen seinen Künsten machen könnte, weist auf eine überirdische Macht. Es schien mir unfaßbar, daß diese Macht mich so begnadet haben sollte; ich glaubte, fürchten zu müssen, sie wolle

mir nur zeigen, wie reich ich hätte sein können, um mich dann arm zu machen. Das Kind erfüllte meine Gedanken Tag und Nacht. Ich nährte es selbst; wie es an meine Brust gelegt wurde, fing es an zu trinken, als sei das eine alte liebe Gewohnheit. Die Vorschrift war, daß es alle drei Stunden trinken sollte, zwischendurch nicht. Wenn es etwa eine halbe Stunde vorher hungrig wurde und zu weinen anfing, schien mir diese kurze Spanne eine Ewigkeit, und ich verbrachte sie in einer Verzweiflung des Wartens. Die meisten Männer würde ein solches Benehmen wohl ungeduldig gemacht haben; Manno neckte mich, war aber im Grunde glücklich, daß ich unser Kind so sehr liebte. Ich spürte seine Geduld und Liebe, auch wenn er fluchte und brummte. Da ich noch nie mit einem so kleinen Kinde hantiert hatte und außerdem voll Angst war, ich könnte etwas falsch machen oder es verletzen, überließ ich vieles ihm, der sich als Arzt oder von Natur ausgezeichnet darauf verstand. Seine herzhaften braunen Hände griffen immer so zu, wie es am richtigsten und wohltuendsten war. Unermüdlich sang er mit tiefer Stimme »nina nanna, puttina della mamma, puttina del papa«, bis es schlief. Am liebsten wäre ich überhaupt nicht aus dem Hause gegangen, um das Kind fortwährend unter Augen zu haben, aber ich sah ein, daß ich Manno nicht ganz vernachlässigen konnte und daß ich auch etwas Bewegung haben mußte, und so fing ich wieder an, ihn gegen Abend abzuholen; aber ich war dann von der Angst verzehrt, es könne ihm in meiner Abwesenheit irgend etwas zugestoßen sein. Das Kind war auffallend hübsch, sein Gesichtchen war nicht nur so zusammengetäscht, wie das meistens bei neugeborenen Kindern der Fall ist, sondern gut geformt, wie von einem bildenden Finger. Uns gegenüber wohnte damals ein junges Paar, das später wieder auseinanderlief; der elegante Mann blieb jedesmal stehen, wenn er dem Kinde auf der [295] Treppe oder vor dem Hause begegnete, um es zu bewundern, charakteristisch für die Kinderliebe der italienischen Männer. Giovanna trug es spazieren und litt nur mit Auswahl, daß es fremde Leute küßten.

In der Nacht, wo mein Kind geboren wurde, starb Riccardo,

Giovannas kranker Sohn. Sein Leben war ein beständiges Leiden gewesen, sie konnte seinen Tod nur als eine Erlösung betrachten. Sie war auch in keiner Weise verändert, immer heiter und ergiebig, erfindungsreich in der Behandlung des Kindes und unerschöpflich an Liedern. Eine Auswahl dieser Lieder, die ich so oft hörte, habe ich wenigstens teilweise behalten, zum Beispiel »Una volta fiorini, adesso non più« und »Domani c'è dominica« und »Mena mi in sole, coccolo mio« oder »Guai se te cuccherà«« und »Quando suona l'Ave Maria« und »Signorina siete bella«. Die meisten waren keine Kinderlieder; aber sie erfüllten ihren Zweck, das kleine Wesen zu fesseln. Da es nun kein Enrico geworden war, mußten wir über einen Mädchennamen nachdenken. Enricchetta gefiel mir nicht, noch weniger Emilie, der Name meiner Mama und meiner Großmama. Wir entschlossen uns zu Marie; so hieß meine Freundin, die ohnehin Patin sein sollte, auch Frau Cori, die als Stellvertreterin in Betracht kam, hieß so und Frau Prof. v. Frisch. Damit sie doch auch einen Namen von Mannos angebetetem Vater hätte, bekam sie noch den Namen Antonia. Er hieß Giovanni Antonio. Erst nachher fiel mir ein, daß der Name Maria Antonia nicht glückverheißend war. Merkwürdigerweise kann ich mich durchaus nicht mehr an die Taufe erinnern; das kleine goldene Medaillon mit einer blonden Locke von dem kleinen Carl Cori, den wir als zukünftigen Ehemann in Aussicht nahmen, ist verlorengegangen. Der Name Marie gefiel mir eigentlich gar nicht, doch hatte ich mich sehr mit der in Triest allgemein üblichen Koseform Marietta befreundet. Solange wir dort waren, wurde sie auch so genannt; später ist es mir nicht gelungen, diese Abwandlung einzuführen. Überhaupt bürgerte sich rasch der Name Busi ein; so wurden in der Schweiz die Katzen gerufen, wie bei uns Mietze, und da ich mein Kleines nicht würdiger als mit einem Kätzchen glaubte vergleichen zu können, war es fast selbstverständlich, [296] daß ich sie so nannte. Für Giovanna allerdings, der das nichts sagte, war sie Marietteli. Trotzdem Giovanna bei uns blieb, entschlossen wir uns nun aber doch, ein

Mädchen zu nehmen, damit den ganzen Tag und auch nachts jemand da wäre, auch damit die Wohnung gründlicher als bisher saubergehalten würde. Bei diesem Mädchensuchen machte ich eine merkwürdige Erfahrung. Unter anderem kamen zwei Mädchen, von denen eine sehr lieb und hübsch aussah und mir so gefiel, daß ich sie sofort fragte, ob sie die Stellensuchende wäre. Sie war es aber nicht, sondern begleitete nur die andere, mit der ich noch nichts Bestimmtes abmachte. Am anderen Tage kam die Hübsche allein wieder und sagte errötend, wenn ich sie haben wolle, werde sie ihre Stelle kündigen und zu mir kommen. Inzwischen hatte ich mir überlegt, daß beide Mädchen, Österreicherinnen, für mich nicht in Betracht kämen; denn die Österreicherinnen machten in bezug auf Lohn ziemlich hohe Ansprüche; die Kleine, die mir so gut gefiel, war eleganter angezogen als ich, sie hätte nicht in unsere Verhältnisse gepaßt, abgesehen davon, daß ich sie auch nicht gern einer anderen Familie abwendig machen wollte. Für uns kam eher eine Slawin oder Kroatin in Frage; Italienerinnen dienten selten in Triest. Ein Mädchen oder eine Frau kam in einem schwarzen Umschlagtuch, wie es die Italienerinnen tragen, die augenscheinlich sehr bedürftig und dazu kränklich war. Sie tat mir von Herzen leid, aber ich konnte sie nicht anstellen; es war zu augenscheinlich, daß sie in einen Haushalt, wie der unsrige war, nicht paßte. Sie hingegen hatte wohl eine Wärme und eine Freundlichkeit in mir gefühlt, die ihr wohltat, so daß sie sich in den Kopf setzte, bei mir zu bleiben. Sie kam wieder und wieder, und schließlich ging sie wie ein schwarzer Unglücksschatten auf und ab, auf und ab vor unserem Hause; ich hatte nicht den Mut auszugehen, weil sie mich wieder mit vergeblichen Bitten bestürmt hätte. Ich erinnere mich nicht, wie lange das dauerte. Manno, der immer Rat wußte, erfuhr von seinen Patienten schließlich die Adresse eines Mädchens, das zu empfehlen sein sollte. Er ging selbst zu der Familie, bei der es war und bei der es aus irgendeinem Grunde nicht länger bleiben konnte; sie lobten es, nur daß es ein wenig faul, pigretto sei. Manno [297] verdeutschte das auf seine Art, nannte sie ein Faulchen. Ich begriff bald, warum

sie ein wenig faul war; sie war ein blasses, zartes Geschöpf, dem man schwere Arbeit nicht gut zumuten konnte, aber ich mochte sie gern leiden, und sie war mir unendlich dankbar, weil ich freundlich mit ihr umging. Ich habe damals bemerkt, wie wenig Wohlwollen Frauen im allgemeinen für die von ihnen abhängigen Mädchen aufbringen müssen; sonst hätten die Mädchen sich nicht so sehnsüchtig dahin gedrängt, wo sich ihnen ein wenig Herzenswärme zeigte. Vielleicht fühlten sie auch, ohne sich dessen klar bewußt zu sein, daß ich mich nicht für besser und höher als sie hielt; denn ich habe im Gegenteil immer eine Art Bewunderung für Dienstmädel und für arme Mädchen und Frauen überhaupt gehabt, die so früh schutzlos in ein Leben gestellt werden, das sie so vielen Gefahren aussetzt und so große Anforderungen an sie stellt. Wenn dieses Faulchen, ich glaube, sie hieß Carolina, mir dankbar sagte, ich sei wie eine Mutter zu ihr, habe ich mich immer geschämt, weil eine Mutter doch noch ganz anders für sie gesorgt hätte.

Gegen Weihnachten kam eine Bora. Die Bora, den berüchtigten Nordwind von Triest, liebte ich etwa so sehr, wie ich den Scirocco fürchtete. Dann erbebte diese brütende, verstaubte Stadt, der Sturm raste durch die faulig riechenden Gassen, und das träge Meer bäumte sich hoch auf in hohen zackigen Wellen, die schwarz und blank waren; es war ein dämonischer Jubel in der Luft. Damen gingen bei Bora nicht gern aus, weil der Wind die Röcke aufblies, ohne daß man es wehren konnte; wenn er sehr stark war, mußten an manchen Stellen die Briefträger und Leute, die notwendige Gänge zu machen hatten, auf der Erde kriechen, um vorwärts zu kommen. Einmal hat die Bora einen Eisenbahnzug ins Meer geweht. Mich entzückte die Bora; als ich ging, um einen Weihnachtsbaum zu kaufen, rollte der Wind die höchsten Tannen wie Halme über den Platz. Bei dieser Gelegenheit erkältete ich mich und war dadurch wohl besonders empfänglich für Ansteckungen: ich bekam die Masern, die damals in Triest epidemisch auftraten und die ich als Kind nicht gehabt hatte. Am Heiligen Abend fühlte ich mich so furchtbar elend, daß ich mich hinlegen mußte; meinen [298]

dringenden Bitten nachgebend, ging Manno zu Coris. Als der Ausschlag draußen war und wir merkten, daß ich Masern hatte, kam Dr. Gattorno, und Manno besorgte mir auch eine Schwester zur Pflege. Daß Busi, von mir angesteckt, auch die Masern bekommen hatte, verheimlichte mir Manno, um mich nicht aufzuregen; erst später erfuhr ich, daß das gute kleine opferwillige Faulchen sie nachts Stunden hindurch herumgetragen hatte, damit ich sie nicht weinen hörte. Nach einigen Tagen sagte Dr. Gattorno, die Gefahr sei nun vorüber, er könne ruhig auf die Jagd gehen. Er pflegte über das Wochenende — ein Ausdruck übrigens, den ich damals noch nicht kannte — auf die Jagd zu gehen. Ich hatte diesen schönen, stattlichen Menschen gern; aber wenn ich krank war — und eigentlich pflegte ich ja nur dann mit ihm zusammenzukommen —, konnte ich ihn nicht leiden; er war so sehr das Bild unantastbarer Kraft und Gesundheit, daß ich dann mein eigenes Kranksein wie ein Laster empfand, wozu ich ohnehin schon geneigt war. Scheinbar war ich aber auf dem Wege der Besserung, und die Schwester wurde entlassen; allein gerade an dem Tage, als Dr. Gattorno fortgefahren war, stellte sich bei mir ein Durchfall ein, der mit keinem Mittel mehr aufzuhalten war. Mitten in der Nacht ging Manno in eine Apotheke, um Opium zu holen; aber auch das wirkte nicht. Ich war außerordentlich schwach, fast nicht mehr imstande, etwas zu empfinden. Wenn ich mich recht erinnere, war das am Silvesterabend 1899 auf 1900. Mir ist in Erinnerung geblieben, daß ich Manno, einen Arm auf eine Kommode gestützt und den Kopf in die Hand, in trauriger Haltung stehen sah; das Schlafzimmer erschien mir sehr, sehr groß und die Kommode in weiter Ferne; eine Sinnestäuschung, wie sie bei Schwächezuständen leicht vorkommt, und die von einer seltsam traumhaften Stimmung begleitet zu sein pflegt. Am folgenden Tag entschloß sich Manno, einen anderen Arzt zu rufen, der dann auch half. Ich konnte bald wieder aufstehen, aber meine bis dahin so blühende, prahlerische Gesundheit hatte einen Sprung bekommen. Ich fühlte mich noch ziemlich lange so schwach, daß bloßes Bücken mich anstrengte. Mir war das ganz

gleichgültig; die Leidenschaft für unser Kind — den kleinen Menschen, wie ich es nannte — füllte mich aus und beflügelte mich.

[299] Ein quälendes Erlebnis bereitete mir die Herrschsucht meiner Giovanna, die verlangte, daß ich der kleinen Carolina kündige, mit der sie sich nicht vertragen könne. Da ich Giovanna, die alte, treue, schwer geprüfte, nicht gehenlassen wollte, obwohl sie im Unrecht war, blieb mir nichts übrig, als Carolina zu kündigen. Ich fürchtete mich unsagbar vor dem Augenblick, wo ich dem kleinen blassen Mädchen Schmerz bereiten mußte, wozu es mir so gar keinen Anlaß gegeben hatte; aber das zartfühlende Geschöpf erleichterte mir die peinliche Lage, indem sie sofort sagte, sie wisse und sehe mir an, daß es mir schwer werde.

Das neue Mädchen, das an ihre Stelle trat, war eine blonde Kroatin, ein großes, starkes Geschöpf, das schön gewesen wäre, wenn nicht Pockennarben ihr Gesicht entstellt hätten. Sie war deswegen verbittert und gab ihrer Stiefmutter die Schuld, welche durch aufmerksame Behandlung die Narbenbildung hätte verhindern können. Ich möchte sie, obwohl sie nicht eben bequem war, sehr gut leiden; wenn zuweilen eine strahlende Heiterkeit ihr für gewöhnlich eher düsteres Wesen durchbrach, war sie reizend. Im Frühjahr wünschte Hofrat Bendorf, der das Museum in Aquileja gegründet hatte, ich möchte dorthin kommen, wenn er grade anwesend sei; er wolle es mir zeigen und hoffe, ich würde etwas darüber schreiben. Es war Wochentag, als ich die kleine Reise unternahm; Manno konnte mich nicht begleiten. Da ich mich nicht entschließen konnte, Busi mit meiner wilden Kroatin allein zurückzulassen, nahm ich beide mit. Im Eisenbahnwagen saß uns eine einfache Frau gegenüber, die uns und besonders mich mit Anteil betrachtete. Das Kind hat Ihnen alle Lebenskraft ausgesogen, sagte sie endlich auf italienisch zu mir. Ich begriff, daß ein auffallender Gegensatz zwischen meinem elenden Aussehen und dem blühenden meines Kindes sein mußte. Auch Bendorf sagte: »Das Kind sieht ja aus wie der Morgen.« Es hatte die schöne pfirsichartige Haut seines Vaters. An das Museum erinnere ich mich

nicht mehr; viel größeren Eindruck machte mir der alte Campanile, den die Dohlen umflatterten, und die ganze uralte Stadtruine inmitten der unendlichen flimmernden grünen Ebene, die sich in der fernen Bläue des Horizonts verlor. Es [300] machte mir Spaß, daß das Ziel der Reise unseres Kindes grad Aquileja war; denn die Sage ging in der Familie meines Mannes, daß er von einem Duca Aquilejensis namens Cecconus abstamme, der, wie der Titel anzeigte, in graue, vorvenezianische Zeit hinabreichte. Mein Mann wurde scherzweise von seinen Freunden Duca d'Aquileja genannt, und ich fand, daß das einen passenden Namen für meine Tochter gebe. Übrigens ist es, soviel ich weiß, mehr als Sage; denn ein Bekannter meines Schwiegervaters, ein Florenzer Adliger, der sich auf Genealogie verstand, soll diese Abkunft festgestellt haben. Sie hat meines Wissens nichts zu tun mit dem Adel einer anderen Familie Ceconi, die sich von der meines Mannes vor langer Zeit abgezweigt hatte. Ich lernte die beiden Contessen Ceconi, die in Görz lebten, in Triest dadurch kennen, daß die ältere sich in meine Bücher verliebte und mir öfters geschrieben hatte. Es interessierte sie natürlich, daß ich durch meine Heirat ihre Namensverwandte geworden war. Der Vater der beiden Mädchen war ein »Austriaamante« in meinem Italienisch, das heißt, er hielt zu Österreich, und die Töchter hatten auch in den österreichischen Adel geheiratet. Es waren schöne Mädchen, von denen ich seit ihrer Heirat nichts mehr gehört habe. Wenn ich mich recht erinnere, hatte er einen Bruder, der sich das Leben genommen hat.

Bei Görz, das damals, ebenso wie Triest, österreichisch war, gab es einen Heiligen Berg, von dem ich durch Giovanna wußte, daß man dorthin wallfahrte, um etwas von Gott und der Heiligen Jungfrau zu erbitten und für etwas zu danken. Nachdem ich viel davon gehört hatte, setzte sich bei mir der Gedanke fest, ich müsse auch eine solche Wallfahrt zugunsten der Gesundheit meines Kindes unternehmen. Manno lehnte es zwar entschieden ab, sich daran zu beteiligen, legte mir aber auch nichts in den Weg und begleitete mich eines Morgens zum Bahnhof. Das Kind ließ ich diesmal allein

mit Kati zurück, da ich voll voraussetzte, der himmlische Schutz, den zu erringen ich die Fahrt unternahm, werde sich jetzt schon auswirken. Wie hoch der Heilige Berg ist, weiß ich nicht mehr; aber man hat wohl vom Bahnhof aus einen langen Weg bis an seinen Fuß, jedenfalls wirkte die Hitze lähmend, wozu noch der Um[301]stand kam, daß ich am Morgen nicht gefrühstückt hatte, um mich der Wallfahrt gemäß zu verhalten. Als ich mich dem Gipfel näherte, geriet ich in ein Gewölk von kleinen bläulichen Schmetterlingen, das mir in meinem erschöpften Zustand ein Gefühl des Erstickens verursachte. Ich setzte mich auf einen Stein am Wege, an der Erreichung meines Zieles verzweifelnd: aber ich raffte mich doch wieder auf und gelangte bald oben an.

Um diese Zeit starb Mannos Vater an seinem Blasenkrebs. Er war in Padova bei Guido, der inzwischen eine reiche Frau geheiratet und sich dort niedergelassen hatte. Er rief Manno brieflich oder telegrafisch, als es zu Ende ging. Es war mir schrecklich, Manno allein zu diesem Zweck reisen zu lassen. Er hatte das an sich, daß er zuweilen ein fast unerträgliches Mitleid erregte wie ein verlassenes Kind. Eher wie ein solches, das sich im Walde einem aufgesperrten Wolfsrachen gegenüber befände und voll heimlicher Angst der dunkel geahnten Gefahr entgegensehe, kam er mir dann vor, und mein Herz zog sich schmerzlich zusammen, wenn ich auch wußte, daß er ein erwachsener, furchtloser Mann sei, und wenn ich mir auch sagte, daß er vielleicht in der nächsten Minute lachen und tolle Späße machen würde. Er kannte meine Schwäche, wenn man es denn so nennen will, und manchmal, wenn es ihm in den Kram paßte, mein Mitleid zu erregen, zog er die Manschetten über die Hände, wodurch sie kleiner erschienen; das sollte heißen: »Sieh, was für ein armes Kind ich bin.« Diesmal ging er wirklich einem großen Schmerz entgegen. Es hatte etwas Ergreifendes, wie diese drei unglücklichen Kinder ihren Vater liebten; sie vergötterten ihn eigentlich. Sie wußten genau, daß er ihr Leben zerstört hatte; sie hatten während der ganzen Kindheit und Jugend durch ihn gelitten, aber keines von ihnen hatte etwas anderes als hingebende Liebe für

ihn gefühlt, keines von ihnen hätte je den Schatten eines Vorwurfs gegen ihn erhoben. Manno war wohl der einzige, der seine Schwächen und die Fehler, die er begangen hatte, klar sah, aber das tat seiner Liebe und auf eine gewisse Weise auch seiner Bewunderung keinen Abbruch.

Die arme Lucy verlor am meisten; denn sie hatte einen Be[302]schützer am nötigsten, und obwohl der Vater für die Rolle so schlecht geeignet war, so war er doch mit Liebe und zärtlichem Mitgefühl beständig an ihrer Seite gewesen und war ihr dadurch seelisch eine Stütze gewesen. Konnte sie auch sicher sein, daß die Brüder mit unentwegter Treue für sie sorgen würden, so lag doch für sie der Kern ihres Lebens woanders, während sie für den Vater der Mittelpunkt gewesen war. Mannos Mutter war auf dem kleinen grasüberwucherten protestantischen Friedhof begraben; obwohl sein Vater katholisch gewesen war. bestatteten sie ihn an ihrer Seite.

Obwohl es eine wichtige Entscheidung für uns war, kann ich mich nicht entsinnen, wie es dazu kam, daß wir uns in München niederließen. Manno wollte sich selbständig machen; das nächstliegende wäre gewesen, es in Italien zu tun, wo er, namentlich in Padova, sichere Aussicht auf eine materiell gute, wahrscheinlich glänzende Zukunft gehabt hätte; aber mir widerstrebte eine Niederlassung in Italien durchaus, und Manno war meinen Bitten zugänglich, weil es ihn lockte, die Fremde kennenzulernen. Auf die Schweiz mußten wir verzichten, weil ich erfahren hatte, daß dort als Arzt nur praktizieren könne, wer die medizinischen Examina in der Schweiz gemacht hätte. In Deutschland, sagte man uns, sei das anders; da herrsche Gewerbefreiheit. In München hatte ich verschiedene Beziehungen: da war vor allem meine Freundin Marianne Plehn, die Zoologie studiert hatte, da waren die beiden Schwestern Baroninnen v. Geyso und außerdem eine Reihe von Verehrern meiner Bücher, welche alle versprachen, sowohl Patienten meines Mannes zu werden wie ihm Patienten zu werben, wenn wir München als Aufenthalt

wählten. Ich glaube, es war Juli, als wir Triest verließen. Nun würde ich nicht mehr im Giardino publico singen hören: »Qui sta la cuna qui sta la tomba t'amo Trieste, terra d'amor.« An diesen Vers, den ich so oft hörte, habe ich den Aberglauben angeknüpft, ich müsse hier sterben; hier habe die Wiege meines Kindes gestanden, und hier sei mein Grab. Es hing jedenfalls mit dem drückenden Klima, dem in Triest häufigen Scirocco zusammen, daß ich so viel an einer mir sonst fremden Beklommenheit litt. Mit Bedauern trennten wir uns von den Freunden Cori und von der alten Giovanna; [303] sonst verließen wir niemand und nichts, was uns teuer gewesen wäre. Erst später, als ich den Druck der Atmosphäre nicht mehr fühlte, spürte ich ein leises Heimweh nach den strengen Linien, den violett überhauchten Karstbergen, nach dem in Sonnenglut seltsam metallisch starren Eichenwäldchen und nach dem berauschenden Ausbruch des Meeres, wenn die Bora blies.

Wir blieben eine Nacht in Venedig und fuhren die nächste Nacht durch nach München; im grauen Morgen früh kamen wir dort an. Marianne Plehn empfing uns am Bahnhof; Busi war noch kein Jahr alt, aber sie hatte bereits ein schalkhaftes Lächeln, und es bildete sich rasch ein zartes Verständnis mit der neuen Tante. Wir wohnten zuerst in einer Pension in der Gabelsbergerstraße, dann in der Wohnung der Emmi v. Egidy, die grade verreist war; sie lag an der Ecke Amalienstraße und Akademiestraße und war eine Treppe hoch. Dann bezogen wir eine Wohnung im sogenannten Luitpoldblock, die mehr auf die Straße als auf den Hof ging. Sie lag grad über dem damals noch ziemlich neuen, berühmten Café, und die meisten Menschen würde der Lärm, der sich daraus ergab, am Schlafen verhindert haben; uns störte es nicht.

Leicht waren unsere Anfänge nicht. Zunächst war der kroatische Wildling Kati eine peinliche Belastung. Ich konnte ihr nichts auftragen, wobei sie mit anderen Leuten in Berührung kam, weil sie kein Deutsch verstand, und daß sie es nie lernen würde, sahen wir bald ein. Schlimmer noch war es, als wir ihr gesagt hatten, daß sie nicht bei uns bleiben könne und daß es am besten für sie sein

würde, nach Triest zurückzukehren; selbstverständlich würden wir für die Reisekosten aufkommen. Etwas einzusehen, lag ihr nicht; sie verfiel, da sie das Kind in ihrer vehementen Art liebte, in eine düstere Traurigkeit. Wenn sie aus dem Hause ging, um Busi im Wagen spazierenzufahren, bildete ich mir ein, sie würde in ihrer trotzigen Verzweiflung mit dem Kinde zusammen sich in der Isar ertränken. Ich sah den ganzen Vorgang vor mir und war manchmal wie gelähmt vor Angst. Trotzdem blieb mir nichts anderes übrig, als sie am nächsten Tage wieder gehen zu lassen, da ich ja arbeiten mußte. Unser nächstes Mädchen war eine bayrische Cenzi, ein [304] blühendes blondes Ding, die Busi Bampolicinta nannte, ein aus Cenzi porta pan, bring Brot, zusammengewachsenes Wort. Ihre ersten Worte, nach denen Brot, pan, eines der wichtigsten war, hatte sie noch italienisch, eigentlich triestinisch gelernt. Ich mochte sie niemals so gern leiden wie die häßlich-schöne, leidenschaftliche Kati, und wenn ich nicht zu fürchten brauchte, daß sie mit Busi ins Wasser ging, so wußte ich, daß sie zu den nahe gelegenen Kasernen fuhr, wo sie sich mit den Soldaten einlassen konnte; es war immerhin weniger gefährlich, wenigstens für Busi. Einmal hatte der, mit welchem sie ging, und der sie zu einem Tanz hatte führen wollen, sie sitzengelassen. Wir trösteten sie, die bitterlich weinte, so gut es ging, und als der Treulose nach einiger Zeit wieder erschien, hielt Manno ihm eine strenge Strafpredigt, daß er ein Mädchen habe vergeblich warten lassen. Der Soldat ließ sich sehr beschämt abkanzeln. Diese Geschichte machte unseren Bekannten viel Vergnügen, sie sagten, unser Haus sei ein Heim für erholungsbedürftige Dienstmädchen. In der Tat war es mein Leben lang mein Traum, ein solches zu begründen, wenn ich einmal Geld hätte; damals war ich ziemlich überzeugt, daß dieser Zeitpunkt, wenn auch später, eintreten würde. Ich hielt mich auch verpflichtet, der blonden Cenzi eindringlich Vorhalte über ihren Lebenswandel zu machen und sie zu warnen; aber es hat nichts geholfen. Jahre später hat eine Bekannte von mir sie in einer Klinik gesehen, wo sie krank lag, nachdem sie ein uneheliches Kind bekommen hatte. Sie

dachte dankbar an uns.

Ernstere Sorge mußte es erregen, daß die Mitteilungen, die man uns über die Möglichkeit machte, in Deutschland die ärztliche Praxis auszuüben, nicht richtig waren. Tatsächlich durfte Manno zwar den Doktortitel führen, den er in Italien erworben hatte, sich aber nicht Zahnarzt nennen, und damit wurde eine etwaige Tätigkeit eigentlich hinfällig. Es blieb ihm nichts übrig, als das zahnärztliche Examen zu machen, das alle medizinischen Fächer einschloß, nur daß einem Manne gegenüber, der Medizin studiert hatte und über ausgezeichnete Zeugnisse, allerdings ausländische, verfügte, weniger eingehend geprüft wurde. Es waren denn auch sämtliche Examinatoren durchaus befriedigt, einzig ein Chirurg, dessen Namen [305] ich vergessen habe, von Anfang an unwillig und mißtrauisch, entrüstete sich über das mangelhafte Deutsch des Prüflings, und in diesem Fache mußte Manno sich einem zweiten Examen unterziehen. Die übrigen Professoren hatten offenbar großes Vergnügen an ihm gehabt; das ging aus seinen Erzählungen hervor. Ich war um den Ausgang des Examens, das in Würzburg stattfand, nicht sehr bekümmert gewesen; denn abgesehen davon, daß Manno die erforderlichen Kenntnisse besaß, hatte ich bereits bemerkt, wie gewinnend seine Persönlichkeit auf Männer wirkte. Sie hatten deutlich Freude an ihm, lachten über seine originellen Bemerkungen, denen die italienischen Wendungen einen doppelten Reiz verliehen, und wenn dieser oder jener etwa auch gutmütig den Kopf schüttelte, so lag doch im allgemeinen in ihrem Wohlgefallen eine kleine Nuance von Zärtlichkeit, die Ursache war, daß ich ihn in bezug darauf das Grisettchen nannte. Wie Manno die Examenshindernisse elegant überwunden hatte, so wußte er auch sonst für alles Rat, fand für alles Mittel und Wege, rückte alles, auch die Haushaltsmühe und Kindersorgen zurecht. Ich hatte wohl allmählich gelernt, wie kleine Kinder anzufassen, zu warten und behandeln sind; aber ich verstand es doch nie mit solcher Sicherheit wie Manno. Damals ernährte man das kleine Kind noch nicht wie heutzutage von Anfang an mit Obst und Gemüse, sondern man gab

Milch und Brei und wieder Brei; die Folge davon war bei unserem Kinde, vielleicht auch der Anlage nach, eine dauernde Verstopfung. Was hätte ich ohne Manno angefangen! Er besorgte alles, machte die notwendigen Einläufe und sonstigen Behandlungen, und es war, als ob das kleine Wesen die sichere und leichte Hand angenehm empfand; von ihm ließ sie sich alles viel lieber, geduldiger als von mir machen. Obwohl sie mich zärtlich liebte, war sie doch inniger mit ihm verwachsen; ich glaube, daß ich eifersüchtig gewesen wäre, wenn sie an einem andern Menschen so gehangen hätte wie an ihm; aber da es Manno war, empfand ich es selbstverständlich und freute mich darüber. Er war immer frisch und voller Einfälle, seine Stimme schon gab einen Klang, der bald weckte und befeuerte wie eine silberne Trompete, bald weinte und beruhigte wie eine Glocke. Des Morgens allerdings ließ er [306] sich nicht gern im Schlafe stören; Busi wachte schon um sechs Uhr auf und wollte dann unterhalten sein; ich war noch todmüde, mußte mich aber wohl oder übel entschließen, »Ich sehe was ich sehe« oder auch selbsterfundene Spiele zu spielen, etwa Mittelpunkt ihrer Arme und Beine bilden.

Wir spielten flüsternd, denn wenn wir zu laut wurden, brummte Manno unwillig über die Störung. Immerhin war es noch früh, wenn er aufstand, wir waren beide Frühaufsteher, und war er erst angezogen, pflegte er mit schmetternder wohlklingender Stimme zu singen, gewöhnlich Gesangbuchlieder, wie sie in der protestantischen Kirche üblich waren und die er als Kind gelernt hatte. Die Melodie des einen, das er mit Vorliebe sang, könnte ich noch Note für Note niederschreiben; der erste Vers endete mit den Worten: »Molto meglio che quaggiu.«

Das Geld, das ich in Zürich und Bremen erspart hatte, war inzwischen so ziemlich ausgegeben. Es traf sich, daß meine Freundin Bäumchen damals gerade von einer Tante oder Großtante 4000 Mark erbte. Die stellte sie uns zur Verfügung, und nachdem Manno die nötigen Instrumente und den Operationsstuhl gekauft hatte, blieb uns noch etwas übrig, um den Haushalt zu beginnen.

Patienten stellten sich bald ein; aber es waren meist Freunde oder Bekannte, denen keine großen Rechnungen gemacht werden konnten, da sie in bescheidenen Verhältnissen lebten, oder solche, die ganz umsonst behandelt wurden. An derartigen fehlte es Manno nie. Wenn man annimmt, daß in der Regel zwei Jahre vergehen, bis ein Arzt, der sich fremd in einer Stadt niederläßt, etwas verdient, entwickelte sich Mannos Praxis ziemlich rasch; allerdings hätten wir auch nicht entfernt von diesen Einnahmen leben können. Es war durchaus notwendig, daß ich auch verdiente. Ich hatte damals die »Triumphgasse« beendet, und sie wurde als Feuilleton von der Frankfurter Zeitung angenommen. Sie boten 1200 Mark dafür, und da wir das Geld notwendig brauchten, mußte ich mich damit zufriedengeben, obschon es schlecht bezahlt war.

Um Ostern herum mußten wir die Wohnungsmiete bezahlen, die ich von dieser Summe zu bestreiten gedacht hatte; die war [307] aber noch nicht eingetroffen. Wir beschlossen daher, in das Büro zu gehen, welches sich in dem Luitpoldblock befand, und unsere Nichtzahlung zu entschuldigen; wir wollten sagen, daß wir vergessen hatten, rechtzeitig Geld von der Bank zu holen, und daß wir nun warten müßten, bis die Banken nach dem Fest wieder geöffnet wären. Manno war vergnügt wie ein Junge, der einen Streich zu verüben im Begriff war. »Ich ziehe uns sehr hübsch und fein an«, sagte er, »und niemand wird uns etwas sagen.«

Er verweilte sehr ausführlich beim Ankleiden und sah dann auch nachher strahlend jung und elegant aus. Herr Schwarz, so hieß der damalige Inhaber und Verwalter des Luitpoldblocks, nahm dann auch unsere Erklärung mit äußerster Höflichkeit und Hochachtungsbezeugung entgegen.

Selbstverständlich, das eilte ja gar nicht, wir hätten uns nicht selbst bemühen sollen! Einige Tage nach Ostern kam das erwartete Geld, und wir waren für die nächste Zeit gesichert. Im Notfall liehen uns unsere Freunde, insbesondere Marianne Plehn oder Ernst Reinhardt, 100 Mark, womit wir wirtschafteten, bis wieder etwas eingegangen war.

Wir hatten bald einen Kreis von Freunden, die unser Leben reich und glänzend machten. Eines Tages sollte meine Freundin Hedwig Bleuer-Waser einen Vortrag über die schädlichen Folgen des Alkoholgenusses halten. Obwohl wir keine Alkoholgegner waren, wohnten wir doch, wie es sich von selbst versteht, dem Vortrage bei. Der Vorstand des Temperenzvereins, der eingeladen hatte, holte uns besonders ab, und wir lernten ihn bei dieser Gelegenheit kennen; es war ein Buchhändler namens Ernst Reinhardt aus Basel. Bei dem guten Vorurteil, das ich für alle Schweizer hatte, war ich sofort entschlossen, ihn gern leiden zu mögen; aber ich hätte es auch sonst getan. Es war ein glücklicher Umstand, daß er auch Manno gefiel, ja Manno faßte eine lebhafte Zuneigung für ihn. Er hatte ein hübsches, offenes, regelmäßiges Gesicht; aber er war sehr klein und dadurch, wie auch durch die Art seines Gesichts, nicht ansehnlich. Er hatte ausgesprochenes Unglück in der Liebe: die Mädchen. in die er verliebt war, gewöhnlich große, hübsche Erscheinungen, waren ihm herzlich zugetan, dachten aber nicht daran, ihn zu heiraten. Er war zur Freundschaft geboren.

[308] Damals hatte er einen Freund, einen Augenarzt, Fritz Salzer, den er bald mit uns bekannt machte. Es ergab sich, daß Salzer zu meiner Zeit in Zürich studiert und daß ich ihn auch flüchtig kennengelernt hatte; er hatte zu dem Bekanntenkreis der Salomé Neunreiter gehört. Wir sahen auch Salzer häufig, vor allem aber wurde Reinhardt unser ständiger Gefährte. Manno konnte bald nicht mehr ohne ihn sein: er fand, daß kein Mensch wie Reinhardt ganz ohne Pose, ganz ohne Hinterhalt, ohne Berechnung sich so, wie er sei und war und denke, äußere. Die kleine Schattierung von Zärtlichkeit, die in Mannos italienischer Freundschaftsbezeugung lag, war Reinhardts schweizerischer Trockenheit fremd; aber sie tat ihm sichtlich wohl. Frühlingszeit, schwingend in Lachen und Freude, voll funkelnder Sonnentage und träumerischer Nächte!

Trauliche Abende, wenn wir in dem kleinen Eßzimmer in der Glücksstraße unter der Lampe saßen, Manno, Reinhardt und ich. Manno telefonierte — wir haben die Nummer 1756, das

Anfangsjahr des Siebenjährigen Krieges und deshalb leicht zu behalten —: »Reinhardt, kommen Sie, daß wir lachen!«, und dann kam er aus der nahen …straße, gewöhnlich sein Abendbrot, das hauptsächlich aus Obst bestand, und eine Arbeit mitbringend. Busi war zu Bett gebracht, es war still geworden in der Wohnung, und ich hatte nichts mehr zu tun, aber ich war todmüde und glücklich, daß das Arbeitsrad des Tages stillstand. Wenn ich aufstehen wollte, um für Erfrischungen zu sorgen, sagte Manno: »Bleib du nur ruhig, meine Katze, ich mache schon alles!«, ging in die Küche und kam bald mit einem Brett voll Tee, Limonade oder was es sonst noch war zurück. Reinhardt, der neben der Buchhandlung auch einen Verlag hatte, gab damals die »Sexuelle Frage« von Forel heraus, und während wir am Tische saßen und plauderten, korrigierte er die Druckbogen. Wenn irgend etwas besonders Merkwürdiges darin vorkam, zum Beispiel Berichte über Männer, die sich in Zöpfe verliebten und diese den Mädchen auf der Straße abschnitten, oder ähnliche sexuelle Absonderlichkeiten, las uns Reinhardt, selbst staunend, die betreffenden Stellen vor. Ich war geneigt, es nicht zu glauben, er verteidigte die Zuverlässigkeit seines Buches. Forels »Sexuelle Frage« war ein sehr großer [309] Verlegererfolg und war zum Teil wohl mit die Ursache, daß er die Buchhandlung ganz aufgab und sich der verlegerischen Tätigkeit widmete. Reinhardt hatte nicht studiert, aber er war klug, hatte Interesse für alles und ein unübertreffliches Gedächtnis. Er war der ideale Leser, nicht nur weil er gründlich las und unverlierbar behielt, er nahm rein auf wie ein klarer Spiegel, während die meisten Menschen die eigene Meinung in das Buch hineinlesen und nur das aufnehmen, was in ihren Kram paßt. Auch behielt er nicht nur das Gelesene, sondern es war ihm gegenwärtig, wenn er es brauchen konnte, er besaß wirklich Lesefrüchte, die er im geeigneten Augenblick anbieten konnte. Sehr beschlagen war er, als Pfarrersohn, in der Bibel; ich konnte bis zu einem gewissen Grade mit ihm theologisieren.

Zu unserem Bekanntenkreise gehörten ferner der Maler Paul Klug, der Musiker …, Professor Borinski; weitere Freunde waren

außer Marianne Plehn die Schwestern v. Geyso, Frieda und Elisabeth Duensing, seltene Erscheinungen, und die verschiedenen jungen Mädchen, in die Salzer gerade verliebt war, und die er bei uns einführte. Es war mir ziemlich lästig, daß sie an mir hängenblieben, wenn er bereits zu einer anderen übergegangen war. Da sie damals alle unverheiratet waren, gab es sich natürlich, daß sie sich bei uns versammelten. Gewöhnlich kamen alle am Sonntagnachmittag, wenigstens auf ein Stündchen. Außer diesen Freunden hatten wir noch anderen Verkehr, der sich auf Gesellschaften beschränkte; dazu gehörten z. B. Frau Willich, Frau Bruckmann, Pringsheims, Furtwänglers, Pilotys, Jensens. Frau Willich war eine reiche Witwe mit zwei Kindern, einem Sohn und einer Tochter; beide haben nicht geheiratet.

Sie hatte ein schönes Haus in der Gabelsbergerstraße, fast jeden Sonntag zu Mittag Gäste, die glänzend bewirtet wurden. Mein Buch über die Romantik hatte in diesen Kreisen Aufmerksamkeit erregt, und ich wurde sehr freundlich aufgenommen. Wir waren nicht in der Lage, Gesellschaften in diesem Stil zu erwidern, und es machte mir schon Mühe und Kosten, sie zu besuchen. Gewöhnlich fehlten mir im letzten Augenblick noch die richtige Handtasche oder Strümpfe. Ich besuchte sie alle im [310] einzigen Kleid, zu dem mir Emmi Reiff einmal den Stoff geschenkt hatte; es war aus schwerer blaugrüner Seide, kostbar und schick, aber dunkel und mit einem kleinen Ausschnitt versehen, da es für alle Gelegenheiten, große und kleine Gesellschaften, Konzert und Theater passen mußte. Manno litt zuweilen darunter, daß er mir nicht mehr schöne Kleider kaufen konnte; aber wenn wir in der Nacht heimgingen, sagte er nicht selten befriedigt: »Meine Katze war doch die Schönste.« Die Schönste hieß bei ihm die Vornehmste. Das, was mir die Gesellschaften am meisten erschwerte, war, daß Busi jedesmal in Tränen ausbrach, wenn ich abends fortging. Ich konnte sie nicht weinen sehen und riß mich ebenso ungern von ihr los wie sie von uns. Während aller Gesellschaften hatte ich im Grunde die Angst, daß irgend etwas zu Hause sich ereignen möchte. Ich hätte es nicht

ausgehalten, wenn nicht Manno mit Späßen und Neckereien meine gute Laune wiederhergestellt hätte und wenn Margret nicht zu Hause gewesen wäre.

Margret war ein Mädchen, die Lisi Geyso mir besorgt hatte und die zum Glücksbild jener Jahre unzertrennlich gehört. Ja, was hätte ich ohne die Margret angefangen! Sie war aus der Oberpfalz, ein tätiger, zuverlässiger, redlicher, gutgearteter Mensch. Sie war das Stück Gold, das man als Fundament in der Kasse hat. Sie hatte ein liebes, freundliches Gesicht, prächtige Zähne; wenn sie lachte, war sie reizend. Ihr einziger Fehler war, daß sie, als sie zu uns kam, schon verlobt war und bald heiraten wollte. Als es soweit war, hatten wir uns schon so aneinander angeschlossen, daß sie trotzdem wenigstens am Tage bei uns blieb. Abends ging sie vor dem Nachtessen fort, das ich selbst zubereitete. Morgens kam sie so früh wie möglich; und wenn wir auf Gesellschaft gingen, blieb sie in unserer Wohnung, bis wir zurückkamen. Ihr Mann war Österreicher und hieß Albert Liedoll. Er war einige Jahre jünger als sie, sie war ihm an Intelligenz und Charakter wohl überlegen; aber auch er war gutgeartet und sehr angenehm im Umgang. Busi hing an beiden; man konnte sie ihnen wie Pflegeeltern überlassen. Busi war bei ihnen glücklich; nur diese beiden konnten vorübergehend Manno und mich ersetzen. Margret und Albert waren ein glückliches Paar; ich kann sie mir nicht [311] miteinander streitend vorstellen; daß sie keine Kinder bekamen, war wohl traurig, aber das ermöglichte ihr doch auch, in leidlich auskömmlichen Verhältnissen zu bleiben.

Zwei neue Freunde dieser Jahre habe ich noch nicht erwähnt: die Scheve und Karl Wolfskehl. Die Baronin Sophie Scheve war eine Mecklenburgerin und eine sehr begabte Malerin, Schülerin von Gebhardt. Ich lernte sie bei einem Tee im Pringsheimischen Hause kennen. Sie betrachtete mich zuerst unwillig, beinah feindlich; dann, als sie hörte, wer ich war, kam sie mir mit stürmischer Freundlichkeit entgegen. Sie war mehr als zehn Jahre älter als ich und war früh weiß geworden; das reiche, schneeweiße Haar stand ihrem blühenden Gesicht schön, machte, daß sie älter erschien, als

sie war. Die Scheve war das, was man eine Natur nennt: urwüchsig, originell, mehr phantasievoll als klug, ganz ausgelebt, humorvoll und witzig, in ganz charakteristisch eigenem Stil und im eigenen Geiste lebend. Menschenfurcht oder Konvention kannte sie nicht, obschon sie, wenn sie wollte, als große Dame auftreten konnte. Sie stand in freundschaftlichen Beziehungen zu der alten Herzogin v. Mecklenburg. Die Scheve hatte eine hübsche Wohnung von der älteren Art in der Rottmannstraße, mit überraschenden Gängen und Winkeln, eingerichtet mit Möbeln, die alt und kostbar, aber zum Teil sehr verschlissen waren. Das Ganze machte einen höchst behaglichen und vornehmen Eindruck, wenn es auch sehr unordentlich war. In dem Raum malte sie mich in einer gelben Sammetbluse, die ihr gehörte, den Kopf auf die Seite geneigt, unzählige Zigaretten rauchend. Sie hat dieses Porträt immer für eines ihrer besten gehalten. Für gewöhnlich trug Schevchen alte abgegriffene Kleider und, wenn sie malte, einen schmutzigen Malerkittel darüber; auch an den besseren war häufig irgend etwas defekt und bedurfte der Ausbesserung. Es war ihr wohl im Schlampigen. Nur zuweilen trat sie in großem Stil auf und wirkte dann imponierend. Sie trug dann schöne altsilberne lose Ohrringe, was damals noch nicht Mode war; es gefiel mir so gut, daß ich es nachmachte. Ich hatte schöne saftiggelbe Bernsteintropfen, die Manno und ich einmal bei einem Althändler gekauft hatten. Das Gedächtnis funktioniert wunderlich: diesen Althändler [312] nebst seinem Sohne sehe ich noch deutlich vor mir, obwohl ihr Laden in einer entlegenen Gegend war, wir infolgedessen nie wieder hinkamen; ich habe ihn nur zuweilen auf der Dult wiedergesehen. Der Alte ist längst gestorben, der Sohn nun wohl auch schon.

Wolfskehl war der Mittelpunkt der sogenannten Schwabinger. Da er von Haus aus reich war, brauchte er keinen Beruf zu haben; es war sein Beruf, Menschen anzuziehen, untereinander zu verbinden, anzuregen, zu beeinflussen, und er tat das in schönster Weise. Er wirkte durch das gesprochene Wort und durch seine Persönlichkeit. Gewisse Wunderlichkeiten — seine durch das

Suchen nach dem geeigneten Wort meistens stotternde Sprache, seine an Blindheit grenzende Kurzsichtigkeit die ihn nötigte, jeden Gegenstand, den er deutlich sehen wollte, dicht vor Augen zu halten, die Gewohnheit, während der Unterhaltung mit großen Schritten durchs Zimmer zu gehen, seine Begeisterung für Frauen und Mädchen, die er alle beglückend schön fand, obwohl oder vielleicht weil er sie nur undeutlich sah, da er sie ja nicht dicht vor Augen halten konnte — alles das drängte dazu, ihn zu einer auffallenden und interessierenden Erscheinung zu machen. Damals hielt er es gewiß für die Bestimmung und Würde seines Lebens, der Priester und Verkünder des Halbgottes George zu sein. Die um George pflegten sich bei ihm zu versammeln. Wenn George in München war, wohnte er bei ihm und wurde von ihm und seiner Frau wie ein Unsterblicher behandelt, der sich für Stunden zu den Sterblichen herabläßt. Ich sah, wie es nicht anders sein konnte, wie schön einige Gedichte von George waren, ebenso Manno. Seine lebhafte Empfindung für Poesie bezog sich auch auf die deutsche Sprache; er sprach sie niemals ganz korrekt, aber das Geheimnis der Sprache hatte er erfaßt, er konnte Humor und Witz und Gefühl in ihr zum Ausdruck bringen und jede ergreifende Wendung eines Dichters verstehen. Manche von den schönsten Versen Georges wußte er auswendig; aber unsere Bewunderung einzelner seiner Gedichte bewog uns nicht, die in Wolfskehlscher Weise geübte Vergötterung mitzumachen. Mich berührte die Individualität Georges, wie sie sich in seinen Dichtungen kundgab, nicht an[313]ziehend, eher unangenehm, die Feierlichkeit seines Auftretens, die nur durch seinen Mangel an Humor zu erklären war, hätte es uns unmöglich gemacht, mit ihm in nähere Beziehung zu treten. Wir merkten mit der Zeit, daß er, wie er zwei Schriften hatte, eine für den persönlichen Gebrauch, wenn er an die Familie schrieb, und eine künstliche, die aussah, als solle sie in Stein gemeißelt oder in Erz gegraben werden, so hatte er auch zwei Arten des Auftretens: eine als der Sohn des Bingener Weinbauern und eine als der Meister und Schöpfer, ein die deutsche Kultur

Kennzeichnender. Schon diese Absicht, dem deutschen Volke durch einen so einseitigen Ästhetizismus Kultur geben zu wollen, machte ihn für mein Urteil absurd und beinahe komisch, nicht zu reden von dem Witz und Hohn, den Manno über dieses aufgebauschte Treiben ausgießen konnte. Trotzdem hatten wir Wolfskehl sehr gern, wie auch er uns gern hatte. Auch Wolfskehl lebte in zwei Welten, aber die ihm angeborene war uns sympathischer oder verständlicher als die Georges uns gewesen wäre, und die künstliche, Georgesche nahm er nicht ganz so ernst, wie George es tat. Er war nicht nur witzig, sondern er hatte auch Humor, und er ließ verschieden geartete Menschen gelten. Wenn Manno Späße über George oder über die um George machte, wand sich Wolfskehl wohl ein wenig, aber lachte doch schließlich mit und war Manno nie böse, empfing er doch auch die Gräfin Reventlow mit Freuden, die sich zu George ungefähr so stellte wie wir. Ich erinnere mich an einen Vorfall: wie zu der Zeit, als eine ernstliche Spaltung innerhalb des Kreises eingetreten war, Wolfskehl einmal in großer Aufregung und Schmerz zu uns kam, weil er fürchtete, wie er sagte, die Gegner würden ihn in der Nacht — es war, glaube ich, Johannistag, wo die Feuer angezündet werden — überfallen und abschlachten, um mit seinem Blut irgendeinen Zauber aufzuführen. Unser Erstaunen endete in einem nicht enden wollenden Gelächter. Wolfskehl stimmte, halb wider Willen, ein wenig ein; aber er hatte doch nicht nur mit uns eine Komödie gespielt oder einen Spaß gemacht; vielleicht hätte er selbst nicht sagen können, wie weit es ihm wirklich ernst war.

Ich verlor Wolfskehl gegenüber nie ein gewisses Gefühl der [314] Fremdheit, was wohl mit der ihm so wichtigen wie unheimischen George-Konstruktion zusammenhing; aber ich freute mich immer, wenn er zu uns kam; wir konnten immer sicher sein, aus seinem Gespräch irgendeinen Gewinn zu ziehen, eine Belehrung oder eine Anregung. Verkehr in seinem Hause schätzte ich weniger; da war immer ein Haufen sehr grünschnäbliger, sich etwas Bedeutendes und Weihevolles zuflüsternder Georgianer, die ich nicht so wichtig

nehmen konnte, wie sie genommen zu sein wünschten. Eine sehr noble Eigenschaft Wolfskehls war seine Loyalität. Er sprach nie abschätzig über einen, der bei ihm verkehrte, geschweige denn über einen Freund. Auch wenn es sich, wie später verschiedentlich der Fall war, um einen treulosen Freund handelte, kam nie ein gegen diesen gerichtetes Wort über seine Lippen. Manno war darin ganz von ihm verschieden. Es gab sicher keinen Menschen, über den Manno nicht gelegentlich einmal giftige und gehässige Äußerungen getan hätte; auch das Geliebteste verschonte er dann nicht, ja dieses vielleicht am wenigsten. Ich glaube, daß sein Vater und ich die von ihm geliebtesten gewesen sind; aber auch über ihn hat er früher gelegentlich Bösartiges, Feindseliges gesagt, wie er es mir auch selbst sagte. Er kam mir dann vor wie eine Wespe, die langsam kreisend an den Punkt fliegt, wo ihr Stich am sichersten sitzen wird. So suchte er das Wort, das am schmerzlichsten verwunden konnte. Dies hing mit krankhaften psychischen Vorgängen zusammen, die zu erklären wohl niemals möglich sein wird; sie wurden bei Manno gewöhnlich zu einem vulkanischen Ausbruch, bei dem er im Grunde der willenlos Hingerissene war. Meistens gab Eifersucht den Anlaß, nicht auf Gegenwärtiges, sondern auf Vergangenes, oder meine leidenschaftliche Liebe zu Busi, an der er für gewöhnlich seine Freude hatte, die ihn aber manchmal zum Zorn reizte. Einem solchen Anfall gegenüber war ich im Augenblick selbst erzürnt; aber wenn er vorübergebraust war, war ich beschämt. Ich sah dann ein, wodurch ich ihn gereizt haben konnte, und daß auch die peinigende Kälte, die ich seiner peinigenden Hitzigkeit entgegensetzte, geeignet war, ihn noch mehr zu erbittern. Was bedeuteten solche Angriffe oder solche Schmähun[315]gen, ja solcher Vorrat böser Worte, die er mir gegenüber äußerte, gegenüber dem unerschöpflichen Strom von Liebe und Hilfsbereitschaft, der immer und immer von ihm ausging, gegenüber der freundlichen Wärme, mit der er alle Leidenden und Hilfsbedürftigen umfaßte und die auch mich so sicher machte. War es zu verwundern, wenn diese segensreiche Flut auf einmal zornerfüllt wieder zurückbrandete? Wie ärmlich und kalt kam ich

mir vor, wenn ich mir das schöne Feuer des Geistes vergegenwärtige, das sich immer kundgab, in seiner klangvoll scherzenden Stimme, in jeder Bewegung seiner kunstfertigen braunen Hände, in dem fast anmutigen Lächeln seines kindlichen Mundes. Durfte man sich beklagen, wenn die Sonne auf einmal stach und brannte?

»E' un originale« sagt der Italiener. Salzer nannte ihn den Paradiesapfel und meinte damit, daß er so fremdartig wunderbar sei und in allen Farben schillere. Alle nannten ihn Manno, die Männer und die Frauen. Es gab damals ziemlich viel Italiener in München, die er bald alle kannte. Die Italiener kannten sich fast alle untereinander und pflegten im Café Luitpold nach Tisch den Kaffee zu trinken. Da wir anfangs im Luitpoldblock wohnten, machte es sich natürlich, daß Manno sich zu dieser Tafelrunde gesellte, wo es immer sehr lustig zuging. Die Italiener haben eine von der unsrigen verschiedene Art des freundschaftlichen Verkehrs, es bleibt etwas Jungenhaftes darin. Es sollte zum Beispiel irgendeiner aus diesem Kreise geneckt und hinters Licht geführt werden, und zu diesem Zweck wurden Briefe geschrieben, Päckchen gebracht, kurz, umständliche Anstalten in Szene gesetzt. Wenn dann der Betreffende wirklich in das gelegte Garn ging und ausgelacht werden konnte, war das Vergnügen groß. Ich war so unliebenswürdig und gedankenlos, mich über diesen Verkehr zu ärgern, weil Manno darüber manchmal vergaß, daß er Patienten bestellt hatte, und ich dann ungeduldig wurde und ihn selbst holen mußte. Es war mir später selbst unbegreiflich, daß ich nie daran dachte, wie sehr Manno, der doch in der Fremde war, den Umgang mit Landsleuten vermissen mußte. Die Hauptsache war, daß ich selbst nicht gut genug Italienisch sprach, um an diesem Verkehr richtig teilzunehmen, und daß [316] ich ihn deshalb unwillkürlich ablehnte. Doch sahen wir einige Italiener häufig, hauptsächlich einen Landsmann Mannos mit Namen Zamboni, in venezianischem Dialekt Zambon. Er war Germanist und sprach Deutsch, ganz anders als Manno, korrekt, aber sehr langsam, die Worte sorglich wählend.

Wie nicht selten Italiener, hatte er ein Verhältnis mit einer Münchnerin angesponnen, aus dem ein Sohn hervorging, den er Cesare nannte. Die Beziehung war, wenn ich nicht irre, der Grund, warum er lange in München blieb. Eine Rede, die er gern in prachtvollen italienischen Wendungen ausführte, war, daß die Deutschen noch, in Sümpfen, Wäldern hausend, Barbaren gewesen wären, als sie, die Italiener, schon Wunder der Kultur hervorgebracht hätten. Überhaupt liebte er eine bombastische Ausdrucksweise. Er hatte viel Humor und trug viel zu der Hochstimmung der damaligen Zeit bei. Er ist verhältnismäßig früh in seiner venezianischen Heimat gestorben. Ich erinnere mich eines leuchtenden Herbsttages, den wir in Grünwald zubrachten, als er und Reinhardt einen Wettlauf mit bloßen Füßen über die Stoppelfelder anstellten. Manno und ich sahen lachend zu. Mehrere Jahre später waren Manno, Busi und ich wieder einmal an einem Herbsttag mit Reinhardt zusammen in Grünwald. Unversehens schlich der Abend über die Spitzen der Tannen am Horizont, und Manno und ich nahmen, um schneller heimzukommen, einen kleinen offenen Wagen, der uns gerade zur Verfügung stand. Wir winkten dem zurückbleibenden Reinhardt und fuhren gemächlich durch den dämmernden Wald der Stadt zu. Es ging mir durch den Sinn: wenn eines von uns stürbe, müßten die beiden anderen ihm folgen. Wir drei sind eins. Es war noch kein Jahr vergangen, da waren wir getrennt.

Als kleines Kind hatte Busi Mima statt Mama und Pepa anstatt Papa gesagt; den ersten Namen hat sie ihr Leben lang beibehalten; aber sie fing schon sehr früh an, ihren Vater mit dem Vornamen Manno zu nennen. Jedermann sagte Manno, alle Freunde und Freundinnen, sie hörte es, und so ergab es sich natürlich, ohne daß ein Mangel an Respekt sich darin ausgedrückt hätte. Ihre Liebe zu ihm war so groß, daß alle Gefühle, auch der Respekt, darin inbegriffen waren; übrigens lag [317] es ihr niemals, respektlos zu sein. Zuweilen war sie böse auf ihn; wenn er etwa einmal stark mit ihr gescholten hatte, dann sagte sie grollend zu mir: »Warum hast

du einen wilden Italiener geheiratet!« Aber das waren nur schnell vorübergehende Störungen. Sehr bald mischte sich in ihre Liebe eine Schwingung von Mütterlichkeit. Sie mag damals vier Jahre alt gewesen sein, als wir, wenn wir untereinander von ihm sprachen, unser Mannochen sagten. Es kam ganz von selbst als das Selbstverständliche. Wenn im Gegenteil Manno und sie untereinander von mir sprachen, so waren sie die Draufgänger, die Schelme, die ihre Streiche an der Gestrengen, Ordnungsliebenden heimlich ausführten. Einer mußte ja im Hause auf Ordnung und Regel halten, und es war nun so, daß ich das sein mußte. Sie beide hatten kein besonderes Vergnügen am Gehen — darin ganz italienisch —, sondern zogen es vor zu fahren. Sie unterschieden das billige und das teure Wägeli, das eine war die Elektrische, das zweite die Droschke. Wurde das teure Wägeli genommen, so erhöhte es das Vergnügen, daß ich nichts davon wissen durfte. Manno kannte die Kutscher, die am Odeonplatz ihren Stand hatten, so wie er die Dienstmänner kannte; alle hatten eine lächelnde Vorliebe für ihn, nicht nur weil er gute Trinkgelder gab, sondern auch weil er so menschlich zutraulich und zugleich so originell wunderlich mit ihnen sprach. Die Inhaber von Geschäften pflegte er Meister zu nennen, wie er das italienische padron — paron auf venezianisch — übersetzte. Den Schreiner, den Schuster, den Tapezierer, alle sprach er mit Meister an. Im Umgang mit Leuten aus den unteren Klassen war nie eine Überheblichkeit zu merken, er ging mit allen so um wie mit seinesgleichen, und doch blieb immer eine Distanz, und er selbst wäre sehr überempfindlich gegen Nichteinhaltung der Distanz von seiten anderer gewesen. Viele Menschen, vielleicht die meisten, sind grundsätzlich sehr volksverbunden oder menschenliebend, aber tatsächlich sind sie rauh und stolz oder unfreundlich oder unwohlwollend; bei Manno war es umgekehrt. Er äußerte sich scharf und absprechend über die Menschen, deren häßliche Eigenschaften seinen scharfen, geschwinden Augen nie entgingen, manchmal schüttelte ihn fast der Abscheu; wenn er [318] aber mit den einzelnen in Berührung kam,

war er teilnehmend und eingehend, besonders wenn der Betreffende etwa hilfsbedürftig war. Wenn eine arme und alte Frau als Patientin bei ihm gewesen war, schilderte er hernach den abschreckenden Zustand des ungepflegten Mundes in grellen Farben, so daß sich einem die Haare sträubten. »Und ich habe sie behandelt wie eine Prinzessin«, schloß er. Das war sicherlich nicht übertrieben. Arme alte Frauen pflegte er Mütterchen zu nennen; er machte sie durch liebevolle Art, durch Späße und Neckereien zutraulich, daß sie sich nicht fürchteten, und ersparte ihnen soviel wie möglich an Schmerzen.

In München kamen wir ganz ohne Geldmittel an. Als ich meine Stellung in Bremen aufgab, besaß ich noch etwa 7000 Mark; die hatte ich inzwischen verbraucht, teils um Mannos Schulden zu bezahlen, die er zur Erhaltung seiner Familie hatte machen müssen. Natürlich war nicht zu erwarten, daß Manno sofort verdienen würde; es vergehen meist einige Jahre, bis ein Zahnarzt, der sich fremd in einem Orte niederläßt, so viel zu tun hat, daß die Einnahmen die Ausgaben übersteigen. Dazu kamen noch die erheblichen Kosten für die Einrichtung, ganz abgesehen davon, daß wir doch auch, wie bescheiden immer, leben mußten. Die Grundlage unserer Unternehmung bildeten 4000 Mark, die meine Freundin Marie Baum gerade damals von irgendeiner Tante geerbt hatte und die sie uns zur Verfügung stellte. Wir konnten es wagen, diese Schuld auf uns zu nehmen, weil wir eine Sicherheit hatten, mit der es folgendermaßen zusammenhing: Die früh verstorbene Mutter meines Mannes hatte einen wohlhabenden Onkel gehabt, der den drei Kindern seiner Nichte eine Summe vermachte — ich erinnere mich nicht, ob es 25000 oder 50 000 Mark waren, mit der Beschränkung, daß das Geld 25 Jahre lang auf Zinsen liegen sollte, damit es, wenn die Kinder erwachsen seien, zu einer ansehnlichen Summe herangewachsen wäre. Diese seine Absicht erfüllte sich nicht; denn der unglückliche Ceconi, der nie zu solidem Erwerb kam, verbrauchte die Zinsen, was offenbar, wenn die Erben, seine Kinder, einwilligten, möglich war. Die Kinder brachten bereitwillig

jedes Opfer für diesen Vater und grollten ihm nicht im mindesten, daß er ihre Zukunfts[319]aussichten so sehr verschlechterte, und waren auch einverstanden, daß er auf die zu erwartende Hauptsumme Schulden machte. Im Jahre 1902, wenn ich nicht irre, war der Termin, wo die Auszahlung des Erbes erfolgen sollte, und wenn es auch verringert war, so mußte doch so viel auf Manno fallen, daß wir meiner Freundin die geliehenen 4000 Mark zurückgeben konnten. Kurz vorher brach die Leipziger Bank zusammen, auf der das Geld angelegt war, glücklicherweise nicht die ganze Summe. Der Teil, der an einer anderen Bank untergebracht war, genügte gerade, um die von Mannos Vater gemachten Schulden zu bezahlen; für die Kinder blieb nichts übrig. Dies traf uns sehr hart, wenn auch meine Freundin großartig darüber hinwegging. Sie beantwortete meine Mitteilung auf einer Karte und streifte sie nur mit den flüchtigen Worten: »Rege dich doch nicht auf über das dumme Geld«, welch letztere Worte sie mit griechischen Worten geschrieben hatte, da ihr wohl plötzlich eingefallen war, daß man auf einer Karte solche Dinge nicht behandeln sollte. Es war damals mitten im Sommer, heiße Tage; ich war mit Busi in Grünwald. Das Haus, in dem wir wohnten, war sehr einfach; es gab kein Wasserklosett, sondern einen Abtritt, wie sie auf dem Land noch üblich waren. Gerade an diesem Tag begab es sich, daß von unten herauf in großen Mengen ein kleines schleimiges Ungeziefer kroch, halb Wurm, halb Schnecke, die auf dem Sitz herumschlichen. Ich war von Ekel wie gelähmt. Mir war zumute, da es grad an dem Tage war, wo der Bankkrach bekannt wurde, durch den der Verlust des erwarteten Geldes drohte, als wären Risse in die hübsche glatte Oberfläche des Lebens gekommen und ich sähe mit Schaudern in das Innere, das Eigentliche, voll Gewürm und Abscheulichkeit. Manno kam meiner Verzweiflung sofort zu Hilfe. »Sei nur ruhig, meine Katze, ich mache schon alles.« Er bestellte sofort beim Schreiner ein Ding, das man, wie es scheint, eine Brille nennt, setzte es durch, daß sie in größter Eile angefertigt wurde, und brachte sie mir per Rad. Auf diese Art konnte ich den

Ort, wenn auch nicht ganz ohne Ekel, benutzen.

Das Haus war sehr simpel, vier Wände um die Zimmer herum und ein häßliches Blechdach darüber, und die Land[320]schaft war schlicht, ohne auffallende Besonderheiten. Aber wir waren wie in einer glücklichen Insel im Weltall schwebend, umgrenzt von den schwarzen Zackenlinien der Tannenwälder, überwölbt von einem lichtblauen Himmel und reiner Hochlandschaft. Im Frühling blühten im Garten Kirschbäume, Apfel- und dann Birnbäume, es bauschte sich wolkig weiß in den Zweigen, ein Duftgewebe, das die Welt überirdisch verzauberte. Es entrückte das Leben und meine Seele aus der Wirklichkeit, ich empfand zuweilen nichts als das beglückende Stillestehn der Zeit. Wenn es Sonntag war und Manno den ganzen Tag bei uns verbrachte, machte er sich wohl im Garten zu tun. Einmal verfertigte er eine Bank — »eine Panke«, wie er sagte, und stellte sie oben auf der Höhe des Abhangs auf, an dessen Fuß das Haus lag. Inzwischen gingen die Leute in Grünwald zur Kirche, die Glocken läuteten; die Kirche lag unserem Haus gegenüber. Am Nachmittag kam meistens viel Besuch, Salzer und Reinhardt und Marianne und auch Lisi Geyso, Borinski und fernerstehende Bekannte, junge Mädchen und junge Männer. Manno kochte den Kaffee, teils weil er glaubte, es besser zu verstehen als ich, teils aus Gefälligkeit, und trug Tassen und Teller auf meinem riesigen Tablett zu dem Bänkchen hinauf, wo wir nahe einem einzeln stehenden Baum lagerten. Diesen Baum, der die Grenze zum Garten abzeichnet, hatte Schuler nach einem Bild den runden Baum genannt und ihm geisterhafte Kräfte zugeschrieben. Die Scheve hat ihn gemalt. Da Busi immer dabei war und ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse hatte, die mit den unsrigen nicht immer übereinstimmten, gab es manchmal Schwierigkeiten; auf Spaziergängen mußte sie zuweilen getragen oder im Wagen geschoben werden. Reinhardt pflegte gelegentlich ein französisches Lied zu singen, das ungefähr lautete: »Quand on a travaillé — six jours de la semaine — on est rudement content — de se donner de plaisir.« Die letzte Zeile war wohl etwas anders, und allgemeines

Gelächter verschluckte sie gewöhnlich.

Wenn wir allein, Manno und ich, einen Spaziergang machten, nach dem Forsthaus oder zum Kloster …, nahmen wir Busi im Wagen mit, den Manno schob; denn der Weg ging ziemlich ungepflegt über Geröll und Gestrüpp, so daß es ziemlich an[321]strengend war. Damals waren, im Freien zu tragen, leinene Schlapphüte Mode. Busi hatte einen roten, Manno einen grünen, der ihm sehr gut stand: einer seiner italienischen Freunde photographierte ihn einmal mit diesem Hut, wie er gerade den Kinderwagen schob; leider besitze ich das Bildchen nicht. Am Sonntagabend ging oder fuhr alles fort, auch Manno, da er am Montagmorgen früh wieder zu arbeiten anfing. Er, aber auch Reinhardt und Salzer blieben oft bis zu später Stunde; ich sah ihnen nach, wenn sie mit den Rädern bald in der Landschaft untertauchten und die Lust des Sonntags mitnahmen. Die Bewirtung war außerordentlich einfach. Mittags aßen wir in der ganz nahe gelegenen Wirtschaft, wo es Rindfleisch, Kalbsnierenbraten und sonntags zuweilen Gänsebraten gab, als Zuspeise Kartoffelsalat. Die ungeheuer dicken Wirtsleute hatten ein zartes epileptisches Töchterchen.

Das Mittagessen mit Gänsebraten war sehr luxuriös, und es kostete, wenn ich mich erinnere, mindestens eine Mark; aber der eine oder der andere entschloß sich doch dazu.

Abends gab es Eier, die ich im Dorf billig bekommen konnte. Einmal, als wir in einem größeren Trupp einen Spaziergang machten, erklärte Busi plötzlich, nicht weiter gehen zu wollen. Es gab eine Stockung und Auseinandersetzung, bei welcher Manno ihr einen leichten Schlag versetzte und sie ein wenig schüttelte, vielleicht entfuhr ihm ein italienischer Fluch. Vorübergehende Spaziergänger sahen das voll Entrüstung und drohten Manno, ihn wegen Kindesmißhandlung anzuzeigen. Diese Beschuldigung eines so zärtlichen und so geliebten Vaters belustigte uns sehr; es war eine von Reinhardts Lieblingsgeschichten, die er noch lange zu erzählen pflegte.

Unter Mannos italienischen Freunden war ein Graf Firmian, ein großer, schlanker, blonder Mann, der gut anzusehen, mit dem aber sonst nicht viel anzufangen war; wie so viele andere in München malte er. Von diesem übernahm Manno eines Tages ein Äffchen, das er aus irgendeinem Grunde nicht mehr in seinem Atelier behalten konnte oder wollte. Wenn man vom Höllriegelskreuth her zu unserem Haus gehen wollte, führte der kürzeste Weg im Spätsommer und Herbst über ein Stoppelfeld, das man im Frühling und Sommer, solange es bewachsen [322] war, natürlich umgehen mußte. Über dieses Stoppelfeld sah ich Manno an einem Nachmittag kommen, ein Wesen an der Hand führend, zu dem er sich tief hinunterbeugen mußte. Der Größe nach mußte es ein Kind sein, und doch war es augenscheinlich kein Kind. Es war das Äffchen, eine allerliebste Meerkatze, die meine Menagerie vermehren sollte. Damals war aus dem Selzleschen Haus bereits Casa Ceconi geworden. Nach dem Tod der alten Selzle kaufte mein Freund Reiff das Haus und vermietete es uns, später, da es mir schwer wurde, die Miete zu bezahlen, schenkte er es mir. Ehe wir es bezogen, wurde durch einen uns bekannten österreichischen Architekten eine Veranda angebaut. Damals ereignete sich ein anderer von den Vorfällen, die mein Gewissen immer belastet haben. Im oberen Stockwerk des Hauses wohnte eine alte Frau mit einem Enkel, der Xaver hieß, einem häßlichen und nicht grad sympathischen Bürschchen, das mir aber doch als Waise leid tat. Die alte Frau mochte ihn gern leiden. Sie war damals krank, und ihr dringender Wunsch war, sie in ihrem Zimmer bis zu ihrem Tode bleiben zu lassen. Erst gingen wir darauf ein, aber schließlich wollten wir gern das fertige Haus bewohnen und konnten nicht auf den Tod der alten Frau warten, die sich ja wieder erholen konnte. Es wurde uns nicht leicht, den Entschluß zu fassen, jedenfalls verlangten wir endlich, daß sie ausziehe. Bald darauf starb sie. Nachher fragte ich mich oft, wie es möglich war, daß Manno und ich etwas so Grausames taten. Es lassen sich Entschuldigungsgründe finden, aber sie haben mein Gewissen nie entlastet; es war ein

Zeichen des Unheils über unserem Einzug in das Haus. Die Begebenheiten des Tages führten damals darüber hinweg. Es war Sommer, der Hollunder blühte, und dann kamen bunte Sommerastern und kamen die Malven. Da wir nun Haus und Garten und Stall für uns hatten, konnte ich meiner Leidenschaft für Tiere frönen. Zuerst hatte ich Meerschweinchen, Hasen, einen Raben und ein Eichhörnchen; aber das Eichhörnchen fiel in eine Kalkgrube, die während des Baues angelegt wurde, und endete kläglich; auch mit dem Raben nahm es kein gutes Ende. Auch Hunde und Katzen hatte ich mehrere im Laufe der Zeit. Zur Zeit des Äffchens hatten wir, soweit ich mich erinnere, niemand [323] außer Hasen. Ich gewann das Äffchen sehr bald lieb wie ein Kind, es war zutraulich, saß gern auf meinem Schoß und betrachtete mich verständnisvoll mit seinen hurtigen Augen. Es war ihm nicht zu trauen; aber bürgerliche Tugend hätte ich von solchem Urwaldsvolk auch nicht erwartet. Wenn man nicht gerade mit ihm spielte, wurde das Äffchen an eine leichte Kette angebunden, und eines Tages zerriß diese Kette. Mit der Freiheit brach sofort die angeborene Wildheit los; es kletterte in den Baum, sprang mit großer Behendigkeit hierhin und dorthin, blieb zwar im Garten und nahm auch das Essen, das wir ihm hinsetzten, ließ sich aber nicht fangen. Da die Wildheit augenscheinlich zunahm, wuchs unsere Sorge, es möchte die vorübergehenden Bauernkinder anfallen und beißen; denn Kinder mochte es durchaus nicht leiden. Die Beratung mit unseren Freunden führte zu dem Beschluß, das Äffchen müsse erschossen werden; ein anderer Ausweg schien nicht möglich. Zu diesem Unternehmen verpflichteten wir den Postmeister von Grünwald, welcher zugleich Jäger war, ein dicker, gemütlicher Mann mit großem Bart. Nachdem er im Eifer zuerst einen wollenen Elefanten mit rosa Ohren erschießen wollte, der Busi gehörte, traf er wirklich das Äffchen zu Tode, da ich in den Ästen des Baumes seufzend ein Aushauchen zu hören glaubte. Ich ließ das Äffchen ausstopfen und habe es lange Jahre in meinem Zimmer stehen gehabt. Das ereignete sich gegen das Ende unseres Grünwalder Lebens.

Als ein Ersatz des Äffchens kann ich den Papageien betrachten, der der Scheve gehörte und den sie uns brachte, als sie zeitweise draußen bei uns wohnte, und den sie uns ließ, als sie nach Italien reiste. Es war ein grauer Papagei, der sprechen konnte und ausgesprochene Zuneigungen und Abneigungen hatte. Sehr gut verstand er sich mit Margret, die ihn verpflegte. Seit er das Haus bewohnte, waren Margret und Albert zu uns gezogen; denn ich mußte arbeiten und hätte Haus und Küche unmöglich allein bewirtschaften können. Margret war ihrem Manne an Klugheit und Temperament weit überlegen, aber er war lieb und angenehm, und seine Gemächlichkeit hatte etwas Wohltuendes. Wenn ein starkes Gewitter war, konnte Busi nur durch Alberts Gegenwart beschwichtigt werden. Er [324] wußte nicht etwa besondere Gründe, um ihre Furcht auszureden, er mußte nur dasein. Da Albert und Margret keine Kinder hatten, betrachteten sie Busi fast wie ein eigenes. Bei ihnen war sie so gut aufgehoben wie bei Manno und mir.

Eine Zeitlang hatten wir einen großen Hund, ich glaube einen Leonberger; er war schön wie ein Löwe, aber sehr feige. Wenn er Busi zur Schule begleitete, war es ein allerliebster Anblick: das kleine Geschöpf in scharlachroter Schürze, hohen Stiefeln und bernsteingelben Locken und daneben der große löwengelbe Hund. Die hohen Stiefel hatte Manno angesichts der oft dreckigen Grünwalder Wege für Busi machen lassen. Die Mittagsstunde wurde in Grünwald durch einen Böllerschuß verkündet. Ertönte dieser, wenn der Hund grad mit Busi aus der Schule kam, vergaß er vor Schrecken seine Wächterpflicht und lief in großen Sprüngen davon.

Das Schulhaus lag nicht weit von uns, es waren etwa fünf Minuten zu gehen. Der Lehrer war ein gutherziger, freundlicher Mann, den ich gern leiden mochte. Dagegen war der katholische Pfarrer, der den Religionsunterricht gab, ein junger Mann, eher roh. Es machte Busi einen furchtbaren Eindruck, als sie mit ansehen mußte, wie er die Kinder schlug. Sie war aber eine zu gesellige Natur, als daß sie nicht doch gern zur Schule gegangen wäre. Eine

unerwünschte Folge des Schulbesuches war, daß Busi Läuse bekam; ich wäre in großer Verlegenheit gewesen, wenn nicht Manno die Sache in die Hand genommen und das Übel durch sachgemäße Behandlung entfernt hätte. Als ich zum Lehrer ging und ihm mein Leid klagte, sagte er, natürlich könne er Busi auf eine besondere Bank setzen, aber die Läuse würden den Weg dahin auch finden. Ich mußte es also darauf ankommen lassen. Margret half dem Schulunterricht wirksam nach, indem sie Busi Aufsätze machen ließ, zum Beispiel über die Kuh, über das Schaf und dergleichen. Sie fingen gewöhnlich an: »Die Kuh, bzw. das Schaf ist ein nützliches Haustier.« Einmal gab es das Thema: »Die Dult, der Münchener Jahrmarkt«; da fing Busi an: »Die Dult ist ein nützliches Haustier.« Mit dem Rechnen hatte ich erfolgreich vorgearbeitet. Anstatt mit ihr etwas anderes zu spielen, hatte ich des Morgens im Bett angefangen, ihr das Einmaleins bei[325]zubringen. Es war gewissermaßen ein neues Spiel und glückte ausgezeichnet.

Der Lehrer von Grünwald hatte schon erwachsene Söhne, als seine Frau ihm noch einen Nachkömmling, ein kleines Mädchen, schenkte. Die Eltern waren hoch beglückt, ein neues Leben fing für sie an, dessen Mittelpunkt das Kind war. Es mochte zwei oder drei Jahre alt sein, als es durch einen Unglücksfall starb; ich glaube, es fiel bei der Wäsche in einen Zuber mit heißem Wasser. Der arme Vater hat es nicht lange überlebt.

Wenn der Sonntagstrubel vorüber war und alle wieder in die Stadt gefahren oder geradelt waren, und auch wenn Manno allein dagewesen war und mich wieder verlassen hatte, überkam mich zuweilen eine unbeschreibliche Schwermut. Ich stand dann wohl am Fenster und sah in die stille Dämmerung, wo die Umrisse der Bäume im Dunst des fernen Waldes sich auflösten. Über das ganze Leben breitete sich trostlose Einsamkeit und Sterbensmüdigkeit aus. An feuchttrüben Sommerabenden kann ich mir die Stimmung, die mich damals zuweilen befiel, jetzt noch vergegenwärtigen.

Ich bin niemals in der Nähe eines Vulkans gewesen, aber ich kann mir doch vorstellen, daß aus dem gefährlichen Schlund

zuweilen eine Rauchsäule aufsteigt und zuweilen Flammen schlagen und am Tage ein dumpfes Rollen hörbar wird und dann ein grauenvoller Ausbruch erfolgt, und daß glühende Lava sich mörderisch ergießt. Und nachher ist es wieder still, und es blüht ein Leben auf in der Runde. So etwa ist es in meinem Leben und in mir gewesen. Blinde Leidenschaften haben zerstört, Flammen haben geleuchtet, und dann sind sie wieder erloschen, und der Abgrund, aus dem sie hervorbrachen, hat sie wieder eingesogen. Die feurigen Zungen, die schrecklichen Narben zogen sich durch mein Leben, bald sichtbar, bald verschwunden, überwunden von unerschöpflichem Leben am Rande des Vulkans. Seit ich Manno kenne, lernte ich diese Nachbarschaft nicht ganz, aber doch fast vergessen. Die Tage in München und Grünwald kann ich als eine Zeit von Sonne der Jugend durchstrahlten Glücks betrachten und das unterirdische Rollen vergessen, das ich hie und da spürte, und die [326] Flammen, die zuweilen aufzuckten. Not und erloschene Glut, alte ungebüßte Schuld, alte schmerzende Narben.

Wie war es möglich, daß unser blühendes Atlantis untergehen konnte?

Wie oft habe ich an das Gedicht von Gottfried Keller gedacht: Ich kenn dich, o Unglück, ganz und gar …«

Das erste Glied der Kette von dieser Schuld hervorwachsen zu sehen, zu sehen, wie sich immer neue Glieder daran schließen und die Kette sich mir anhängt und zu einer Schlinge wird, durch die man zu ersticken glaubte — das verursacht selbst dem Befriedigung — vielleicht gerade dem —, der ihr Urheber und das Opfer ist. Ich glaube, daß auf dem Hintergrund dieser schwarzen Wolke die glückliche Gegenwart meines Daseins so überaus herrlich strahlte. Einmal fiel aber doch ein Blitz aus der Wolke und zerriß den heiligen Bund, verwüstete den Garten mit den rosigen Frühlingsblumen, verschüttete die rauschende Lebensquelle: Nicht mehr Mannos warme Stimme, nicht mehr Busis lachende Augen. Eines Nachmittags, während ich und Busi noch in Grünwald wohnten, kam Manno, um mich zu fragen, ob ich mich nicht

entschließen könnte, bei ihm zu bleiben. Ich glaubte, fest bleiben zu müssen, und sagte nein, obwohl sein Anblick mir das Herz zerriß. Er sah grau und traurig aus; den Hut tief in die Stirn gezogen, verließ er mich. Ich sah ihn über das Stoppelfeld zur Bahn gehen, über das er vielleicht ein Jahr vorher mit dem Äffchen an der Hand so fröhlich gekommen. Das sind die zwei Bilder, die sich in mein Gedächtnis einbrannten und nie verwischen. Es blutet wie eine Wunde, die sich nicht schließen will, ein dauerndes, nagendes Brennen.

Wenn ich einem Priester diese Dinge, die mich folterten, gebeichtet hätte, und er mich absolviert hätte, so hätte diese Wunde, glaube ich, sich doch nicht geschlossen.

Ich fühle sie noch, obwohl das Leben mich nach langer Zeit freigesprochen hat. Später ereignete sich noch ein kleiner, eigentlich belangloser Vorfall, der zu den quälenden Erinnerungen gehört. Ich bin zeitlebens gern gegangen, Gehen und besonders Steigen war mir eine Lust, etwas Unentbehrliches. Daß Manno nicht gern ging, schrieb ich dem Umstand zu, daß [327] er Italiener und daß er als Jüngling zweimal überfahren worden war, wovon die Folgen nicht ganz überwunden waren, daß aber Busi nicht gern ging und besonders nicht gern bergauf ging, schrieb ich einer Art von Bequemlichkeit zu, die überwunden werden mußte. An einem heißen Tage ging ich mit ihr in München eine Anhöhe hinauf; sie mochte vielleicht etwa fünf Jahre alt sein. Stehenbleibend, sagte sie: »Wenn du endlich wüßtest, wie mein Herz schlägt, würdest du mich nicht zum Gehen zwingen.« Als ich die Hand auf ihr Herz legte, fühlte ich in der Tat ein aufgeregtes Pochen und erschrak. Seitdem war ich behutsamer. Bei allen diesen Gelegenheiten kam mir plötzlich meine Genußsucht und meine Gewalttätigkeit zum Bewußtsein, in einem solchen Grade, daß ich mich vor mir selbst entsetzte. Es ist merkwürdig, daß ich noch viel Schlimmeres getan habe, ohne daß mich der Gedanke daran dauernd gequält hätte, wenn ich auch meine Schuld einsah. Es mag sein, daß grad bei diesen kleinen alltäglichen Vorfällen, die nicht das Gewicht einer

Leidenschaft mit entschuldigt, das Unbändige meiner Selbstsucht mir erschreckend auffiel.

Als ich Manno zum letzten Male sah, sagte er: »Das macht nichts, meine Katze, in fünfzehn Jahren wird alles vorüber und wir werden wieder zusammen sein.« Wie lang kann aber ein Jahr sein, wie furchtbar lange können fünf Jahre sich hinschleppen, die voller Qual sind. Doch waren sie einmal vorüber, und ich war wieder frei und wieder in München. Anfangs wohnte ich in einer Pension, die von drei jungen Leuten, zwei Schwestern und einem Bruder, geführt wurde; sie hieß Pension Fernsemer. Dann wohnte ich bei einer Dame, die einen etwas anrüchigen Eindruck machte; sie hatte einen Eisenbahnunfall erlitten und bezog davon eine Rente, ich erinnere mich nur dunkel an sie. Busi, die bei ihrem Vater und dessen Frau lebte, besuchte mich an bestimmten Tagen. Sie war damals stark erkältet, ging aber trotzdem zur Schule. Eines Tages kam Reinhardt früh Morgens und teilte mir mit, daß Busi Lungenentzündung habe. Guter lieber Reinhardt! Er gab sich Mühe, mir die Tatsache schonend beizubringen, aber ich merkte, daß man es für sehr ernst ansah. Ich fuhr sofort nach Grünwald herein, wo Manno und seine Familie unser Haus bewohnten, denn es [328] war Sommer und ein blühender Tag überdies, Mannos Frau, Lucie Oberwerk, benahm sich gegen mich sehr rücksichtsvoll und suchte mich zu ermutigen, obwohl sie selbst voll Sorge war; denn sie hatte Busi wirklich lieb. An einem der nächsten Tage trat ein Kollaps ein. Busi lag bleich und ganz ruhig in ihrem Bett. Sie bekam Champagner und Kaffee zu trinken und eine Einspritzung mit irgend etwas, ich glaube Kampfer; ich war sehr unerfahren in Krankheiten und dachte, alles dies geschehe nur, um den Angehörigen guten Willen zu zeigen, Erfolg sei davon nicht zu erwarten und nicht einmal beabsichtigt. Manno schien ähnlich hoffnungslos zu sein und hatte am Morgen gesagt, daß er wie sonst in die Stadt fahren wolle, um zu arbeiten, er könne das Kind nicht sterben sehen. Ich weiß nicht, wie ich diesen Tag durchlebt habe. Gegen Abend hatte sich die Herztätigkeit etwas belebt, es war die Möglichkeit da zu hoffen. An

allen anderen Tagen war ich fortgefahren, daß mich Manno nicht mehr treffen konnte; an diesem Tage aber blieb ich da und Frau Oberwerk hatte nicht das Herz und war zu korrekt, um mich gradewegs fortzuschicken. Doch wollte sie durchaus nicht, daß Manno mich sehe, und machte mir im oberen Stockwerk ein Zimmer zurecht, wo ich über Nacht bleiben sollte. Nach der Todesangst dieses Tages und der unverhofften Lebensaussicht war ich todmüde und fügte mich in alles, obwohl ich Manno natürlich gern gesprochen hätte. Am folgenden Tage schien die Gefahr überwunden zu sein; erwartungsgemäß erfaßten sie vielleicht über acht Tage starke Schweißausbrüche, denen die völlige Genesung folgte. Es war gelungen, daß ich Manno während der Woche nie sah, doch bin ich ihm zuweilen zufällig und einige Male auch absichtlich begegnet. Einmal begegnete ich ihm auf der Straße, ich könnte die Stelle noch bezeichnen, als ich gerade bemerkt hatte, daß mir ein Taschentuch fehlte. Wir blieben stehen und wechselten einige Worte, und ich sagte: »Manno, ich habe mein Taschentuch vergessen.« Er gab mir das seinige, das mit seinem Monogramm gezeichnet war. Ich besitze es noch; es war mir immer wie ein Talisman. Zuweilen meldete sich auch eine mir fremde Stimme am Telefon und nannte einen mir unbekannten Namen; wenn ich dann ärgerlich abhängen wollte, hörte ich Manno mit seiner [329] natürlichen warmen Stimme lachen. Das war, als ich die Wohnung in der Kaulbachstraße gefunden hatte, die mein Paradies werden sollte. Im September 1911 bezog ich sie. Man müßte wohl alles durchgemacht haben, was ich durchgemacht habe, um mein Glück ganz fühlen zu können. Nach jahrelanger Zerrissenheit war ich ganz frei. Der Unglücksfaden, den eine unheilvolle Leidenschaft begonnen hatte, war ganz und gar abgesponnen, ein Stück Leben ausgelebt, das wie ein Felsblock auf meinem Wege gelegen hatte. Das Leben fing für mich frisch, morgenheil, voll von ungeduldigen Kräften noch einmal an. Ich hatte nur sehr wenig Geld, war jetzt ganz auf mich angewiesen; aber ich hatte die Zuversicht, daß es gehen würde, und es ging. Mein Wunsch war, so viel Geld

zurückzulegen, daß Busi einmal von den Zinsen würde leben können, wenn auch bescheiden, denn soviel hatte sich schon gezeigt, daß sie einem harten Kampf ums Dasein nicht gewachsen sein würde. Anfangs war es knapp, ich getraute mich oft nicht, die notwendigen Anschaffungen zu machen, die das Beziehen einer neuen Wohnung erfordert und die in diesem Fall um so notwendiger waren, als die Möbel, die ich mir behalten hatte, als ich mich von Manno trennte, und die ich aus Braunschweig noch dazu angeschafft hatte, nicht ausreichten, eine Wohnung mit sechs Zimmern einzurichten. Allmählich steigerten sich meine Einnahmen, und ich konnte hoffen, daß das so weitergehen würde. Busi brachte bestimmte Tage in der Woche bei mir zu. Das waren Festtage. Gegen Abend begleitete ich sie durch den Englischen Garten bis in die Nähe des Hauses, das Manno bewohnte.

Seit wir in München waren, veränderte sich Manno allmählich etwas. Er wurde breiter, kräftiger, und er war nicht mehr so leicht verletzlich; es war, als ob seine seelische Haut sich etwas härtete. Ich dagegen wurde das Gift, wenn ich es so nennen will, das er mir eingeflößt hatte, nicht mehr los. Es war, wie wenn manchmal ein Schwindsüchtiger seine Krankheit auf seine Frau überträgt und selbst gesundet, während sie stirbt. Als wir noch im Luitpoldblock wohnten, sah ich dort häufig einen armen Jungen, der bettelte. Er war vielleicht zwölf oder dreizehn Jahre alt, völlig blind, häßlich und unsympathisch; er [330] hatte nicht das Rührende, sondern das Abstoßende der Armut. Aber was konnte der Junge dafür; wenn ich ihn sah, drehte sich mir das Herz um. Zufällig traf ich ihn grad am Tage des Heiligen Abends in der weihnachtlichen Dämmerung. Es bemächtigte sich meiner eine Art Verzweiflung, ich wußte nicht, wie ich die weihnachtliche Stimmung wiedergewinnen sollte. Ich kam mir verbrecherisch vor, daß ich Geschenke bekam und Geschenke gab, obwohl es bei uns damals bescheiden zuging. Ein anderes Mal las ich in der Zeitung die Geschichte einer Kindesmißhandlung durch einen Vater — es handelte sich, glaube ich, um ein uneheliches Kind seiner Frau — an einem Tage, als ich

für den Abend den Besuch von zwei jungen Leuten erwartete; es waren Georg v. Egidy und ein junger Bremer Architekt, die damals viel in der Münchner Gesellschaft verkehrten; ich entsinne mich seines Namens nicht. Die Mißhandlungsgeschichte weiß ich noch mit allen Einzelheiten. Wieder geriet ich in eine Art Verzweiflung; ich empfand etwas wie Haß gegen die beiden Herren, die ich erwartete, denen es so gut ging; es war mir nicht möglich, mich um die Bewirtung und die nötigen Vorbereitungen zu bekümmern. Die Folge davon war, daß es zwar gutes Essen gab, aber viel zuwenig; es war mir sehr peinlich. Um das gutzumachen, wollte ich den Gästen wenigstens einen guten Kaffee vorsetzen und machte ihn viel zu stark; sie hatten beide eine schlaflose Nacht davon. Das unglückliche, zu Tode gemarterte Kind, an das wohl keiner mehr dachte, lebte noch in meinem Gedächtnis. Jetzt wäre mir Manno bei solchen Gelegenheiten ein Trost, wenn er vielleicht auch keinen anderen wußte, als daß das Leben furchtbar sei, aber doch ein Nichts, das doch schnell vorübergeht, den Leidenden wie den Glücklichen. Es war aber ein Trost zu wissen, daß er fühlte wie ich, daß er ein armes leidvolles Kind gewesen war; er wenigstens hatte die Schuld der Welt nicht gemehrt und durch erbarmende Liebe ausgeglichen: Er empfand immer das Trügliche des Lebens, und zugleich liebte er es, daß ich so fest darin wurzelte und das Blendwerk für bare Münze nahm. Er liebte meine weiten Nüstern, in seinen Augen ein Bild meiner leidenschaftlichen Gier, das Leben einzuschlürfen, mich des Lebens zu bemächtigen. Er betrachtete das mit Humor, mit ein wenig [331] Mitleid und mit Wohlgefallen, etwa wie man einem Kinde zusieht, das sich aus Holzstücken oder Kieselsteinen ein Schloß aufbaut.

Außer mit Reinhardt und Salzer verkehrte Manno mit den Italienern, die in München teils seßhaft waren, teils sich vorübergehend aufhielten. Regelmäßig traf er sie im Café Luitpold, wo sie nach dem Essen einen Kaffee tranken. Ich sah das insofern nicht gern, als es zuweilen lange dauerte und Manno, wenn dann endlich einmal ein sehnlich erwarteter Patient kam, nicht zu Hause

war. Die Italiener betrachteten mich infolgedessen, wenn auch nicht gerade wie eine Böse Sieben, doch als eine pedantische, stirnrunzelnde Deutsche, die mit sauertöpfischen Pflichtbegriffen einen gutartigen Mann belästigte. In diesem Kreise ging es sehr lustig zu. Sie belustigten sich zum Teil auf eine jungenhafte Weise, indem sie z. B. einem etwas weismachten, ihm eine Falle stellten, wozu sie oft einen umfänglichen Apparat aufbauten mit täuschenden Briefen, vorgespiegelten Stelldicheins und dergleichen. Die Freude war groß, wenn die Komödie plangemäß ablief. Dieser Art Unternehmung stand Manno ungefähr so gegenüber wie mir: mittels dieser Menschen genoß er eine harmlose Lebenslust, die ihm sonst fremd geblieben wäre. Die besondere italienische Art, sich zu belustigen, war ihm natürlich vertraut, und die Italiener kamen gewiß nie auf den Gedanken, er mache etwa nicht aus vollem Herzen ihre Späße mit.

Wie mit der bildenden Kunst ging es Manno mit der Musik, wenn sie ihm auch der Natur nach näher lag. Italienische Volkslieder, das heißt solche, die gerade viel gesungen wurden, und mehrere Opernmelodien waren ihm geläufig, und er sang sie oft, aber Musik als Kunst war ihm fremd; er war selten im Theater und wohl nie in Konzerten gewesen. Er fing sofort das melodisch Schöne auf, aber das größere Ganze konnte er nicht auf einmal bewältigen, wie man etwa in einem Vortrag in fremder Sprache nur einige Worte aufgreifen kann und im Ganzen unbefriedigt bleibt und sich ermüdet fühlt. Auf meinen Wunsch gingen wir abends in die Oper, als Don Juan gegeben wurde. Vielleicht hatte Manno davon vieles gewonnen; das Schauspiel hat ihn gewiß bewegt, aber er fühlte sich an [332] diesem Tag nicht wohl, und sein Zustand verschlechterte sich in der Aufführung fortwährend. Ich war hingerissen von der Musik und dachte zunächst, es fehlte Manno an gutem Willen mitzugenießen. Ihm war furchtbar elend und übel, er konnte sich mit äußerster Anstrengung nur aufrecht halten. Unvergeßlich, als wäre ich gebrandmarkt, hat sich mir das Bild eingeprägt, wie wir, elegant befrackter Herr und seidenrauschende Dame, die große

Freitreppe heruntergingen, Manno schwankend, am Geländer sich festhaltend. Endlich hatte ich begriffen, daß Manno nur mir zuliebe den Abend ausgehalten hatte. Es ist wohl eine Art Höllenstrafe, daß ich das Bild niemals werde auslöschen können. Mit einigen anderen gehört es zu den Spiegelbildern, in denen ich mich selbst plötzlich sehe und vor mir zurückschaudere.

Als Busi etwa drei Jahre alt war, unternahmen wir mit Reinhardt und Salzer zusammen eine Reise nach Italien. Manno wollte einem Freunde mich und ihm Busi zeigen. Mit einem so kleinen Kinde zusammen zu reisen wäre eine Plage gewesen; aber mit Manno brauchte ich mich nicht davor zu fürchten, er sorgte für das Kind. Er verstand, ohne daß sie etwas sagte, was sie brauchte; sie tat, ohne daß er etwas sagte, was er wollte. Ich mußte mich sehr ausbeuten, wenn ich sie durch Geschichtenerzählen ablenken wollte; Manno pflegte ihr eine einzige, höchst armselige Geschichte immer zu wiederholen, aber sie wurde nie müde, diese zu hören. Die erste Nacht blieben wir in …, das damals noch österreichisch war, und wohnten in dem schönen alten Gasthof … Ich habe noch in deutlicher Erinnerung, wie Reinhardt und Salzer an einem Morgen, es war strahlendes Frühlingswetter, auf einer Wiese herumtollten. Ich sagte zu Busi, einen Vers aus einem Hundebuch anführend:

»Auf der bimbambohlischen Wiese
Geht es bimbambohlisch zu.
Tanzt der bimbambohlische Ochse
Mit der bimbambohlischen Kuh.«

Wir waren alle sehr übermütig, eben glücklich. Großen Eindruck machte uns allen, mit welchem Genuß Manno das erste eigentliche italienische Essen einnahm, das uns unterwegs vorgesetzt wurde, ich glaube, es war Vicenza. Es fiel deshalb [333] so auf, weil Manno niemals geäußert hatte, daß ihm dies fehle; erst jetzt merkte man, wie gut ihm das Essen schmecken konnte. Zwar hatte ich mich immer bemüht, seinem Geschmack entsprechend kochen zu lassen, auch italienische Speisen, aber sie gerieten aus irgendeinem Grunde

doch nicht so, wie sie in Italien zubereitet werden. Schließlich wurde Busi sehr müde und des Reims überdrüssig; sie fragte häufig, wann wir in Padova, dem Ziel der Fahrt, wären. Als ich ihr sagte: »Morgen werden wir dort sein«, sagte sie: »Heute soll morgen sein«, was Reinhardt sehr belustigte und später oft von ihm zitiert wurde. Bekanntlich wird es kleinen Kindern schwer, das Gestern, Heute und Morgen zu unterscheiden. An Einzelheiten dieser Reise erinnere ich mich nicht, außer daß mein erster Eindruck vom Markusplatz eine leise Enttäuschung war, insofern nämlich, als mir das Regelmäßige, an einen großen Saal Erinnernde befremdend war. Manno seinerseits konnte nicht begreifen, daß ich dies berühmte Schaustück in den italienischen Städten leider nicht unbedingt bewunderte. Es hat denn auch lange gedauert, daß mir die Schönheit dieses Platzes aufging, und ich habe ihn später, als ich oft da war, geliebt.

Immer dagegen sind mir die kleinen Ortschaften Oberitaliens äußerst kahl und gradezu häßlich vorgekommen. Mit den malerischen Plätzen und Winkeln unserer deutschen Dörfer und kleinen Städte darf man sie nicht vergleichen; drängt man aber auch diesen Vergleich ganz zurück, so gewinnen die phantasielos armseligen Vierecke doch nicht an Reiz. Höchstens daß sie in der Landschaft, hineingestellt in die unendliche Ebene, wo alles groß, einfach und grade ist, sinnvoll werden. Es war, glaube ich, auf dieser Reise, daß ich, während Manno und Busi in Padova blieben, mich mit Reiffs traf und mit ihnen Venedig und Ravenna besuchte. Als ich mich in Padova von Busi trennte, war mir zum Sterben zumute; dann folgten wundervolle Tage. Zum Andenken daran schenkten mir Reiffs den marmornen Löwen, den sie in Venedig kauften, und den wir in Grünwald als Hüter am Tore stehen hatten.

Ein anderes Mal fuhren Manno und ich allein nach Italien, um Rom zu sehen. Das Geld zu dieser Reise hatte ich durch meine kleine Schrift über Gottfried Keller verdient, die inner[334]halb einer Reihe, wie sie damals üblich waren, erschien. Es war Mitte April, als wir fortfuhren, in München schneite es. Ungefähr bei Klausen,

kurz vorher oder nachher, sahen wir eine Weide, die war im ersten jungen Grün eine Frühlingsbotin, so schön, so tröstend, daß mir bei ihrem Anblick die Tränen aus den Augen stürzten. Unterwegs sahen wir Mantua, und die Nacht brachten wir in Orvieto zu. Ich habe davon eine nur ungenaue Erinnerung, weiß nur, daß ich bezaubert war. Alles erschien mir unbegreiflich und unvergleichbar schön. In Rom suchte ich hauptsächlich diejenigen Stellen auf, an denen das Buch von Garibaldi spielt, das ich damals schrieb. Um den Schauplatz der »Difesa di Roma« kennenzulernen, hatte ich eigentlich diese Reise unternommen. Außerdem machte einen besonderen Eindruck die Piazza di Spagna und die Gemäldesammlung der Galerie Borghese und die Sammlung Doria. Das Bild des Apollo von Dosso Dossi und verschiedene Bilder aus dem 17. Jahrhundert sind mir unvergeßlich geblieben. Ein junger Sizilianer namens Tripodo, den ich in der Pension kennenlernte, wo wir wohnten, begleitete mich an den Nenni-See und bei sonstigen Ausflügen. Sehr reizvoll fand ich den Bahnhof, der eher in eine kleine, gemütliche Landstadt als in das große Rom zu führen scheint, und das nahe beim Bahnhof gelegene Museum antiker Plastiken. Manche von den alten Trümmern machten mir einen überwältigenden Eindruck; doch erinnere ich mich nicht an Einzelnes. Während dieser Reise hatten wir die Hut Busis meiner Freundin Marianne Plehn anvertraut; lange konnten wir deshalb nicht bleiben. Manno reiste, wenn ich mich nicht irre, schon vor mir zurück; er trennte sich nie gern lange von seiner Praxis.

Am 18. Juli 1914 feierte ich meinen fünfzigsten Geburtstag. Ich war damals sehr jung und sehr glücklich. Ich beschloß, mir zu diesem Tage eine kleine Reise mit Busi zusammen zu schenken, gern wollte ich nach Berchtesgaden; das schlechte Wetter bewog mich aber, lieber Städte als Berge zu besuchen, und wir änderten den Kurs. Einen Nachmittag brachten wir in Wels zu, einem Ort, der mir dem Namen nach als Sterbestadt Kaiser Maximilians I. bekannt war, für den ich immer eine besondere Vorliebe hatte. Wels war ein ziemlich trostloser [335] Ort; aber wir verbrachten in einem hübschen

Café doch glückliche Stunden. Busi war damals, wenn auch den Jahren nach fast noch ein Kind, noch nicht ganz fünfzehn Jahre alt, reif genug, um ein Gefährte zu sein; wir waren wie zwei Freundinnen, die dem Gefängnis entsprungen sind und nun wieder ein Abenteuerleben beginnen. Am Abend des 17ten langten wir in Passau an. Ich sagte zu Busi: »Daß fünf Jahre nicht viel sind, das hast du ja erfahren; nun, zehnmal soviel ist doch nicht lange.« »Ja«, sagte sie, »aber dreimal soviel ist besser.« Da niemand in München wissen konnte, wo wir waren, war ich sehr erstaunt, als wir mittags zum Hotel zurückkehrten, in unserem Zimmer eine Schale mit weißen Rosen und einen Glückwunsch zum Geburtstag zu finden. Es erklärte sich damit, daß sich im Flur eine Tafel mit den Namen der ankommenden Gäste befand; auf der stand nun der Name Ricarda, den man offenbar für einen Geschlechternamen gehalten hatte, und der Name ist zu selten, als daß er mich nicht einem Bücher lesenden Reisenden hätte verraten können.

Mein Zimmer in München war in einen Garten voller Blumen verwandelt, von denen einige leider schon verwelkt waren, als ich zurückkam. Der Sommer 1914 war außerordentlich warm, ein sonnendurchglühter Tag reihte sich an den anderen. An dem Tag der Sonnenfinsternis ging ich mit einem Stückchen dunklen Glases durch die weiße Ludwigstraße und durch die Theresienstraße; das war eben das letzte Bild, das mir aus der Zeit vor dem Kriegsausbruch geblieben ist.

Viele Menschen hatten sich schon seit geraumer Zeit mit der Möglichkeit eines Krieges beschäftigt; ich nicht. Ich hatte mich nicht im geringsten um Politik bekümmert. Es gab kaum etwas, was mich weniger interessierte. Busi und die Bücher, die ich schrieb, füllten meine Zeit vollständig aus, daß mir keine Zeit dazu übrig blieb, aber wenn ich auch Zeit gehabt hätte, würde ich doch nicht über die Verwicklungen im Balkan und über Beziehungen des Kaisers zu England und zu Rußland nachgedacht haben. Die Möglichkeit eines Krieges kam mir nicht in den Sinn, und als der Krieg ausbrach, war ich überzeugt, daß wir ihn in Kürze siegreich

beendigen würden. Das war vielleicht eine Nachwirkung des Krieges von 1870, mit [336] dem mein bewußtes Leben begonnen hatte. Daß wir siegen würden, war mir zweifellos, obwohl ich es nicht hätte begründen können.

Ein anderes Mal trafen wir uns auf Verabredung, um irgend etwas zu besprechen, was vermutlich Busi betraf. Es war für die Begegnung ein kleines Café an der Ludwigstraße ausgewählt, wo ich sonst nie gewesen bin. Damals hatte Manno eine Liebesbeziehung zu einer Dame aus hohem preußischen Adel, und das war hauptsächlich der Gegenstand unserer Unterhaltung. Er erzählte mir davon, sprach von ihrer Schönheit und ihrem Reiz und zeigte mir einen Brief, den sie ihm geschrieben hatte. Es widerstrebte mir eigentlich, den Brief zu lesen; aber er zog mich wider Willen an. Die Liebe der Schreiberin zu Manno war auf eine sehr gewinnende, anmutige Art ausgedrückt. Sie erwähnte unter anderem, wie ihr zumute war, wenn er, während er sie behandelte, sich über sie beugte und sie seinen plaudernden, lächelnden Mund sich so nah sah. Es war etwas Rührendes, Vornehmes in dem Brief; trotzdem suchte ich Manno von diesem Verhältnis abzubringen. Ich sagte ihm, es sei unrecht gegen seine Frau, und es sei nicht ratsam, schon wieder eine häusliche Katastrophe herbeizuführen. Ich wußte, daß er sich in der Familie, in die er hineingeheiratet hatte, unglücklich fühlte, aber er habe es nun einmal getan, sagte ich, er könne seiner Frau nichts vorwerfen und müsse ausharren. Unter anderem sagte ich, dieser Dame, die er jetzt liebte, sei er wohl als Liebhaber gut genug; aber wenn er frei sei, würde sie ihn doch nicht heiraten, einen armen, nichtadligen Zahnarzt. Meine grundsätzlichen Ermahnungen würden sicher nichts gefruchtet haben; aber diese letzte Bemerkung, die ich nur so zufällig hingeworfen hatte, wirkte. Obwohl es vielleicht gar nicht stimmte, fühlte sich sein Stolz verletzt durch die bloße Annahme, er würde der Dame zu gering sein, um ihn zu heiraten. Er brach die Beziehung ab, ohne einen Grund anzugeben, und ließ sich durch den Schmerz dieser Frau nicht umstimmen. Dies unser

Zusammensein im Café war bemerkt worden und wurde Mannos Frau mitgeteilt, die sehr erbittert darüber war. Seitdem sahen wir uns nie mehr, außer einmal kurz vor Mannos Übersiedlung nach Italien. Ich hatte damals [337] einen schlechten Zahn, von dem ich wußte und glaubte, daß er gezogen werden mußte. Vor einer solchen Operation hatte ich unüberwindliche Angst und wollte mich nur dazu entschließen, wenn Manno sie ausführte. Nachmittags telefonierte er mir, ich solle sofort kommen, er habe grade eine Viertelstunde Zeit. Ich ging sofort in sein Atelier in die Amalienstraße und wurde schon erwartet. Er hatte eine nette Assistentin, die mir zugetan war. »Du hast doch gar keine Angst?« sagte Manno. Ich konnte ziemlich aufrichtig sagen, ich hätte keine; ich wußte, daß Manno mir nicht weh tun würde, wenn es sich irgend vermeiden ließ. Einige Stunden später mit dem Nachtzuge verließen sie Deutschland. Von Lindau aus bekam ich eine Karte, auf der stand nur: »Das arme Füchschen ist in der Nacht so ganz allein und denkt an einen Erzengel und an … Warum eigentlich? Warum das Ganze?«

Vom 15. Mai 1915 ist eine Karte aus Zürich, die sich darauf bezog, daß ich ihm geschrieben hatte, er solle doch in seinen Briefen an Busi nicht immer nur sagen »Sei ein braves Kind, mach der Mutter Freude« und dergleichen, wie er früher getan hatte, denn sie sei doch nun bald sechzehn Jahre alt. »Liebste Katze, ja natürlich, ich bin immer noch der alte, und ich glaube sogar, daß ich nie anders werde — Und warum auch! Man kann schreiben und sogar was man will, und es genügt ein Blick, ein Wort! Und wenn ich meinem Kinde sage — sei brav etc., das ist viel mehr als einen langen Brief. Du bist doch immer mein kleines Kind und wirst es immer bleiben. Ein Sohn tötete einmal seine Mutter, um sie zu berauben, und da er sich selbst auch dabei verletzte, frug ihn die Sterbende — Hast du dir weh getan, mein Kind? So liebe ich meine Kinder, und komisch, so möchte ich alle Menschen lieben, wenn sie meistens nicht Viecher wären.«

Es kam vor, daß ich plötzlich auf der Straße einen lauten

langgezogenen Ruf hörte, der mich anzugehen schien; laut und deutlich: »Katze«, die letzte Silbe lang angezogen. Das war Manno, konnte kein anderer sein.

Kurz nach seiner Ankunft in Italien schrieb Manno eine Karte, die fast nichts anderes zum Inhalt hatte, als wie nett seine Frau sei und wie froh er darüber sei. Er machte mir damals den [338] dringenden Vorschlag, ich möchte mit Busi nach Zürich übersiedeln, wobei seine Meinung natürlich war, daß es des gegenseitigen Verkehrs wegen während des Krieges besser sei. Dann schrieb er, wir möchten nach Padova kommen, seine Frau habe von sich aus diesen Gedanken ausgesprochen, sie wünsche es aufrichtig. Obwohl ich nicht daran dachte, das zu tun, denn ich fand es weitaus richtiger, nicht mit Manno und seiner Frau in derselben Stadt zu wohnen, so schien es mir doch angezeigt, eher Freundliches und Anerkennendes darauf zu erwidern. Ich fügte also einem Brief, den Busi an ihren Vater schrieb, einige Worte in diesem Sinne hinzu; es sei lieb von Lucie, daß sie uns gern in Padova haben wolle, aber ich könnte mich doch nicht von München trennen. Merkwürdigerweise wurde dieser Brief, den ich in bester Meinung geschrieben hatte, der Anlaß zu einem Streit zwischen Manno und seiner Frau, der zur Scheidung führte. Sie warf ihm vor, er habe heimlich mit mir korrespondiert; es hat aber wohl noch anderes vorgelegen. In diesem Fall brauchte ich mir keine Vorwürfe zu machen; niemals hatte ich daran gedacht, Mannos Ehe zu stören. Nachdem Manno fort war, gehörte Busi mir allein, ich hatte sie bei mir, ich war so vollkommen glücklich, wie es wenige Menschen sind. Manno betreffend hatte ich nur den einen Wunsch, daß er lebte, daß er da war, es war nicht nötig, daß er bei mir war. Daß er mich liebte, wußte ich, und wenn er selbst mir gesagt hätte, er liebte mich nicht mehr, hätte ich es nicht geglaubt. Das, was uns verband, saß so fest in uns, wie die Persönlichkeit in einem sitzt; dies Bewußtsein allerdings hätte ich nicht missen können. Mir ist manchmal der Vers von Goethe eingefallen: »Ach du warst in Zeiten die vergangen — Meine Schwester oder meine Frau«; denn, so hätte

ich mir denken können, wir wären in verflossenen Jahrhunderten in anderer Daseinsform und -art verschwistert gewesen, daß wir überall wie ein Zusammengehöriges uns immer wieder finden müßten.

Ich denke mir, daß irgendeine Untreue Mannos, seine Beziehungen zu Frauen, die sich immer wieder anspannen und deren es immer wieder geben wird, den entscheidenden Anstoß zur Scheidung gaben. Mein Verhältnis zu Manno war so, daß es durch solche Dinge nicht ernstlich gestört werden konnte.

[339] Da infolge des Krieges auch der briefliche Verkehr immer schwieriger wurde, entstand in uns der Wunsch, in die Schweiz zu reisen, von wo aus wir ungestört mit Manno korrespondieren, wo wir uns vielleicht sogar sehen konnten. Dafür sprach auch der Umstand, daß es für mich immer schwieriger wurde, mich so zu ernähren, wie es für meine nervösen Verdauungswege notwendig war.

Auf ärztliche Befürwortung hin erhielt ich die Erlaubnis im Sommer 1916 zu einem Aufenthalt in der Schweiz. Es mußte daraus allerdings folgen, daß Busi, die ich natürlich mitnahm, den Besuch des Gymnasiums aufgab, und zwar vermutlich für immer. Denn ihre Klasse war dem letzten Examen schon ziemlich nah, und ich würde nicht von ihr verlangen können, daß sie in diese wieder eintrat, nachdem ihre Gefährtinnen bereits fertig waren. Überhaupt würde der Wiederanfang nach längerer Pause schwierig sein, so zumal, da sie lebhaftes Interesse an der Sache nicht hatte. Denn Busi war nur ins Gymnasium gegangen, weil sie, so gesellig wie sie war, an dem Leben und Treiben der Klasse Freude hatte und an der Schule etwas hing; aber der eigentliche Schulzweck war ihr gleichgültig, und ich war überzeugt, daß sie nicht studieren würde. Von einem in diese Richtung etwa auszuübenden Zwang war natürlich keine Rede. Ich hatte mir deshalb schon öfters gesagt, daß es richtiger sein würde, Busi etwas anderes lernen zu lassen, zunächst hauswirtschaftliche Dinge und dann vielleicht Musik. Damit der Aufenthalt in der Schweiz uns nicht zu kostspielig würde, wenn ich auch meine

Münchner Wohnung zu bezahlen hätte, vermietete ich sie an den Inhaber der Pension, der das Erdgeschoß und den zweiten Stock innehatte und sehr froh war, auch über das meinige verfügen zu können. Es wurde eine ausführliche Liste von meinem ganzen Mobiliar gemacht. Nachdem alle Formalitäten erledigt waren, reisten Busi und ich im August 1916 ab. In Lindau hatten wir eine sehr genaue Untersuchung zu überstehen, so daß wir noch nicht ganz wieder angezogen waren, als das Zeichen zur Abfahrt unseres Dampfers gegeben wurde. Mit offener Bluse, einen Schuh in der Hand, laufend und lachend erreichten wir ihn noch. Unsere erste Station war Winterthur, und nie habe ich seitdem dies an sich verhältnismäßig [340] reizlose Städtchen wiedersehen können, ohne das Glücksgefühl zu empfinden, das unsere gemeinsamen Tage erfüllte. Wir waren nicht wie Mutter und Tochter, mehr wie zwei Abenteurer, die in ein Gefängnis geraten waren und eben die Freiheit wiedererlangt haben. Wir wohnten in der Krone, von der ich später nicht begreifen konnte, wie anheimelnd sie uns erschien, und besuchten am folgenden Tage Frau Elisabeth Wölfflin auf dem Waldhof. Das Ziel unserer Reise hätte Schuls im Engadin sein sollen, das ließ ich aber ganz außer acht, sondern ich dachte an das Emmental. Wir fuhren nach Sumiswald, da mir das nicht zusagte, entschlossen wir uns kurz, Aeschi aufzusuchen, wo wir Bekannte hatten. Eine Verwandte unseres Freundes Reinhardt, Martha Gering aus Basel, hatte sich mit einem gewissen Eduard, genannt Edi, Behrens verheiratet, einem Schriftsteller, und wir wußten, daß das junge Paar sich in Aeschi oberhalb Spiez am Thunersee aufhielt. Wir hatten beide in München kennengelernt, die junge Frau war hübsch, gediegen, angenehm. Edi Behrens höchst originell, voll von überraschendsten Einfällen, witzig, immer gut gelaunt, äußerlich anziehend, ein höchst ergiebiger Umgang. Alles ordnete sich in Aeschi wie von selbst, um uns festzuhalten. Das bequem gelegene Gasthaus Blümlisalp stellte uns ein Häuschen im Schweizerstil zur Verfügung, das sie als eine Art Dependance vermieteten und das wir allein bewohnten. Es war ein Häuschen im Schweizerstil, mit einer

gedeckten Veranda versehen, wie geschaffen für zwei glückliche Menschen. Wie glücklich wir waren, das läßt sich nicht schildern. Ich war zusammen mit dem Menschen, der mir am liebsten auf der Welt war, dem Kinde, das mir viel mehr als Kind war, mir innigst verwandt und doch fremd und neu, ein Ton, der mit mir wohllautend zusammenklang. Und uns umgaben die geliebten Berge, die Blümlisalp schimmernd am Horizont wie ein breiter, silberner Schild ; zwischen den grünen Matten lagen die einzelnen kleinen Häuser verstreut, wir waren weitab von Krieg, Menschenhändeln und Menschenwirrsal. Am Vormittag saßen wir in der Veranda, und während Busi stickte nach einem alten Kreuzstichmuster, las ich ihr vor. Wir lasen damals »La campagne de Russie« — fast sämtliche Werke von Gotthelf und die Gedichte [341] von Burckhardt, die mir irgend jemand geliehen hatte. Ich schrieb mir die schönsten ab. Gotthelf war mir unbekannt gewesen; es war, wie wenn man durch ein schönes fremdes Land reisen darf. Nachmittags machten wir Ausflüge, zuweilen mit Edi Behrens, dessen Frau, wenn ich mich nicht irre, verreist war, meistens allein.

In Aeschi waren französische Kriegsgefangene untergebracht, ein Nebenhaus des Gasthofes, zu dem wir gehörten, war ganz von ihnen besetzt. Es hatte sich herumgesprochen, daß der Vater meiner Tochter Italiener war; deshalb hatten sie nichts gegen uns, obwohl wir Deutsche waren. Zu einer Aufführung, die sie veranstalteten, wurden wir eingeladen. Es wurden Lieder, kleine Szenen, Kriegslieder, allerlei Durcheinander mit Laune und Gewandtheit vorgebracht; aber ich hatte sehr oft den Eindruck von schlüpfrigen Andeutungen und Nebenbedeutungen, die mich störten. Als am Schlusse die Marseillaise gesungen wurde, stimmte ich unwillkürlich mit ein, bis ein Herr, ich glaube, es war der Vater von Martha Gering, mir zuflüsterte, ich möchte das lieber unterlassen, es könne mir von anwesenden Deutschen verdacht werden und ich könnte Unannehmlichkeiten haben. Das war mir nicht in den Sinn gekommen. Ich war ganz in meinem Glückstraum befangen, fühlte mich weit fort von Kriegsverwicklung, ja ich hatte den Krieg

eigentlich vergessen. Im Grunde hatte der Krieg mich niemals so erschüttert wie die meisten anderen Menschen. Als die Kriegserklärung an England kam, da allerdings erschrak ich, und zum ersten Mal erschien mir unsere Lage sehr ernst. Immerhin zweifelte ich noch nicht, daß wir siegen würden, und die Folgen einer etwaigen Niederlage übersah ich nicht. Mit Politik hatte ich mich nie beschäftigt, und zwar hauptsächlich deshalb, weil ich wohl Liebe für das deutsche Volk, aber keine Sympathie und kein Interesse für den deutschen Staat hatte, wie er damals war. Ich hatte die Schwärmerei für den alten Kaiser nicht geteilt, die damals allgemein war, und die allgemeine Verehrung für Bismarck; ich wäre, als ich noch an der Schule in Zürich angestellt war, Schweizerin geworden, wenn es möglich gewesen wäre, ohne daß ich deshalb aufgehört hätte, mich als Deutsche zu fühlen. Wenn ich mich nicht gern [342] mit Manno in Italien dauernd niedergelassen hätte, so war es, weil ich die Sprache nicht beherrschte und weil ich glaubte, daß ich mich innerhalb der italienischen Kultur isoliert fühlen würde.

Als es im Herbst kälter wurde, mußten wir Aeschi verlassen, weil das Häuschen, das wir bewohnten, nicht heizbar war. Nach einem Aufenthalt von etwa drei Wochen in Hilterfingen am Thuner See gingen wir nach Bern, wo wir durch Emmi von Egidy die Bekanntschaft von Regierungsrat Leo Merz und seiner Familie machten. Zwischen uns und dieser Familie entwickelte sich schnell eine Freundschaft, die uns die schöne Stadt Bern vollends zu einer Heimat machte. Von Manno erhielten wir zuweilen Nachricht; aber die Bemühungen, seinen Besuch zu ermöglichen, waren vergeblich.

Manno hatte inzwischen Schweres durchgemacht, wovon er nichts schrieb. Bald nachdem er im Sommer 1915 in Padova ankam und sich dort niedergelassen hatte, wurde er als Arzt mit Offiziersrang an die Front geschickt. Wahrscheinlich durch Kollegen, die eine Konkurrenz fürchteten, wurde er nach einiger Zeit als germanophil denunziert. Es fehlte nicht viel, er wäre in ein Konzentrationslager gekommen. Seinem militärischen Chef erklärte

er, daß seine Mutter eine Deutsche gewesen sei, daß er jahrelang in Deutschland gelebt habe und in Deutschland Liebe und Freundschaft gewonnen habe. Italien sei sein Vaterland, und er sei deswegen nach Italien zurückgekommen; könnte aber jemand von ihm verlangen, daß er sein Mutterland nicht lieben solle? So ungefähr. — Das machte auf den Mann Eindruck, und das Schlimmste wurde abgewendet; aber an der Front durfte er nicht bleiben. Er war so tief dadurch getroffen, daß er sich zu Hause in sein Zimmer einschloß und niemand sprechen wollte; seine Schwester fürchtete, er werde sich das Leben nehmen. Die meisten seiner Freunde und Bekannten grüßten ihn nicht mehr; er war wie verfemt. Als er uns in Bern besuchte, sprach er noch sehr viel davon; er hatte unter dem, was einer Degradierung gleichkam, unaussprechlich gelitten. Er hat nicht erleben dürfen, daß es eines Italieners Pflicht wurde, germanophil zu sein.

Ungefähr zwei Jahre haben wir in Bern gelebt, Jahre des [343] Glücks. Während so viele junge Männer im Kriege fielen und in Deutschland gesorgt und entbehrt und gelitten wurde, wurde uns in der Schweiz ein voller Becher des Glücks zuteil, der voller Süße war, die bittere Tropfen, die dennoch nicht fehlten, nicht tilgen konnte. Das lang vermißte Zusammenleben mit Busi, die Freundschaft mit Merzens, die Schönheit der Schweiz, ihre mir so wohltätige Atmosphäre, das alles kam zusammen, um diese Jahre unvergeßlich genußreich zu machen. Sie waren ein Geschenk, das deswegen nicht weniger reich machte, weil es unverdient war. Was folgte, war schwer.

Es war jedem Deutschen, der abreiste, erlaubt, Lebensmittel in einem bestimmten Gewicht mitzunehmen. Busi und ich waren damit schwer beladen. Uns begleitete Elisabeth Merz, die ihr erstes Semester in München studieren und bei uns wohnen sollte; sie war ungefähr gleichaltrig mit Busi und hatte sich mit ihr befreundet. Wir hatten keine rechte Ahnung, wie es in Deutschland aussah; denn über die Grenze hatte man nur oberflächlich schreiben können; um so erschreckender fiel uns die Veränderung auf. Die

erste Nacht blieben wir in Lindau bei Freunden von Herrn Merz. Dort sahen wir in den Lebensmittelgeschäften nicht einmal Wurst und Kuchen im Fenster liegen, sondern die Schaufenster waren ganz leer. Alles machte einen höchst verwahrlosten Eindruck. Furchtbar war der Einzug in meine Wohnung; denn ich fand sie fast ausgeräumt. Von den Möbeln fehlten nur wenige Stücke, aber um so mehr Wäsche, Bettwäsche war nur noch so viel da, daß ich die Betten einmal überziehen konnte; ebenso dezimiert, vielmehr halbiert war die Tischwäsche. Vieles fehlte, was mir besonders lieb und auch an sich wertvoll war. Es lag auf der Hand, daß der Pensionsinhaber dafür verantwortlich zu machen war; aber da er die Zimmer vermietet gehabt hatte, konnte er die Schuld den betreffenden Mietern zuschreiben, die längst München wieder verlassen hatten. Der Verlust war um so schlimmer, als man nichts kaufen konnte. Noch unheilvoller war, daß ich von der Schweiz aus, der Verhältnisse daheim unkundig, dem Hausbesitzer meiner Wohnung gekündigt hatte, weil er mich zum zweiten Mal steigerte. Da es nicht möglich gewesen wäre, eine neue Wohnung zu finden, blieb mir nichts übrig, als den Haus[344]herrn zu bewegen, daß er die Kündigung als ungeschrieben betrachte. Der Hausherr war unmöglich und widerwärtig, wie Hausherrn zuweilen zu sein pflegen, und kostete die Lage aus; ich hatte peinliche, demütigende Verhandlungen mit ihm. Indem ich zahlte, was er verlangte, brachte ich zuwege, daß ich wohnen bleiben konnte. Es ist Weltwende, sagte er mehrmals, ich müßte mich in die veränderte Welt schicken. Ein Glück war, daß wir Lebensmittel aus der Schweiz mitgebracht hatten. durch die wir für die erste Zeit versorgt waren; auch hatten alle meine Freunde in rührender Weise irgend etwas Eßbares in meine Speisekammer gestiftet, da wir ja ohne die Beziehungen waren, welche die Daheimgebliebenen sich mittlerweile angelegt hatten, um unterderhand etwas zu beklommen. Zu Mittag aßen wir in einem vegetarischen Restaurant in der Türkenstraße am Amalienhof; am Freitag gab es zuweilen gefüllte Hörnchen; das war ein Leckerbissen. Trotz dieser Schwierigkeiten und

Widerwärtigkeiten waren wir durchaus nicht etwa traurig und gedrückt. Wenn man einen Lebenslauf im ganzen überblickt, so ist er meistens tragisch; denn wie selten verwirklicht er die Hoffnungen der Menschen, ihre Pläne werden nur stückweise ausgeführt, oft gar nicht, und von menschlichen Beziehungen halten nur wenige stand, die eigene Unzulänglichkeit bleibt hinter den Erwartungen zurück; kurz, fast immer fragt man: Was war es mir? Wieviel Mühe und Sorge und so wenig Gewinn! Das scheint aber nur so, weil man die schönen Augenblicke vergißt oder nicht kennt, an denen das Leben fast immer reich ist. Sie sind die tröstlichen Tropfen, die geschlürft werden von uns, Blumen, die den Tag bekränzen und an denen wir uns freuen müssen, weil sie mit dem Tage verwelken. Unsere Tage waren reich an lauter schimmernden, perlenden Augenblicken, trotz der Trauermarschmusik, die durch den grauenvollen Winter tönte. An einem regnerischen kalten Tage standen wir drei in der Leopoldstraße und sahen die geschlagenen Truppen einziehen. Die Gesichter waren stumpf und finster; es war ein jammervoller Anblick. Wenn ich vorher nicht tief durch den Krieg berührt worden war, erlebte ich ihn jetzt als bitterste Qual. Ich war nicht so sehr über unsere Niederlage als über die Gering[345]schätzung, mit der die Deutschen von allen Seiten behandelt wurden, voll Zorn und Verzweiflung. Die Deutschen kamen mir wie ein Volk von Heiligen vor und die übrigen wie Heuchler und Teufel. Trotzdem der Eindruck des verlorenen Krieges beständig an mir nagte, genoß ich die schönen Augenblicke, die der Tag brachte, und tat nur, was der Tag forderte. Das Furchtbare kam, als die weiße Reaktion auf die rote Revolution folgte. Damals war Elisabeth Merz wieder in Bern; wie sehr wir uns auch ihrer Anwesenheit gefreut hatten, waren wir doch froh, sie wieder in der Schweiz und außerhalb der Gefahren zu wissen, die damals der Aufenthalt in München mit sich brachte.

Da Manno und ich beide frei waren, beschlossen wir, daß Busi und ich künftig einen Teil des Jahres bei Manno in Padova zubrachten. Im … fuhren wir zum ersten Male hin; so kurz nach dem Kriege war die Reise noch sehr schwierig. Wir fuhren in

Begleitung eines Padovaers, Giuseppe Brombis, der mit Manno bekannt war. Er hatte früher an der Volkshochschule in München unterrichtet, sprach Deutsch; jetzt reiste er zwischen Italien und Deutschland hin und her in der Angelegenheit der in Deutschland verstorbenen gefangenen Italiener. Brombis war lebhaft und witzig auf italienische Art, immer guter Laune. ein sehr angenehmer Reisebegleiter. In Kufstein war Verzollung des Gepäcks, es mußten auch neue Billette gelöst werden. Viel Zeit hatten wir nicht. Während ich, nachdem die Verzollung erledigt war, noch am Schalter stand und die Fahrkarten kaufte, waren Bombis und Busi wieder eingestiegen und sahen vom Fenster ihres Wagens ungeduldig nach mir aus. Als ich die Karten hatte, lief ich zum Zuge. Unterwegs sah ich ein Köfferchen, das einem der unseren glich, raffte es auf und lief damit weiter. Brombis und Busi winkten mir, daß sie das ganze Gepäck im Coupé hatten, worauf ich das Köfferchen wieder fortwarf, ohne meinen Lauf zu unterbrechen, und wirklich grade noch in das Coupé springen konnte. Über diesen Zwischenfall — wie ich den fremden Koffer im Laufen mitnahm und dann wieder wegwarf konnte Brombis nicht mehr aufhören zu lachen; er hat es später noch oft geschildert. In Innsbruck mußten wir übernachten. Dort, in dieser herrlichen Stadt, [346] empfingen wir einen abstoßenden Eindruck vom Kriege. Das Hotel, in dem wir abstiegen, war hauptsächlich von italienischen Offizieren bewohnt; diese gaben den Ton an. Es machte alles den Eindruck von unbeschreiblicher Verwahrlosung und Unordnung. Am Morgen, ehe wir abreisten, bekamen wir ein Getränk, das braun aussah und schlecht schmeckte; Zucker und Milch gab es nicht, ich erinnere mich nicht, ob wir etwas Brot bekamen. Wir hatten uns, weil man uns das geraten hatte, allerlei Eßbares mitgenommen. In späterer Zeit pflegte Manno uns in Verona in Empfang zu nehmen; diesmal war er nicht einmal in Padova an der Bahn, weil er nicht wohl war. Es war Abend, als wir ankamen, ich glaube, daß wir einen Wagen nahmen. Mannos Haus lag an der Via San Pietro, die hinter dem Torre Galilei beginnt, eine Straße, die sich an der Stadtmauer

hinzog. Das Haus ist alt und düster, doppelt so durch die Lauben, die ihm vorgebaut sind. »Das ist eine düstere Straße«, sagte ich bekommen. »Via hombres«, sagte Brombis nachdrucksvoll bestätigend. Er übernachtete auf einem Sessel in einem der unteren Räume, weil er so spät und unangemeldet nicht bei seinen Verwandten eintreffen wollte. Die Zimmer im Erdgeschoß wurden, weil sie so kalt und dunkel waren, von uns nur im Sommer benützt, etwa als Eßzimmer. Busi und ich wohnten im ersten Stock, wo auch Mannos Schwestern ihr Zimmer hatten; Manno hauste im zweiten.

Wir wurden von Lucy und Dirce herzlich empfangen, am meisten aber freute sich Angelina, die gute, getreue, der Schutzgeist des Hauses. Sie hatte mich von früher lebhaft im Gedächtnis behalten und liebte mich. Ihre Stellung im Hause war eigentümlich. Sie war als halbes Kind, gleichaltrig mit den Kindern der Familie, ins Haus gekommen und mit ihnen aufgewachsen; sie war ein Dienstbote, zugleich aber zur Familie gehörig, unentbehrlich, von allen geliebt und mehr als das, von allen voll gewürdigt. Sie schlief dicht neben der armen Lucy und sorgte nachts für sie, sie wußte, was jeder brauchte und wünschte, und brachte spätabends noch Manno eine Tasse Kaffee ins Bett. Trotzdem sie wie eine Schwester oder Freundin betrachtet und behandelt wurde, verhielt sie sich wie ein Dienstmädel, aß zum Beispiel nicht mit am Tisch. Später beschäftigte [347] Manno sie als Assistentin und Empfangsdame in seinem Atelier; ihre Leistungsfähigkeit schien unerschöpflich. Sie war nicht schön, aber ihre gütigen braunen Augen und die starken schwarzen Haare wirkten angenehm. Sie gehörte einer alten, ursprünglich vornehmen Familie an. Angelina war innerhalb des Hauses ein Napoleon, sie wußte alles, wollte alles und konnte alles. Insofern übte sie eine gewisse Herrschaft aus; aber da sie sie zum Besten aller ausübte, wurde sie gern anerkannt. Ein Neffe von Angelina war bei Manno als Techniker angestellt, sehr häßlich, aber gewinnend durch seine schönen braunen Augen und ebenso treu und ergeben wie Angelina. Angelina hatte ein unbegrenztes Zutrauen in meine Güte und Weisheit; ich glaube, sie kannte mich

eigentlich gar nicht, aber wir fühlten uns verbunden und liebten einander. Für Busi und mich war es sehr wohltuend, daß sie uns durchaus als zur Familie gehörig betrachtete, ja als diejenigen, durch welche die Familie erst vollständig wurde. Busi, die von der italienischen Sprache noch gar nichts wußte, hatte bei Dirce, Mannos jüngster Stiefschwester, Unterricht. Am meisten lernte sie durch das häufige Zusammensein mit Mannos Neffen, Toni und Mari, den Söhnen Guidos. Toni war ungefähr so alt wie Busi, Mari etwas jünger. Durch die unbefangene Art des Verkehrs kam sie ziemlich bald in die Sprache hinein, während meinem Sprechen immer mehr etwas Akademisches anhaftete, da ich zu wenig Gelegenheit hatte, die Umgangssprache zu üben. Mit Manno sprach ich nur deutsch; es wäre uns unnatürlich vorgekommen, italienisch miteinander zu sprechen. Allerdings unterhielt ich mich oft mit der armen Lucy; aber diese Gespräche bewegten sich meist im selben Kreise, und es ergab sich von selbst, daß ich meist die Zuhörende war. Lucy konnte mir endlos erzählen von Manno, ihrem Leben in der Kindheit, von Freunden und Bekannten in Padova; alles interessierte mich; was ich ihr hätte erzählen können, lag ihr zu fern. Seit vielen Jahren sah sie das Leben von dem Stuhl aus an, in welchen sie morgens gesetzt wurde und in dem sie bis zum Abend sitzen blieb, immer freundlich, heiter, immer geneigt, auf einen Scherz einzugehen, zu lachen. Ihr schönes, vornehmes Gesicht umgaben die Haare noch ganz schwarz, allerdings war sie damals kaum fünfzig [348] Jahre alt. Mit ihren schönen Händen konnte sie schreiben und häkeln, wenn auch nur langsam und nicht ohne Mühe. In den kalten Monaten hielt sie gern eine Wärmflasche in den Händen; es war ihr wichtiger, warme Hände als warme Füße zu haben.

Manno ging des Morgens schon sehr früh fort, und mittags kam er nicht zum Haus. Es wurde ihm eine Thermosflasche mit Bouillon gebracht, essen tat er nicht. Es gab deshalb abends ein richtiges Mittagessen; doch hatten wir mittags ein ausreichendes Essen, Risi patata und die von Busi bevorzugte Minestra. Am Nachmittag

pflegten wir Manno abzuholen; er arbeitete ungefähr bis fünf, aber meistens wurde es viel später. In Mannos Atelier ging es wunderlich zu. Er hatte zwei Wartezimmer, die Wartenden hielten sich aber dennoch in den Gängen auf und versuchten sogar, in Mannos Arbeitsräume einzudringen. Es waren immer schrecklich viel Patienten da, bestellte und nicht bestellte. Wir rieten Manno oft, mehr Ordnung in seine Praxis zu bringen; aber er behauptete, das sei nicht möglich, es kämen zu viele Leute aus den kleinen Ortschaften Veneziens, die die Anwesenheit benützten, um zum Zahnarzt zu gehen, und die man nicht abweisen und die man auch nicht daran gewöhnen konnte, sich vorher anzumelden. Infolgedessen verschob sich die Zeit, und alle mußten lange warten. Auch wir hatten meist lange zu warten; bis Manno fertig war, und wurden ungeduldig; war Manno dann endlich fertig, freuten wir uns zu sehr, um den Ärger nicht zu vergessen. Waren endlich die Bücher in Ordnung gebracht, gingen wir zusammen in das berühmte Café Pedrocchi, wo Manno und Busi Kaffee tranken, ich womöglich ein panino imbottito aß. Im Sommer bevorzugten wir ein anderes Café, wo man draußen saß. Ich liebte das sehr; den tiefblauen Himmel über den flachen Dächern; die schläfrige Stimmung des Hauses ist mir eine unbeschreibliche, seltsam ferne Erinnerung. Wenn noch Zeit genug war, gingen wir in ein Kino; es gab drei oder vier in Padova. Manno liebte es sehr, todmüde und nachdem er sich tagsüber mit seinen Patienten verausgabt hatte, die Kinobilder an sich vorbeiziehen zu lassen. Nach dem Essen ging er meist bald zu Bett; er stand am Morgen schon um sechs auf.

Als wir in Padova ankamen, waren die kommunistischen Un[349]ruhen in vollem Gange. In der Nacht vorher war auf dem Ponte Molino ganz in unserer Nähe ein Junge getötet worden; man sprach noch viel davon. Viele Herren hatten, wenn sie spätabends oder nachts ausgingen, einen Revolver bei sich. Besonders in der Dunkelheit der Lauben war es unheimlich; hinter dem nächsten Pfeiler konnte jemand verborgen sein. Manno hatte nie eine Waffe bei sich und lachte über die Ängstlichkeit anderer; er war

vollkommen furchtlos. Man sprach in Padova viel von der schrecklichen Zeit der feindlichen Bombenangriffe auf Padova. Weil das Generalkommando dort war, hatte es zum Ziele gedient; im ganzen hatten 90 Angriffe stattgefunden. Wer irgend konnte, besonders Frauen und Kinder, hatte Padova verlassen. Auch Manno hatte seine Schwester mit Angelina nach Florenz geschickt. Bei der allgemeinen Aufregung, der alle unterlagen, hatte es kommen können, daß die unglückliche Lucy in einen falschen Zug gesetzt worden war. Während sie hin und her transportiert wurde, denn sie selbst konnte sich nicht bewegen, ging ihr Handgepäck verloren, in dem ihre Wertsachen, der Schmuck der Mutter und das Geld war, das Manno ihr mitgegeben hatte. Sie bekamen es nicht wieder. Manno blieb allein in Padova zurück und arbeitete. Von den Engländern, die damals dort waren, ließen sich viele von ihm behandeln; er erzählte, wie er sich einen Spaß daraus gemacht hatte, ruhig weiterzuarbeiten, wenn etwa die Sirenen ertönten, die die Gefahr des Fliegerangriffs anzeigten, wie dann der englische Offizier, den er behandelte, unruhig wurde, aber doch nicht gut anders konnte als sitzen zu bleiben, wenn der Arzt sich nicht stören ließ. Die ganze Nacht durch schlief er wie ein Kind, ob Flieger kamen oder nicht. Mannos Freunde wußten, daß er so war, und sahen ihm gewissermaßen mit Vergnügen und mehr oder weniger Verwunderung zu; »è un originale«, sagten sie. Er dachte durchaus nicht etwa, heroisch zu sein oder Haltung zu bewahren, obwohl das letztere wohl mitspielte; hauptsächlich lag seinem Benehmen eine eigene Gemütsverfassung zugrunde, die der eines Kindes ähnlich ist, das unter allen Umständen und Katastrophen ruhig weiterspielt, in dem Gefühl, die Angelegenheiten der Großen gingen es nichts an. Salzer pflegte Manno den Paradiesvogel [350] zu nennen, wohl weil man von diesem Vogel annimmt, daß er in vielen Farben schillere; aber ich mußte doch immer an die Sage vom Paradiesvogel denken, daß er keine Füße habe und deshalb nirgends auf Erden ruhe. Seine Heimat ist anderswo. Diejenigen von Mannos Freunden, die auch in der Stadt hatten bleiben müssen, erzählten, daß sie alle einen

Schaden an den Nerven davongetragen hätten. Es war viel durch die Bomben zerstört; einmal wurde ein Unterstand vernichtet, in den sich an 100 Menschen geflüchtet hatten. Manno hätte damals reich werden können; es wurde ihm ein schönes Haus für einen sehr geringen Preis angeboten, weil der Besitzer die Stadt verließ und es loswerden wollte; aber er hatte das Geld nicht. Als Manno an der Front war, hatte er einen Burschen, den er gern leiden mochte. Dieser wollte sich gern eine Gärtnerei kaufen und bat Manno, ihm dazu 500 Lire zu leihen. Es war damals eine große Summe für Manno; aber er gab sie ihm. Das Geschäft ging gut, der Mann zahlte das Geld allmählich zurück und gehörte seitdem zu Mannos Getreuen; er hätte sich für Manno in Stücke hauen lassen. Zuweilen kam er in die Stadt und brachte Obst und Gemüse mit; das war dann ein Festtag: er wurde von der ganzen Familie freudig begrüßt und reichlich bewirtet. Neben Angelina hatte er zwei Mädchen; seit Angelina Manno assistierte, konnte sie im Hause nichts mehr tun. und es gab natürlich viel Arbeit, um ein ganzes Haus in Ordnung zu halten. Manno fand es nie ordentlich und sauber genug. Er war darin sehr empfindlich und zuweilen ungerecht; denn die arme Lucy konnte von ihrem Stuhl aus schwerlich einen Haushalt tadellos leiten, und Dirce hatte vorübergehend eine Tätigkeit außer dem Hause.

Obwohl Mannos Vater katholisch gewesen war, hatte er alle seine Kinder protestantisch taufen lassen, weil es der Glaube der von ihm so sehr geliebten und verehrten ersten Frau gewesen war. Es gab eine kleine protestantische Gemeinde in Padova, zu der vor allem die deutschen Frauen gehörten, die nach Padova geheiratet hatten. Ich besuchte zuweilen sonntags einen Gottesdienst, verstand aber im Anfang sehr wenig. Der Pfarrer war ein geborener Schweizer namens Bonifazi, ein angenehmer älterer Mann. So klein, wie die Gemeinde war, konnte er die [351] einzelnen oft besuchen und war mit den Familien gut befreundet. Es war ein schwerer Schlag, als er bei einem Eisenbahnunglück umkam. Er hatte sich zu einem theologischen Kongreß in Venedig begeben und wollte

abends nach Padova zurückfahren. Der Zug stürzte von einer großen Brücke ins Wasser. Der Nachfolger dieses Pfarrers, Paolo Pantoleo, hat später Dirce geheiratet. Er war Witwer und hatte zwei schon ziemlich große Söhne.

Uns in Padova einzuleben war für Busi und mich nicht ganz einfach. Busi wurde es, wie ich schon sagte, durch die beiden Vettern erleichtert, die sich geschwisterlich und doch zugleich galant verhielten. Immerhin füllte das den ganzen Tag nicht aus. Manno, der für uns die Hauptsache war, sahen wir erst abends. Das gesellige Leben war sehr verschieden von der Art, die wir gewohnt waren. Manno traf seine Freunde im Café, die Frauen machten sich gelegentlich kurze Besuche. Allerdings wurden wir auch mit Manno zusammen in Gesellschaften geladen; das war aber, als wir der Sprache noch nicht recht mächtig waren, eher eine Aufgabe als ein Vergnügen. Alle waren außerordentlich liebenswürdig; niemals hat uns jemand fühlen lassen, daß wir Deutsche waren, obwohl damals der feindliche Gegensatz noch stark empfunden wurde. Die Italiener sind im allgemeinen sehr konventionell, viel mehr als wir, um so bemerkenswerter fand ich es, daß alle Freunde und Bekannten von Manno, die genau wußten, daß wir geschieden waren, uns wie selbstverständlich als Mann und Frau behandelten. Die natürliche Liebenswürdigkeit der Italiener und ihre Feinheit im Benehmen ist außerordentlich; das bedeutet aber nicht, daß man mit ihnen leicht in ein näheres Verhältnis kommen könnte. Es kam dazu, daß alles das politische Leben Betreffende im Gespräch eher vermieden werden mußte. Man kann, glaube ich, sagen, daß die Italiener im allgemeinen das Dasein einfacher und klarer sehen, als wir es tun, und daß diese verschiedene Anschauungsweise dem gegenseitigen Verständnis im Wege ist, besonders daß die ihrige ein geringes Bedürfnis sich auszusprechen zur Folge hat. Die Italiener beobachten gut und sind mediokrisch, im Café belustigen sie sich damit, Witze über das Publikum zu machen; ist das, was sie erleben, [352] zu philosophisch, fällt ihnen nichts ein. Sie bedienen sich im Gespräch mehr als wir üblicher Wendungen; dies erlernten wir

allmählich. Die Stadt erschien uns anfangs reizlos. Padova zeichnet sich nicht durch schöne Bauwerke aus; die öffentlichen Gebäude sind meistens sehr massig, grob in der Form, nicht durchgebildet; die Stadt wirkt mehr trist als düster, vernachlässigt. Die Kirchen mit ihren vielen Kuppeln sind ohne Stil und edleren Geschmack; wenigstens kamen sie mir so vor. Einzig das Reiterdenkmal von Gattamelata vor der Santo in seiner Noblesse und Anmut gewährt dem Besucher die Beglückung des Kunstwerks. Erst nach längerem Aufenthalt gewann ich die Stadt lieb. Des Abends besonders, wenn die Einzelteile verschwanden und wenn die Umrisse sich am Himmel abzeichneten, ist das Stadtbild günstig. Etwas Gewaltiges und Großartiges bieten dann die Kuppeln. Auch für Gärten und Höfe, die nichts von Gärten in unserem Sinne haben, bekamen wir allmählich Sinn. Ich fing an, mich zu Hause zu fühlen in dieser großen steinernen, antiken Welt, in dieser halborientalischen, uranfänglichen. Man mußte sich hier auf der Grundlage des Menschlichen beschränken. Die Frauen saßen daheim und betrieben mit den Mägden das Hausgeschäft, oder wenn es sich um große Damen handelte, waren sie auch wohl auf Reisen, in Paris; die Männer saßen über Tag in Büros und am Nachmittag im Café. Im Sommer sammelte sich nachts das Leben auf einem Platze. Das liebte ich besonders, auch die Kinder waren dann dort, man schlürfte ein bibita oder aß Eis.

Am 13. Juni war das Fest des heiligen Antonius, das größte Fest in Padova, das für die Bevölkerung etwa soviel bedeutete wie Weihnachten für uns. Manno hatte aus der Kinderzeit Erinnerungen, die ihm das Fest als eine Herrlichkeit ohne gleichen erscheinen ließen. Er sprach öfters davon, und wir waren sehr gespannt, vielleicht auch ein wenig mißtrauisch. Es war sehr viel Gewühl und Lärm; aber es war bei weitem nicht einem deutschen Tummelplatz oder Rummelplatz oder Jahrmarkt zu vergleichen, mit den vielen Schaubuden und Karussells, Achterbahnen und Riesenrädern, mit den Leckereien aller Art. Für uns war es aber schon ein Vergnügen, mit Manno, der einmal nicht arbeitete, durch die Straßen zu

schlendern; enttäuscht war [353] nur er selbst, wenn er es auch nicht sagte. Ich fühlte, daß er durchaus das Stückchen Glanz aus seiner Kinderzeit festhalten wollte, wie wenn es vor Kälte und Dunkelheit schützte. Abends war ein Feuerwerk auf den großen Plätzen, das wir nachdrücklich bewunderten. Was war uns das alles gegen den großen Stil des Oktoberfestes in München, wie es vor dem Kriege in München war! Auch für Manno war das Oktoberfest eine heimatliche Erinnerung, die er liebte; aber er war doch so sehr Italiener, daß er empfindlich war, wenn wir die Besonderheiten seines Vaterlandes nicht schätzten; wenn man etwa die Panettoni, eine Art Kuchenbrot, das es an Festtagen in Padova gab, geringschätzte. Da wir hauptsächlich München kannten, waren wir an eine künstlerische und reiche Aufmachung aller Feste gewöhnt; wir lernten aber bald den geschmackvollen Aufwand entbehren und das genießen, was Italien bot: die sanfte Luft, das im Freien sich entfaltende Leben. Einen besonderen Reiz verliehen Italien für meinen Geschmack die vielen und schönen Katzen, die es dort gibt. In Venedig sah man sie namentlich auf den weniger besuchten Plätzen sich sonnen und spielen, oft um die alten Marmortrümmer herumstreichen, als ob sie, dämonische Nachtwesen, zu diesen heidnischen Trümmern geheime Beziehungen hätten. Da Lucy und Dirce meine Liebe zu Katzen kannten, empfing mich einmal, als ich kam, eine kleine weiße Katze, die mir gehören sollte. Sie hieß Menina, die Kleine; aber ich nannte sie Menin. Sie war das süßeste Geschöpf, das man sich ausdenken konnte, und ich liebte sie zärtlich. Sie wurde so sehr mein eigen, daß ich zuweilen Angst bekam bei der Vorstellung, wie es wohl werden sollte, wenn ich nicht mehr da war. Einmal, als sie ihrer Zärtlichkeit Ausdruck zu geben suchte, drückte sie ihr kühles Schnäuzchen in mein Gesicht; es war ein richtiger Kuß, auf den ihr Gefühl sie gebracht hatte. Menins Taten und Untaten füllten einen großen Teil unseres Daseins aus. Menin war klein und wurde auch nicht größer; sie gaukelte umher wie ein Schmetterling. Manno verhielt sich bärbeißig ablehnend gegen sie; aber es hätte niemand wagen

dürfen, Menin etwas zuleide zu tun oder gar ihn mir zu nehmen. Schließlich verschwand sie doch einmal, während wir in München waren, wahrscheinlich gestohlen. Dann [354] hatte ich noch einmal zwei Kätzchen, die Manetta und Guidetto genannt wurden. Ich erinnere mich nicht mehr, ob es Menin oder eine von den beiden letzten Katzen war, der ich auf die Spur kam, daß sie Eidechsen fraß. Im Garten gab es im Frühling viel Eidechsen. Daß ich nun zuweilen halb aufgefressene Eidechsen fand, war doch grausig und trübte das Katzenglück etwas.

In diesen Jahren besuchte Manno uns auch zuweilen in München. Einmal kam er des Morgens früh überraschend. Es läutete, ich sprang aus dem Bett auf, um zu öffnen, weil ich wußte, daß Kati das Läuten in ihrem Zimmer leicht überhörte: da stand er, einen grünen Zweig in der Hand, den er am Gartentor abgebrochen hatte, strahlend vor Freude über die gelungene Überraschung. Wie das Leben, wie die Jugend sah er aus. Dann gab es ein reichliches Frühstück, ich telefonierte an Reinhardt, an Salzer, wir saßen lange zusammen mit dem Gefühl festlichen Glückes. Es war alles gut, der Riß geheilt, der natürliche Zustand wiederhergestellt. Im Märchen von Zwerg Nase muß ein Kräutlein in der berühmten Pastete sein, sonst können alle guten Zutaten der Welt den letzten eigensten Reiz, der sie kennzeichnet, nicht hervorbringen; an diese Pastete mußte ich denken. Seliger Augenblick, wenn das Kräutlein zur Stelle war! Andere Male erwarteten wir Manno zu einer bestimmten Zeit und holten ihn am Bahnhof ab. In den Jahren nach dem Kriege war der Verkehr sehr unregelmäßig; so kam es, daß wir fast eine Stunde warten mußten. Dann standen wir an der Schranke und sahen die Menschen auf uns zuströmen — endlich entdeckten wir ihn, und er sah uns und kam mit dem leise wiegenden Gang des Matrosen auf uns zu. Einmal besuchte uns, da es Sommer war, Reinhardt in unserem Häuschen in Grünwald. Wir machten von dort einen Spaziergang durch eine breite, offene und wenig hügelige Gegend; kleine schwarze Tannenhaufen zeichneten sich zuweilen deutlich von dem hellblauen Himmel ab. »Wie schön«,

sagte Manno, »in dieser Landschaft fühle ich mich zu Hause.« Ja, er war im Grunde hier in München zu Hause, nicht in Padova, wo er im Grunde sich unglücklich fühlte; aber es war nun einmal so; wir hatten eine Kette des Schicksals, die uns band, geknüpft, aber sie [355] wieder auflösen konnten wir nicht. Trotz aller Bitten blieb Manno immer nur wenige Tage. Er lebte zu sehr in seiner Arbeit, um sie lange entbehren zu können. Er hat kaum jemals eigentlich Ferien gemacht. Diese Tätigkeit in den Räumen, die uns so trostlos unwirtlich vorkamen, zwischen den vielen ungeduldigen Menschen, von denen jeder dem andern zuvorzukommen wünschte, diese täglich und stündlich zu bewältigende Aufgabe, das war sein Lebensatem. Wenn er nicht arbeitete, überfiel ihn leicht die Schwermut, die ihm angeboren war.

Im Frühling des Jahres … war Reinhardt in Italien und besuchte Manno. Als er ihn verließ, begleitete ihn Manno im Auto bis Triest; Toni fuhr, da er das ausgezeichnet verstand. Auf der Rückfahrt von Triest ereignete sich ein furchtbares Unglück. Das Auto holte drei junge Mädchen ein, die radelten; zwei bogen auf die linke Seite des Weges ein, eine nach rechts. Die letztere war durch das sich schnell nähernde Auto augenscheinlich erschreckt und verwirrt, denn sie versuchte, ganz unnötigerweise, noch im letzten Augenblick die Straße zu überqueren, um sich mit den Gefährtinnen zu vereinigen. Toni sah die Gefahr und lenkte den Wagen, um das Mädchen zu retten, seitwärts ab vom Wege; doch war es zu spät, bereits hatte der Wagen das Rad erfaßt, das Mädchen wurde abgeworfen und war augenblicklich tot. Vergeblich hatte Toni das eigene Auto preisgegeben, es lag zerbrochen mit den Insassen am Wege. Ihm selbst war nichts geschehen. Manno war am Becken verletzt. Es kamen bald Leute aus der nächsten Ortschaft; Toni mußte die Nacht in einem sehr häßlichen polizeilichen Gewahrsam zubringen, wurde aber am folgenden Tage entlassen, da seine völlige Schuldlosigkeit durch die Äußerungen der jungen Mädchen leicht festzustellen war. Manno wurde in einem anderen Auto nach Haus gebracht. Seine Verletzung war nicht schwer, aber doch derartig, daß er längere

Zeit liegen mußte. Damals durften Deutsche nur gegen Zahlung einer hohen Summe ins Ausland reisen, außer wenn sie in einer bestimmten Sache fuhren, zum Beispiel wissenschaftliche Arbeit. Als ich von dem Unfall erfuhr, beschloß ich hinzufahren. Im Laufe des Tages machte ich es möglich, indem ich von einer Stelle zur andern lief, die sämtlichen Hindernisse, die sich der Reise [356] entgegenstellten, zu überwinden. Besonders verhaßt war mir immer das Warten auf dem italienischen Konsulat, wo der Paß visiert werden mußte. Ich war stolz, daß ich in dieser Nacht abreisen konnte. Der Nachtzug verließ ungefähr um zehn Uhr München. Soweit ich mich erinnere, kamen wir des Morgens etwa um neun oder zehn Uhr in Verona an. Dort empfing uns gewöhnlich Manno. Diese Stadt liebte ich sehr; wir hatten dort öfters mit Manno übernachtet in einem netten kleinen Hotel und den Nachmittag oder Abend auf der Piazza nahe bei der Arena zugebracht. In Padova konnte mich niemand erwarten, da ich meine Ankunft nicht gemeldet hatte; ich machte mir auch einmal das Vergnügen des Überraschens. Manno hatte gerade Besuch von einer deutsch sprechenden Dame, die ich nicht kannte; seine Patienten waren sehr um ihn besorgt. Der Unfall lag damals schon über eine Woche zurück, es ging nun schon besser. Der Arzt wünschte, daß Manno zuweilen frische Luft genösse und, da er noch nicht gehen durfte, täglich Spazierfahrten unternähme. Zu dem Zweck wurde ein Einspänner gemietet, den ein Manno gut bekannter Kutscher führte. Wie in München hatte Manno auch in Padova gute Bekannte unter den Kutschern, mit denen er immer ein paar Scherzworte wechselte, wenn er an ihrem Stand vorbeikam, und die für ihn durchs Feuer gingen. Vermutlich kutschierte uns jetzt gewöhnlich Beppi; doch erinnere ich mich nicht mehr genau. Diese Ausfahrten hatten einen unvergeßlichen Reiz. Wir fuhren in einem langsamen Trott durch die Ebene, in der Padova liegt, unübersehbare Felder und Alleen, zuweilen unterbrochen durch Bauernhäuser, mit einem Vorbau und ein paar Nebenhäusern, vor denen Geräte lagen und ein Mann oder eine Frau mit der ländlichen Arbeit beschäftigt war. Die Straße lief

gerade, und der Fluß strömte breit und langsam ins Unendliche. Eine hohe Fichte ragte zuweilen wie eine Säule aus grauer Weite hervor. Es war Juni und die Akazien blühten. Ihre lila und rosa Trauben hingen schwer und duftend herab im Gezitter von zarten Zweigen.

Dazu fuhr der Wagen durch die immer gleiche sommerliche Wärme; durch die immer gleiche Ebene, und mir war zuweilen zumute, als sei ich in ein verzaubertes Land geraten, und es [357] war mir ungewiß, ob wir eine Stunde oder 1000 Jahre so durch die Nachmittagshitze fuhren. Wie schnell ging in Wirklichkeit diese glückliche Zeit vorüber. Ich habe Manno kaum je so behaglich gesehen. Er hatte sich darin ergeben, liegen zu müssen, und war nicht ungeduldig und rastlos, er freute sich auf die Spazierfahrten und hörte gern, wenn ich ihm dann vorlas, oder las auch mir italienisch vor. Wir lasen unter anderem die Aufzeichnungen eines Beamten aus der Umgebung von Papst Alexander Borgia. In der Folge war Manno noch einmal krank an einer Drüsenschwellung unter den Armen, das war viel unangenehmer. Am schlimmsten aber war, daß sich die Hautkrankheit wieder einstellte, an der er als Junge so schrecklich gelitten hatte. Sie wurde mit Salben behandelt, war aber nicht leicht zu vertreiben. Der beständige Juckreiz muß qualvoll gewesen sein, es machte ihn sehr nervös. Ich glaube, daß das über ein Jahr gedauert hat. Der Arzt, der ihn wegen dieses Leidens behandelte, war ein Freund, Fabbris, der Dermatologe. Er hatte als Student eine Zeitlang bei Fabbris gearbeitet, der mehrere Jahre älter war; beide hingen sehr aneinander. Fabbris war wie viele Oberitaliener blond, nicht schön, aber angenehm, er sah gar nicht aus, wie man sich Italiener vorstellt. Seine Frau war aus vornehmer Familie, sie hatten zwei Töchter, damals erwachsene junge Mädchen. Mehrere Jahre bevor ich ihn kennen lernte, hatten sie ihren einzigen Sohn durch einen Unfall verloren; ich glaube, er war ertrunken. Wenn ich mich nicht irre, war der Sohn Mannos Patenkind; jedenfalls hatte Manno sich viel mit ihm abgegeben, und der Junge hatte sehr an ihm gehangen. Als das Unglück geschah,

hat Manno dem verzweifelten Vater treu zur Seite gestanden, er hat seinen Schmerz aufrichtig geteilt; das hatte die Freundschaft noch inniger gemacht. Ich glaube, daß Fabbris nach seiner Frau und seinen Kindern niemand so liebte wie Manno; er war ihm wie ein Bruder und wie ein Stück von dem verlorenen Sohne. Die meisten Freunde Mannos waren natürlicherweise Ärzte, Studienfreunde; Mark machte eine Ausnahme.

Die Verlobung meiner Tochter bedeutete einen tiefen Einschnitt in mein Leben. Von dem Besuch, den Manno in München [358] machte, um diesen Verlobten und seine Mutter kennenzulernen, erinnere ich mich nur an eine kleine, an sich geringfügige Begebenheit. Es war verabredet, daß wir gemeinschaftlich, etwa zehn Personen, das damals erst kürzlich eröffnete Museum aufsuchten, um besonders das Planetarium kennenzulernen. Im letzten Augenblick zerriß etwas an meinem Kleide, ich blieb zurück, um den Schaden auszubessern, und folgte im Verlaufe etwa einer Viertelstunde den Vorangegangenen. Die Vorführung im Planetarium hatte, als ich ankam, bereits begonnen. Ich trat leise in den völlig verdunkelten, mit Menschen erfüllten Raum ein und dachte darüber nach, wie ich es anstellen sollte, darin meine Gesellschaft zu finden, als ich Mannos warme Stimme hörte: »Hierher, meine Katze.« Das Gefühl glücklichen Geborgenseins, das mich in diesem Augenblick überströmte, ist mir unvergeßlich geblieben. Das Gefühl — er, der mich liebt und kennt, dieses tief beseligende Gefühl — hat mir nur Manno eingeflößt, obwohl doch auch andere mich liebgehabt haben und vielleicht mehr von mir wußten. Manno spürte meine Nähe, wußte, was ich dachte, half, wenn ich Hilfe brauchte, nicht wie ein Freund, sondern wie ein Zwilling meiner Seele. Wenn ich von Manno als von meinem Mann sprach, kam mir das immer etwas fremd vor; ich hätte auch nicht gut sagen können mein Freund; aber wenn Angelina mir erzählt hätte, Gott hätte ihn mir aus einem göttlichen Erbarmen heraus als einen Engel an die Seite gestellt, so hätte ich mich dieser Vorstellung oder einer ähnlich märchenhaften Verknüpfung gern

hingegeben.

Das ganz Unmittelbare unserer Zuneigung, das sich auf keinerlei gemeinsame Interessen stützte und also ganz ungesichert gewesen wäre, wenn es nicht auf den tiefsten Tiefen der Persönlichkeit beruht hätte, war etwas unvergleichlich Schönes.

Es war wohl im selben Jahre, als mein Schwiegersohn und seine Mutter nach Italien reisten und uns in Padova besuchten. Unglücklicherweise war ich, was mir seit Jahren nicht zugestoßen war, sehr elend; ich schrieb es dem Genuß meiner Lieblingsfrüchte, den Feigen zu.

Einige Tage war mir zum Sterben elend gewesen; als Franz und seine Mutter kamen, ging es ein wenig besser. Da ein [359] Ausflug nach Venedig ins Auge gefaßt war, erklärte Busi mir, sie werde sich unseren Gästen nur anschließen, wenn ich auch mitging. Es blieb mir nichts übrig, als mich gesund zu erklären und mitzufahren, obwohl ich mich noch sehr schwach fühlte. Vielleicht ist diese Schwäche schuld, daß ich keine Erinnerung an den Verlauf des Tages behalten habe; vermutlich durchstreiften wir mehr die Stadt, als daß wir Museen und Kirchen aufgesucht hätten. Hin und zurück benutzten wir die Kleinbahn, die von Padova durch das Land nach Venedig führt; man bekommt dort einen Eindruck von der venezianischen Landschaft. Ich war nach der Anspannung des Tages sehr zermürbt und sehnte mich nach einer Belebung, die ich, da ich Kaffee oder Tee nicht nehmen konnte, von der abendlichen Minestra erhoffte. Ausnahmsweise gab es an diesem Abend ein anderes Essen; Lucy erschrak, als sie meine Enttäuschung sah, zu ändern war nun aber das Menü nicht mehr, das Essen stand bereits auf dem Tisch. Ich sah jedenfalls enttäuscht aus, niemand wußte Rat. Manno sagte nur einen Satz: »Sei nur ruhig, meine Katze, ich mache schon alles«, ging in die Küche und kam nach zehn Minuten mit einem Teller vorzüglicher Suppe wieder. Ein kleines Kind weiß, daß, wenn es zu Vater und Mutter sagt, mich friert, so wird es gewärmt, wenn es sagt, es hungert, so bekommt es satt zu essen; und dies Glücksgefühl hatte ich Manno gegenüber. Er wußte immer

Rat. Wenn ich an Manno dachte, verlor ich sogar die Angst vor dem Tode. Ich war entschlossen, wenn ich sterben müßte, Manno zu rufen, wenn wir etwa zusammen wären; und wenn er neben mir säße und mich in seinen Armen hielte, war ich überzeugt, das Sterben würde leicht sein.

Am 20. März 1926 war Busis Hochzeit.

Die Vorbereitungen dazu nahmen mich so in Anspruch, daß ich über den Schmerz der bevorstehenden Trennung verhältnismäßig leicht hinwegkam. Ich wollte, daß es sehr festlich und reichlich zugehen sollte. Reinhardt nahm mir vieles ab, machte die Vereinbarungen über die Räume und das Essen; denn es wurden zu viele Gäste erwartet, als daß meine Wohnung gereicht hätte. Es sollte einen Polterabend mit sehr vielen Einladungen geben und die Hochzeitstafel, wo außer der [360] Familie auch die nächsten Freunde, wie Reinhardt, Salzers, die Familie Merz und einige andere, teilnehmen sollten. Am Polterabend sollte es viele Vorführungen geben; das leitete ich ein. Salzer schrieb eine kleine dramatische Aufführung, in der Erinnerungen an Busis Kindheit figurierten; ein anderes Hauptstück sollte die Haydnsche Kindersymphonie sein. Das übertrug ich Werner Dommes, dem Sohn eines Freundes aus der Kindheit, der Musiker war und sich bereit erklärte, sie zu dirigieren. Frau H., Busis ehemalige Singlehrerin, hatte sich erboten, sowohl am Polterabend als in der Kirche zu singen.

Manno kam einige Tage vor der Hochzeit; er sah elend aus. Man war an seine pfirsichfarbene und pfirsichsamtene Haut gewöhnt; nur wenn er Migräne hatte, war es, wie wenn Asche darüber verrieben wäre. Er hatte aber keine Migräne; es war ihm sonst in der letzten Zeit nicht gutgegangen. Einmal war er auf der Straße ohnmächtig geworden; seine engsten Freunde meinten, er rauche zuviel, und jedenfalls arbeite er zuviel. Er selbst meinte, daß das wohl sein könne und daß er sich künftig eben entlasten wolle; wir glaubten nicht recht daran. Übrigens war er gut gelaunt und liebenswürdig wie immer. Ich hatte meine Gäste zu Tisch, da

mehrere von den neuen Verwandten schon da waren. Frau Weber, die stets fröhlich und rüstig war, kochte mir das herrlichste Mittagessen, ohne daß ich mich viel darum zu kümmern brauchte. Sie buk sogar aus sehr feinem Teig Tüten, die mit Schlagrahm gefüllt wurden, was in meiner Kindheit für die alleredelste Süßigkeit gehalten wurde. Manno war immer in meiner Nähe, liebevoll und doch zurückhaltend, um die Grenze der Scheidung anzudeuten. Es machte mir großes Vergnügen, daß alles am Schnürchen und sehr befriedigend ablief. Die Trauung fand in der kleinen Kirche an der Gabelsbergerstraße statt. Manno und Reinhardt standen zunächst dem Altare; sie standen da wie zwei Jungen, die sich die langweilige Feierlichkeit durch allerlei Schabernack erträglich zu machen suchen wollen; es ging immer an der Grenze des noch Leidlichen hin. Nach dem Hochzeitstag blieb Manno nur noch einen Tag in München; länger ließ er sich nicht halten. Der letzte Abend, den wir mit Frau Merz zusammen zu Hause zubrachten, ist mir als besonders wohltuend in Erinnerung [361] geblieben. Frau Merz nahm mir die hausfrauliche Tätigkeit ab. es herrschte eine beruhigte, friedliche Stimmung; ich dachte noch nicht an meine Einsamkeit.

Manno plante damals eine häusliche Veränderung in der Weise, daß er ein Haus mieten wollte, wo er zugleich wohnen und die Praxis ausüben konnte. Es wurde ihm offenbar lästig, zwischen Via San Pietro und Via del Santo hin- und herzugehen; vielleicht hatte man ihm auch gesagt, es sei schädlich für ihn, daß er nicht zu Mittag esse. Am 20. Mai schrieb er mir: »Ja, Katze, nach München, das möchte ich wahnsinnig gerne — lieber heute als morgen, aber, mein Gott, um es zu tun, muß ich wenigstens noch 4 oder 5 Jahre warten — bis ich meine Praxis abgeben kann und mir ein wenig Geld zurückgelegt habe — Ja, es wäre zu schön, ich habe da immer das Gefühl, im Ausland zu sein, ich gehöre nicht her. Im Sommer komme ich sicher nach München und wir fahren dann zusammen nach Berlin und im September kommst Du hierher — Ich war heute um das Haus zu sehen in Piazetta di Stefano, es wird wahrhaftig

wunderschön und der II. Stock voll Licht, Luft und Sonne — Lucy kann nicht klagen. — Du kriegst ein reizendes, sonniges Zimmer im 1. Stock, wo meine Praxis sein wird — meine Wohnung, die wird natürlich nicht extra schön — dunkel und feucht, aber für mich sind die Knochen genug, sagte Salzers Mutter, und dann bin ich ja bald eine Leiche è l'umidità conserva i cadaveri — Sei nicht traurig, liebe Katze meine, und wenn auch alles in der Welt vorüber und zugrunde geht, wir können uns getrost sagen, daß unsere Liebe, die schon lange dauert, ewig dauern wird. Dein altes Mannochen.«

Seit ich Manno kannte, hatte er von Zeit zu Zeit Andeutungen gemacht, daß er nicht lange leben werde; ich hörte es nicht gern, weil ich es für den Ausfluß einer melancholischen Stimmung hielt — obwohl diese Bemerkungen nicht traurig, sondern humoristisch gemacht wurden —, aber ernst nahm ich sie nie, auch jetzt nicht. Manno war für mich wie die Luft oder das Licht, er war da und würde immer dasein. Das aber mußte mir auffallen, daß von dieser Zeit an seine Briefe so klangen, als rinne ein heimlicher Tränenstrom zwischen den Worten. Eine lange verhaltene Abschiedsklage, immer von neuem an[362]hebend, als könne sie sich nicht losreißen. Es schnitt mir ins Herz; ich machte deshalb den Vorschlag, Manno möchte nach München übersiedeln; aber gleichzeitig sagte ich mir, daß er sich nie entschließen würde, seine große Praxis aufzugeben. Er war ohne diese absorbierende Tätigkeit nicht zu denken.

Aus dem Mai habe ich noch folgende Karte: »Meine geliebte, geliebte Katze — Heute habe ich einen netten und lieben Brief von Busi bekommen — Che peccato che il cervello ed il cuore non vadano sempre d’accordo! Busis Briefe machen mich furchtbar traurig — für mich ist sie noch immer das kleine Kind, und ich kann nicht begreifen, daß sie, ohne uns, in Berlin allein sein muß — das Leben ist unmöglich, ich kann es nicht leiden, mein Herz möchte nicht mehr schlagen, es hat genug. Und doch il cervello ride e mi da, cioè al mio cuore, dello stupido. Heute war ich bei einer deutschen Familie, es wurden alte Lieder gesungen und ich mußte

an der Glückstraße denken und mußte weinen — Oh wie traurig das Leben! So bin ich nach Hause gekommen, habe Briefe und Karten geschrieben und werde jetzt ins Bett und lesen und versuchen alles zu vergessen — Ja, Katze, vergessen! Maledetta la vecchiaia e maledetta la vita — nein, auf der Welt möchte ich nicht mehr, höchstens als Tier — Wenn sie aber nur das Herz haben und kein Gehirn? Oh wie traurig müssen sie sein! Können sie darum nicht lachen? Haben sie darum immer feuchte Augen? Wann sehen wir uns wieder, Katze, ich muß immer an Dich denken! Immer! Tausend Grüße und Küsse — dein altes Mannochen.«

Am 9. Juni 1926 schrieb er: »Liebste Katze meine. Heute früh beim Aufstehen habe ich an Dich gedacht. Du bist doch eine tapfre Frau, ich denke, ich hätte, wenn ich Du gewesen wäre, das Abgehen von Busi nicht so leicht ertragen können, aber ich wußte es schon, daß es bei Dir gehen würde, und ich habe auch meine Arbeit und was für eine, aber mein Herz ist zurück, es wird alt und kann wenig ertragen — das Gehirn ist stark und lacht, aber das Herz ist weich und weint. Je älter ich werde, desto mehr fange ich an zu glauben, daß wir doch eine Seele haben. Wenn das Denken auch körperlich wäre, d. h. nur körperlich, wie dann eine solche Unterschied möglich?, anders ist was man denkt, anders was man fühlt — Meine Praxis wird [363] aber jeden Tag größer, ich weiß nicht, was ich machen kann, weil viele Patienten müssen fortgeschickt werden, und die sind meistens die besten — mein Assistent ist ganz ordentlich, er wird aber nie prima werden — Pace ist meine Stütze. Busi schreibt mir auch ganz nette und zufriedene Briefe über ihrer lauwarme Liebe — Das neue Haus wird sehr schön.

Er kam wirklich im Juli zu meinem Geburtstag, und auch Busi kam. Nach Berlin fuhren wir nicht; für Manno war das Eisenbahnfahren immer eher eine Quälerei und jetzt vollends. Auf der Rückreise nach Italien wurde er krank, er beschrieb es mir in Versen:

»Sant 'Antonio, che viaggio disgraziato!

Da Monaco ad Innsbrucco invanamente
D'aver quiete mi sono lusingato,
Fra quell' Americana arida gente.
Ad Innsbrucco smontai perchè l'affanno.
Non mi voleva punto abbandonare,
Ed io dissi a me stesso: amico Ermanno,
In Vagon letto è meglio continuare.
Or fra una Koggatina ed un brodetto
L'ore passano della lunga attesa,
Ed appena disteso sul mio letto
Mi sentii meglio con mia gran sorpresa.
A Verona alle sei son arrivato,
Limpido il cielo, il sole generoso,
Ed or, seduto in tren accelerato
A voi pensando l'animo riposo.
A Padova mi porta questo treno
Lungi da chi m'è più di tutto caro,
Si che il ricordo di dolcezza pieno
Ha pur nel fondo un non so chè d'amaro.«

Dies Übelbefinden ging vorüber, es schien wieder alles in Ordnung zu sein; derartige Anfälle hatte Manno ja auch früher gehabt. Wie es verabredet war, fuhr ich im September nach Padova. Im Oktober oder November sollte der Einzug in das neue Haus stattfinden; das bedurfte vieler Vorbereitungen. Die Piazza di Stefano, an der das Haus liegt, ist der Via San Pietro [364] ganz nah. Der Besitzer war ein Graf aus altem venezianischem Geschlecht, ein noch junger Mann, sehr stolz darauf, daß es streng im Stile des Trecento oder Quattrocento gehalten war. Als ich gelegentlich mit Manno das Haus besichtigte, erklärte er mir eifrig die Feinheiten und die Echtheit des Stils. Jedenfalls hatte der Platz mehr Luft und Licht als die Via San Pietro. Es kommt vor, daß kleine bedeutungslose Vorfälle im Gedächtnis haften, während Wichtiges vergessen wird. Man konnte aus unserem Haus und wenn man zur

Piazza wollte zwei Wege einschlagen, von dem der eine an einem Laden mit Särgen vorüberführte. Es war mir nun sehr unangenehm, daß man Särge in einem Laden zur Schau stellte, und ich nahm immer Anstoß daran, was Manno sehr belustigte. Einmal, als wir an jenem Hause vorübergingen, sagte ich zu Manno, der andere Weg sei kürzer; er war anderer Meinung wir verabredeten, daß wir es ausprobieren sollten, indem der eine den, der andere den anderen Weg nahm, und zwar so, daß wir im gewöhnlichen Schritt gingen. Es kam darauf an, wer zuerst an einer bestimmten Ecke sein würde. Ich bemühte mich ehrlich, meinen Schritt nicht zu beschleunigen; wie es Manno gehalten hat, weiß ich nicht, jedenfalls stand er da, als ich ankam; er wartete auf mich mit dem liebevollen Lächeln, das ihm eigentümlich war, das über seinem geheimnisvollen Untergrund an Überlegenheit zu schweben schien. Ich weiß nicht, warum diese vollständig belanglose kleine Begebenheit sich mir so eingeprägt hat. Es gibt einige Stellen, von denen mir scheint, ich könnte es nicht ertragen, sie wiederzusehen; so der Garten in Braunschweig, wo ich meine Kindheit und Jugend zugebracht habe, und diese Ecke in Padova, wo mir ist, als müsse Manno stehen und auf mich warten mit dem halb süßen, halb skeptischen Lächeln auf dem Kindermund.

Ende Oktober oder Anfang November fuhr ich nach München zurück; beim Umzuge, der bevorstand, wäre ich nur im Wege gewesen. Ich sorgte dafür, daß Manno am Tage des Einzugs Brot und Salz in die neue Wohnung gestellt wurde. Für das Salz hatte ich schon vorher ein kleines Salzfaß aus Bernstein gekauft; dann kaufte ich in Padova ein Tischchen, so hübsch, wie ich es bekommen konnte, und bat Dirce, es mit dem Salz [365] und mit Brot an dem betreffenden Tage hinzustellen. »Geliebte Katze meine«, schrieb mir Manno, »l'unico raggio di sole è stato il tuo saluto di pane sale ed i tuoi graziosi versi. — Es war eine furchtbare Woche, nun bin ich aber froh, daß sie vorbei ist. Es wird wunderschön werden. Ich kann dir nicht sagen quanto la sorpresa del tavolino mich gefreut hat, mi sono commosso fino alla lagrima — Du bist mir der liebste Mensch

auf der Welt, und ich werde far di tutto per poter venir a Natale. Tausend Grüße und Küsse Dein altes Mannochen.«

Aus dem Besuch zu Weihnachten wurde nichts; ich war Weihnachten in Berlin bei Franz und Busi. Es war zufällig in der Wohnung von Frau v. Batocki ein Zimmer frei, wo ich schlafen konnte. Das Jahr 1927 begann sehr unangenehm. Ich hatte mir durch Essen von Honigkuchen geschadet, der in der Weihnachtszeit reichlich vorhanden war; ich fühlte mich täglich schlechter. Franz und Busi gingen Silvester allein zu Gaus. Ich fuhr in sehr elendem Zustand nach München zurück und krankte noch längere Zeit, bis ich wieder ganz gesund war. Der ganze Winter hatte für mich einen ungewöhnlich peinlichen Charakter durch meinen bevorstehenden Umzug nach Berlin.

Bei der damaligen Wohnungsnot pflegten die Leute nur auszuziehen, wenn sie von dem Mieter Geld dafür bekamen. Das heißt, sie ließen sich ihre Ansprüche bezahlen. Das war eigentlich verboten, aber es geschah allgemein, die Preise für das Ausziehen wurden sogar in den Zeitungen bekanntgegeben. In Berlin wurde in der Uhlandstraße eine Wohnung frei, die für Franz, Busi und mich groß genug gewesen wäre und die besonders Franz sehr gefiel, die Familie, welche sie bewohnte, wollte aber nur gegen Bezahlung von 2000 Mark ausziehen, weil sie, wie sie sagten, so viel zu dem Ausbau jener Wohnung geben müßten, die sie im Auge hatten. Daraus folgte, daß auch ich für meine Wohnung 2000 Mark erzielen mußte, was aber in München viel schwieriger war als in Berlin. Meine Münchener Wohnung war sehr schön, und es kamen unzählige Leute, sie zu sehen; wenn ich aber von den 2000 Mark sprach, zogen sie sich zurück. Manche deuteten mir in ihrer Enttäuschung und ihrem Ärger an, daß ich etwas Unerlaubtes täte. Es war [366] die bitterste Zeit, die ich seit langem durchgemacht hatte. Fast fürchtete ich mich vor jedem Tage. Der ganze Handel mit den Wohnungen war mir widerwärtig, und doch mußte ich mitmachen, um eine Wohnung in Berlin zu bekommen. Dann das Packen. In den Jahren, die ich in der Kaulbachstraße wohnte, hatte

sich viel angehäuft, auch viel von dem Kram, den man aufhebt, solange man eine feste Wohnung hat, den man aber bei einem Umzug zurückläßt. Busi kam auf ein paar Tage, mir zu helfen.

Ich hatte so viel Möbel, daß ich ein Teil davon verschenkte, ein Teil verkaufte; ein Teil wurde gestohlen; alles das verursachte unsäglich viel Mühe. Ich war in diesem Hause in der Kaulbachstraße überaus glücklich gewesen, das war nun vorüber, ausgelebt. Bevor ich nach Berlin ging, wollte ich Manno in Padova besuchen; zunächst aber zog ich für eine Woche oder zwei zu Fanny Hoppe-Moser in die Franz-Joseph-Straße. Während ich dort war, bekam ich die Nachricht, daß es meiner Freundin Emmi Reiff, die im Jahre vorher an Krebs operiert war, sehr schlecht gehe. Sie war mit ihrer Tochter in Tirol und mußte schleunigst nach Zürich zurückfahren; man wußte, daß es nun zu Ende gehen würde. Dies kam sehr überraschend, denn die Operation war gut verlaufen, und sie hatte sich schnell erholt. Um sie noch einmal zu sehen, beschloß ich, über Zürich nach Italien zu fahren. Während meines Aufenthalts bei Fanny bekam ich eines Tages aus Brasilien, wahrscheinlich aus Rio de Janeiro, ein Bündel portugiesischer Zeitungen geschickt. Als ich es öffnete, fielen zwei scharlachrote Bahnen heraus, deren Ausdeutung sich im gleichzeitig eintreffenden Briefe erklärte. Eine in Brasilien lebende Deutsche hatte Bücher von mir gelesen und wollte mir ihre Teilnahme dadurch ausdrücken, daß sie mir diese Bahnen schickte, die in Brasilien glückbringend seien. Ich freue mich sehr darüber; der Umstand, daß sie unterwegs nicht verlorengegangen waren, obwohl sie doch zwischen den Zeitungen sehr ungenügend verpackt waren, schien mir ihre talismanische Kraft zu verbürgen. Allerdings, die schweren Tage, die mir bevorstanden, konnten sie mir nicht erleichtern. Jemanden besuchen, von dem man weiß, daß er sterben muß, ist unbeschreiblich schwer. Ich tat es, weil ich als ganz junges [367] Mädchen vom Sprungbrett mich ins Wasser geworfen hatte, um mich freizuschwimmen; mit zusammengebissenen Zähnen, mich vorwärts treibend mit den Worten: du mußt. Emmi sah schön aus,

wenn auch leidend. Sie freute sich über meinen Besuch und ging gern auf alles ein, was mir einfiel zu sagen. Sie durfte nichts mehr essen, obwohl sie Lust darauf gehabt hätte; trotzdem schien sie nicht bestimmt zu wissen, wie es um sie stand; der Arzt, der sie täglich besuchte, wußte ihr wohl etwas vorzuspiegeln. Ich stellte mich unbefangen, so gut ich konnte, während das Herz sich mir zusammenzog, wenn ich sie ansah. Ich blieb drei oder vier Tage dort, traurige quälende Tage. Auf der Rückreise, versprach ich, würde ich wieder vorbeikommen. Von Zürich fuhr ich nach Bern, um den Schnellzug nach Italien zu nehmen. Es war einige Tage vor Ostern, der Zug war fast ganz durch eine Schule beschlagnahmt, ich bekam nur zur Not einen Platz, nachdem Herr Merz einen heftigen Auftritt mit dem Zugführer gehabt hatte. Auch in Mailand waren die Züge überfüllt; ich saß im Gang auf meinem Koffer, zufrieden, daß ich nicht zu stehen brauchte.

In Padova war Manno an der Bahn. Er war augenscheinlich verstimmt, anders als sonst. Manno konnte sehr heftig werden, Wutanfälle bekommen; aber verdrossen übellaunig war er nie. Da ich mir sein Wesen nicht erklären konnte und ihn geradezu fragte, gab er mir allerlei Erklärungen an, Ärger im Geschäft und dergleichen, von denen ich eher das Gefühl hatte, daß er sie nur vorwandte. Es hing offenbar mit seinem Befinden zusammen, er litt schon seit längerer Zeit an einem hartnäckigen Husten; aber wenn er es auch erwähnte, so verweilte er doch nicht dabei. Mir schien sein Husten nichts Schlimmes zu sein. Ich erinnere mich nicht, wie der Ostersonntag verlief; auf den Montag hatten wir uns einen Ausflug nach Venedig vorgenommen. Es war schon frisch, und ich war in Verlegenheit, was ich anziehen sollte, denn ich hatte nichts Winterliches mit. Manno probierte mir eines seiner Jackets an, das mir auch sehr gut saß; er erinnerte sich daran, daß ich vor Jahren in der Iglaseegasse einmal in einem Anzug von ihm erschienen war und wie hübsch ich darin ausgesehen hatte. Wir fuhren in aller Frühe nicht mit der Kleinbahn, son[368]dern mit der Eisenbahn über die große Brücke; vom Bahnhof aus hat man eine ziemliche Strecke

bis zur Piazza San Marco. Dort frühstückten wir im Freien; es war nun doch gutes Wetter geworden. Die hübschen bunten Läden auf der Piazza und in den nächsten Straßen waren trotz des Feiertages geöffnet; ich konnte mir also, was ich schon lange vorhatte, eine Tasche kaufen. Manno pflegte, was an Kleingeld bei ihm einging, für mich zurückzulegen; es waren diesmal 250 Lire. Für das Geld kaufte ich mir die Tasche, aus braunem Leder, mit dem Markuslöwen darauf gepreßt. Wenn ich allein gewesen wäre, hätte ich vielleicht eine andere, originellere, farbigere gewählt, aber Manno war immer für das Gediegene, Solide, und sein Geschmack gab den Ausschlag. Andere Einzelheiten sind mir an diesem Tage nicht im Gedächtnis geblieben; ich bin nie wieder in Venedig gewesen.

Manno verkehrte damals viel mit einem jungen Ehepaar, dessen Namen ich vergessen habe. Die Frau war aus Venedig, eine höchst reizvolle Blondine, der Mann dunkel, ein Typus, wie man sich bei uns die Italiener vorstellt. Wir waren eines Abends zu ihnen eingeladen; außer uns war noch ein älterer Offizier da, der schriftstellerte und der während des Krieges und nach dem Kriege die Korrespondenz mit den Hinterbliebenen gefallener Soldaten zu führen gehabt hatte. Er erzählte interessant davon; nicht die Mütter und nicht die Frauen, behauptete er, sondern die Schwestern empfänden den tiefsten Schmerz über den Verlust der Toten. Das wenigstens war das Ergebnis seiner Erfahrungen. Das Gespräch kam auf okkultische Dinge, Ahnungen, Vorzeichen und dergleichen, woran das Ehepaar glaubte. Sie erzählten allerlei merkwürdige Erlebnisse, und die junge Frau sagte, sie könne Karten legen, es treffe auch stets ein, was sie daraus prophezeie. Mich interessiert das alles sehr, und als sie mir vorschlug, sie wolle mir Karten legen, ging ich gern darauf ein. Etwas ganz Schlimmes, sagte ich, dürfte sie mir aber nicht sagen, wenn ich auch nicht fest daran glaubte, würde es mich doch stören. Sie legte die Karten an und bezeichnete eine als mich, zu der nun die übrigen in Beziehung traten, und sie schien nicht viel Günstiges zu sehen. Erst, sagte sie, sei da ein

Schrecken, dann kam ver[369]schiedenes anderes, dessen ich mich nicht entsinne, und da, sagte sie, das ist ja der Tod; aber noch etwas entfernt. Ich glaube, mein erstes Gefühl war ein gewisser Unwille, weil sie mir eben erst versprochen hatte, mir etwas Schlimmes nicht zu sagen. »Das bezieht sich auf die arme Emmi«, sagte Manno; aber ich hatte das Gefühl, es könne das nicht sein, Manno wußte wie immer genau, was ich fühlte und dachte; wir erwarteten Busi in den nächsten Tagen, und auf sie bezog sich alles. Es konnte ihr unterwegs irgend etwas passieren, das konnte der Schrecken sein. »Sorge dich doch nicht um Busi«, sagte Manno, du wirst sehn, sie steigt gesund, munter aus dem Zuge, wenn wir sie in Verona abholen.« Die schöne Blondine tat ganz so, als sei das Kartenlegen nichts, was man ernst nehmen dürfe; der unangenehme Eindruck ging vorüber. Bald darauf holten wir wirklich Busi in Verona ab. Am Tage vorher sagte Manno, es sei ihm leid, er habe Wichtiges zu tun, er könne mich nicht begleiten, ich müsse allein nach Verona fahren. Das war wie eine Enttäuschung, ich ärgerte mich sogar ein bißchen, aber Lucy, Dirce und Angelina bestätigten mir, Manno könne es wirklich nicht einrichten. Ich fuhr also allein ab; als ich in Verona ausstieg, empfing mich Manno höchst befriedigt über den richtigen Verlauf seines Scherzes; er war im selben Zuge mitgefahren. Nun waren wir drei wieder zusammen, es war so, wie es sein sollte. Kurze Zeit danach wachten wir nachts durch ein lautes Gepolter und seltsam schreiende Töne auf. Es kam von der Treppe her, die zu Mannos Zimmer führte — wir wohnten noch im alten Hause. Da wir sehr erschraken, fiel mir ein, daß das der beim Kartenlegen angesagte Schrecken war, und fühlte mich erleichtert; denn es erwies sich, daß der Lärm und das Geschrei von ein paar freien Katzen verursacht war, die sich eingeschlichen hatten und miteinander kämpfend die Treppe heruntergefallen waren. Ein paar Tage später kam der wirkliche Schrecken; Manno hustete Blut und entschloß sich, einen Arzt zu rufen. Für diese Art Krankheiten kam Baron Malfatti in Betracht, ein sympathischer blonder Mann, mit dem ich schon, wenn auch nur oberflächlich, bekannt geworden

war. Er hatte eine Estländerin zur Frau. Malfatti konnte nach oberflächlicher Untersuchung noch nichts [370] Näheres sagen. Manno dachte an Brustkrankheit, weil das in seiner Familie vorgekommen war. Dann, dachte ich, müßte Manno aber in Davos leben; dort lebten ja manche, die zu Hause in der Ebene krank gewesen wären oder hätten sterben müssen. Bei einem seiner nächsten Besuche sagte Malfatti zu Busi und mir, er fürchte, es handle sich um einen Abszeß in der Lunge, dann sei der Fall sehr ernst; aber er müsse Manno noch längere Zeit beobachten. Sein Rat war, wir möchten zunächst für einige Tage mit Manno an den Comer See fahren, das würde ihm guttun. Hernach müsse er dann gründlich untersucht werden. Eine Unglücksbotschaft erschüttert einen im ersten Augenblick durch und durch, atemraubend; aber das Selbsterhaltungsbedürfnis des Menschen ist so stark, daß er sie, nach Überwindung der ersten Erstarrung, um sich zu entfernen, unwirksam zu machen sucht. Es mußte ja nicht so sein, das letzte Wort war noch nicht gesprochen. Manno war da, lebendig, ganz so aussehend wie sonst, unerschöpflich an Einfällen, so konnte kein Todgeweihter sein. Wir freuten uns darauf, zusammen nach Como zu fahren; über diese uns so unverhofft geschenkten Tage wollte ich nicht hinausdenken. Von Como aus fuhr Manno nach Mailand, um Guido zu besuchen. Guido wollte durchaus nichts davon hören, daß es sich um etwas Ernstes handle. Den Husten und das ganze Übelbefinden erklärte er für eine Folge seines Unfalls mit dem Auto. Das sei damals nicht erkannt und nicht behandelt worden. Manno war nicht überzeugt, trotzdem tat uns allen diese Einstellung Guidos wohl. Nachts hörten wir Manno husten, dann kam die Angst wieder. Am Tage aber überwog das Glücksgefühl, daß wir Manno so ganz für uns hatten. Er war gleichmütig, wie er selten war, beinahe hätte man das Wort gemütlich auf ihn anwenden können. Er vermißte seine Arbeit nicht, er war nicht unruhig, und es störte ihn nichts. Wir machten einen Ausflug zu Schiff auf den See und fuhren mit der Zahnradbahn den Berg hinauf. Als die glücklichen Tage vorüber waren, regte sich das zurückgedrängte Angstgefühl stärker. Wir

mußten nun nach Deutschland zurückfahren, Busi konnte ihren Mann nicht länger allein lassen, Manno sollte sich für einige Tage an einen Kurort begeben, wo die eingehende Untersuchung statt[371]finden sollte. So trennten wir uns. Ich glaube, daß Manno uns bis Triest begleitete. Wie oft hatten wir ihn da allein stehn sehn, dem Zug nachblickend, der sich fortbewegte. Es schnürte uns jedesmal das Herz zusammen, wenn er da so stand, als wäre er allein auf der Welt. Busi pflegte zu sagen: »Im Grunde ist er ja froh, wenn wir fort sind, er muß viel Rücksicht auf uns nehmen, jetzt fühlt er sich wieder ungebunden.« Aber das half in Wirklichkeit nicht: da stand unser Mannochen, allein, frierend in der kalten Welt, wir fuhren weit fort von ihm, ohne zu wissen, wann wir ihn wiedersehen würden.

Aus der Klinik, wo er hinkam, bekam ich einen Brief vom 20. Mai:

»Liebste Katze, ich fürchte assai
Daß Du Dich vergessen glaubst,
Dieser Mann non scrive mai,
Cosa pensa, cosa fa!
Er ist schrecklich krank gewesen
Und man hat ihn sehr gequält,
il vorebbero genesen,
Spritze dort und Spritze da.
Poi per farlo pallidetto
Del suo sangue Manno gezapft.
Sonst macht er hier in letto
Mit der Miene, die er hat.
Und vor Angst il disgraziato,
Und vor Schwäche wurde schlecht.
Sie den Puls Manno tastato;
Finchè vivo non morà.
Heute geht ihm etwas besser,
ma son undici dottori,

Wenn ein jeder packt das Messer,
Cosa mai da lui sarà!«

Einige Tage später reiste ich nach Italien ab. Der Einzug in das neue Haus war inzwischen bewerkstelligt. Die Einrichtung war anders, als Manno zuerst gedacht hatte; Lucy wohnte mit Angelina im Erdgeschoß, wo es eher dunkel, wenn auch nicht gerade feucht war; der Grund war, daß Lucy von dort aus zu[372]weilen ins Freie gefahren werden konnte. Sie war schwer, und man unternahm es nicht gern, sie über eine Treppe hinunterzutragen. Ich kam spätabends an und begrüßte zuerst Lucy, die schon zu Bett lag. Sie sah traurig aus und sagte: »Manno ist nicht zu retten, Malfatti hat es mir gesagt.« Arme Lucy! Ich war so ins Herz getroffen, daß ich sehr heftig sagte: »Was, das sagst du mir?« Ich haßte sie in diesem Augenblick, ich haßte Malfatti. War es recht, den Angehörigen jede Hoffnung zu nehmen, die noch Wochen und Monate lang neben dem Kranken leben mußten? So dachte ich in jenem Augenblick; es schien mir, er habe aus Eitelkeit gehandelt, damit man wisse, er habe von Anfang an richtig diagnostiziert. Dann ging ich zu Manno; wir bewohnten den zweiten Stock. Er freute sich, daß ich da war, sein Befinden, sagte er, sei leidlich, er könne doch noch arbeiten. An jene Nacht denke ich mit Grauen. Unser Haus stand der Kirche di Stefano dicht gegenüber, das viertelstündliche Geläute klang, als wäre es im eigenen Zimmer. Malfatti hatte mir von Anfang an gesagt, daß es ernst sei, und ich hatte wohl verstanden, was ein solches Wort im Munde eines Arztes bedeutet, ich hatte also wenig Hoffnung mehr haben können; doch hatte ich sie in der Tiefe des Herzens festgehalten. Nun sollte alles aus sein. Ich brachte die Nacht wie im Fieber zu; wenn ich vor übergreifender Müdigkeit einschlief, weckte mich gleich darauf wieder Mannos Husten oder das Glockengeläut. Im Tageslicht erscheint alles heller; es scheint möglich, alle die schrecklichen Eindrücke des vergangenen Tages und der Nacht den bösen Träumen zuzurechnen. Angelina half mir dabei sie erzählte mir, daß Dr. Fabbris Mannos Krankheit anders

beurteilte als Malfatti und daß er ihn auf eine andere Art behandele. In der Tat kam Fabbris alle paar Tage, und obwohl Manno zu dieser Nebenbehandlung und zu Fabbris Hoffnungen lachte, glaube ich doch, daß es ihm wohl tat. Denn er wollte doch so gern leben. Malfatti sagte uns gelegentlich, daß diese Krankheit, der Abszeß in der Lunge, stoßweise in Anfällen sich entwickle. Es war damals eine ruhige Zeit. Manno stand des Morgens auf und arbeitete und unterhielt die Patienten so lustig wie immer. Ich erinnere mich nicht, ob er auch am Nachmittag arbeitete. Des Abends, wenn [373] es kühl wurde, gingen wir meistens aus und saßen draußen in irgendeinem Café. Daß Manno sehr krank war, hatte sich bereits in Padova herumgesprochen. Und wer nicht wußte, um was es sich handelte, wußte doch, daß es sehr ernst war. Die Bekannten waren in Verlegenheit wie einem zum Tode Verurteilten gegenüber und vermieden ein Zusammensein mit uns. Wir saßen meistens allein. Ich gab mir Mühe, unbefangen zu sein, nicht merken zu lassen, wie trostlos mir zumute war. Wenn wir nachts in die Wohnung zurückkamen, hatte ich den Eindruck, daß Manno völlig erschöpft war; aber er klagte nie. Die Freunde waren im höchsten Grade teilnahmsvoll und liebevoll. Jeden Morgen kam Alberti und saß eine Weile an Mannos Bett, bevor er in sein Büro ging. Als Malfatti seine Ferienreise machte, vertrat ihn Dr. Dandolo, der mich dadurch belustigte, daß er, wenn er mit mir sprach, die Stimme erhob, in dem unwillkürlichen Gefühl, ich würde ihn dann besser verstehen. Im Juli kamen Franz und Busi, sie wohnten in unserem Hause. Damals konnte Manno nicht mehr ordinieren, er lag fest zu Bett. Der Sommer war sehr heiß; er mußte immer von Zeit zu Zeit einen Schluck eisgekühltes Wasser nehmen. Wenn man am Tage auf die Straße trat, war es, als ob Blei auf einen herunterfiele. Zuweilen ging ich in die offenstehende kühle Kirche und betete, verzweifelt, um den Himmel zu zwingen; aber ich glaubte nicht daran. Unter denen, die Manno zuweilen besuchten und die er annahm, war ein alter deutscher Missionar, den er behandelt hatte und der mit Liebe und Dankbarkeit an ihm hing. Er

war, wie er mir erzählte, in Speyer geboren und mit fünfzehn Jahren nach Rom auf das Priesterseminar gekommen; er sprach das Deutsche immer noch sehr unvollkommen. Er bemerkte natürlich, daß ich nicht katholisch war, und ich hatte den Eindruck, daß ihm das etwas unheimlich war, andererseits war ich ihm als Mannos Frau doch unantastbar. Als Manno einmal im Gespräch sagte, es sei ihm gleich, zu sterben, nur die Vorstellung, in der Erde von den Würmern gefressen zu werden, sei ihm unangenehm, warf ich ein: »Aber Manno, wenn du gestorben bist, liegst du doch nicht in der Erde, sondern bist im Himmel.« Er stimmte lebhaft ein und hatte seitdem eine besondere Zuneigung, beinahe Hochachtung [374] für mich. Er war mit seinem rötlichweißen Bart eine auffallende Erscheinung. Von seinen weiten Reisen im Innern Afrikas konnte er hübsch erzählen. Von Zeit zu Zeit nahm er eine Einsegnung oder sonst religiöse Handlung mit Manno vor, wobei ich nicht zugegen war, wir sprachen auch nicht darüber. Es war eine merkwürdige Tatsache, daß niemand eigentlich wußte, ob Manno katholisch oder evangelisch sei. Wie alle Kinder des alten Ceconi, für die seine erste Frau maßgebend war und geblieben war, so war auch Manno evangelisch getauft und konfirmiert; ich besitze noch seine Bibel, in die der gute Pastor den Spruch und einige Worte geschrieben hat. Später aber, hatte Manno mir erzählt, sei er katholisch geworden, aus Liebe zu einer Katholikin, die aber bald wie manch anderes Mädchen aus seinem Leben und seinem Gedächtnis geschwunden war. Diese Geschichte hatte ich nur halb geglaubt, doch ist sie wahrscheinlich wahr gewesen. Manches Mal erwies sich das, was man für eine von Mannos phantastischen Ausgeburten hielt, als buchstäbliche Wahrheit. Wie dem auch sei; er trat Katholiken und namentlich katholischen Geistlichen gegenüber als Katholik auf und wurde durchaus als solcher angesehen und behandelt. Er selbst machte keinen Unterschied zwischen katholisch und evangelisch, aber da die Padovaner im allgemeinen katholisch waren, hielt er es wohl für einen Arzt angemessener, als Katholik zu gelten. Er war schon lange nicht mehr so, wie er war, als ich ihn kennen lernte, wo

er von einer Frau verlangte, sie müsse fromm sein, um liebenswert zu sein; aber er war eine anima naturaliter christiana, eine religiöse Natur, obwohl er das kaum zugegeben haben würde, und ich glaube, daß er sich nicht ungern in die kirchlichen Gebräuche einfügte, die im Hospital üblich waren. Dorthin kam er, wenn ich nicht irre, im August.

Als wieder einmal ein Anfall kam, wurde ein berühmter Diagnostiker zugezogen, mit dem sich die Ärzte, die Manno bisher behandelt hatten, berieten. Das Ergebnis war, daß, wenn der Abszeß in der Lunge nicht bösartiger Natur sei, der Fall nicht ganz hoffnungslos liege. Es wurde viel von einem Stich in die Lunge erhofft, durch welchen der Eiter ausfließen könne. Zu diesem Zweck wurde Manno in das Hospital überführt. Ange[375]lina begleitete ihn dorthin; sie erzählte mir nachher, ihr Wagen sei unterwegs einem Buckligen begegnet, was als glückliches Omen galt. In dieses Hospital hatte ich früher Manno zuweilen begleitet, wenn er Zähne von Patienten behandelte, die dort krank lagen. Es war ein alter Palast in einer Gegend, wohin wir sonst nicht kamen, eine lange Straße mit Lauben, die ich nun täglich ging. Wenn ich des Morgens kam, saß meistens Alberti an seinem Bett. Es ging in diesem Hospital sonderbar zu. Von der Straße her drang beständig Lärm herein, auf den Gängen war ein lebhaftes und oft lautes Kommen und Gehen. Bei Manno wurde unaufhörlich aus und ein gegangen; es mag sein, daß er als Arzt anders als andere behandelt wurde. Ich hatte den Eindruck, daß die vielen Besuche der Freunde ihn zerstreuten und daß deshalb die unbehutsame Art des Verkehrs in seinem Zimmer gut war. Er war nie lange allein, abends, wenn wir fortgingen, kam Angelina. In der Zeit, als es Manno sehr schlecht ging und man das Schlimmste erwartete, kam Busi; der gute Vitturi reiste ihr bis Verona entgegen, um sie mit der Nachricht zu empfangen, daß es besser gehe. Sie blieb dann mehrere Wochen dort. Einige Bilder haben sich mir besonders eingeprägt. Manno hatte aufstehen müssen, weil neue Röntgenaufnahmen gemacht werden sollten, und zufällig begegnete ich ihm im Gange, als er in

die betreffende Zelle ging. Er hatte, damit er sich auf dem kühlen Gange nicht erkälte, Mantel und Hut anziehen müssen, und der Hut fiel ihm übers Gesicht, weil er sehr mager geworden war. Dieses Bild konnte ich nie wieder aus meinem Herzen reißen, es war wie eine Wunde, die sich nicht schloß. Ein anderes Mal begegnete ich auf dem Gange einer Tragbahre, auf der ein Kind getragen wurde, neben welchem die Mutter ging, eine einfache Frau. Das Kind, welches offenbar schon öfters geschnitten war, wimmerte: »Non tagliar, non tagliar!« Die Mutter murmelte ein paar beruhigende Worte. Namentlich die jungen Assistenzärzte, denen man häufig begegnete, waren guter Laune, man hörte sie lachen und Späße machen; als ob sie das überwiegend Traurige und Schreckliche, was um uns her vorging, nicht sähen. Einmal wurde eine Frau gebracht, die beim Essen einen Knochen verschluckt hatte. Es waren ge[376]rade ein paar Ärzte bei Manno, die ihm das erzählten und Späße darüber machten, daß man sie operieren werde, obwohl sie sowieso sterben müsse. Ich erinnere mich nicht mehr, was sie sagten, aber die Italiener haben eine sehr drollige Art, halb komische, halb ernste Bemerkungen zu machen, und ich mußte selbst mitlachen, obwohl mir nicht danach zumute war. Der Tod hatte in diesen Räumen ganz seine Bedeutung verloren. Manno fühlte sich am wohlsten, wenn er unter den Ärzten war und in den Jargon einstimmte, in dem sie miteinander sprachen. Obwohl ihm das eigentlich fremd war, gab es ihm ein Gefühl, als sei er noch dem Leben zugehörig. Ich war mir bewußt, nicht wohltuend zu wirken; ich gab mir die erdenklichste Mühe, unbefangen und guter Stimmung zu scheinen; aber ich war mir bewußt, daß ich diese Rolle schlecht spielte. Ich erinnerte mich daran, daß wir als Kinder, wenn wir krank waren, den Besuch unseres Vaters am Krankenbett nicht gern hatten. Wir fühlten, ohne uns dessen klar bewußt zu sein, seine Angst und Sorge um uns, und das beschwerte uns. So, dachte ich, wirkte ich jetzt an Mannos Bett und konnte es nicht ändern. Eines Tages, als Busi und ich in der Mittagszeit Manno verlassen hatten, trafen wir im Gange auf Malfatti. Wir begrüßten

uns, und er sagte, daß er glaube, es werde nun bald zu Ende gehen. Ich bemühte mich, die Worte gefaßt aufzunehmen, verabschiedete mich schnell und ging weiter; Busi dagegen kehrte um und ging zu Manno zurück. Sie tat ihm gegenüber, als habe sie etwas vergessen, und saß noch eine Weile bei ihm. Ihre erste Regung war, bei Manno zu sein, den sie verlieren sollte, meine war, allein zu sein und meine Erschütterung zu verbergen. Ich glaube nicht, daß sie Manno mehr liebte als ich, aber ich fand es so schön, wie sie fühlte und handelte, und war traurig, daß ich nicht so sein konnte.

Es ging doch so schnell nicht, wie Malfatti damals meinte. Busi konnte nicht dauernd in Padova bleiben und fuhr wieder nach Berlin zurück. Auch ich war vorübergehend wieder in Deutschland. Aus dem Oktober habe ich mehrere Karten von ihm, auf denen er schrieb, es gehe etwas besser, aber er habe keine Kräfte, die Kräfte wollten nicht wiederkommen. Er freue sich wahnsinnig, schrieb er, mich wiederzusehen, das Wiedersehen [377] würde ihm gewiß die Kräfte bringen. Mir ging jedes Wort wie ein Messer durchs Herz; er hoffte in jeder Veränderung auf eine Veränderung, eine Besserung für sich, und ich wußte, daß es nur immer schlechter bis zum Ende gehen konnte. Einige Tage vor Mannos Geburtstag, im Oktober, fuhr ich wieder hinunter. Ich fuhr wie immer mit dem Nachtzug dritter Klasse. In Kufstein stiegen Straßenarbeiter ein, müde Leute in Arbeitskitteln mit schmutzigen Stiefeln. Ich hatte bis dahin ausgestreckt gelegen, jetzt drückte ich mich in eine Ecke, um ihnen Platz zu machen. Ich sah sie an mit einem Gefühl schmerzlicher Bruderliebe, wie ich es noch nie gehabt hatte. Man sah ihnen an, wie arm, wie roh sie waren, wie freudlos und mühevoll ihr Leben verlief; sie ahnten nicht, wie viel elender ich war als sie.

In der Via Garibaldi war ein Blumengeschäft, wo Manno zu kaufen pflegte; es nannte sich l'Italia. Zu seinem Geburtstag schickten wir einen dicken Strauß roter Nelken und ließen dazu sagen, che l'Italia la saluta. Wenn ich des Morgens ins Hospital kam, traf ich immer noch Alberti an seinem Bett sitzen. Nachmittags wurden die Hustenanfälle schlimmer, der Zustand verschlechterte

sich zusehends. Franz und Busi kamen einige Tage nach mir. Busi war von der Bahn sofort in die Klinik gegangen und hatte gesehen, daß es aus war. Dann kam sie zu mir. Ich werde nie vergessen, wie sie in der Tür stand, so jung und so schön, und mich todestraurig ansah; zu sagen brauchten wir nichts. Damals wünschte ich zuweilen, es möchte vorüber sein, denn ich konnte nicht mehr. Wenn ich die lange Straße, an deren Ende das Hospital liegt, hinunterging, zitterten mir die Knie; ich hatte kaum noch die Kraft, die breite Treppe zu Mannos Zimmer hinaufzugehen. Ich war Franz dankbar, daß er mich nachmittags zuweilen ablöste. Am letzten Tage ist mir noch ein Bild geblieben: Mannos Schnurrbart war so gewachsen, daß er ihn beim Trinken störte, und er ließ deshalb den Friseur kommen, der ihn sonst zu rasieren und zu behandeln pflegte. Es war ein lustiger, redseliger Mann, den wir alle kannten und mit dem Manno Späße zu machen pflegte. Er kam herein, grüßte kurz, stützte den Bart, ohne ein Wort zu sagen, und ging dann schnell aus dem Zimmer. [378] Auch Manno sagte kein Wort. Der Tag, nachdem Franz und Busi gekommen waren, war der erste November, Allerheiligen. Busi sorgte sofort dafür, daß eine Krankenwache nachts bei Manno blieb, und in derselben Nacht hatte er einen Blutsturz. Man erwartete nun das Ende. Wir waren den ganzen Tag bei ihm, Angelina, Busi und ich, Mannos Assistent und dieser und jener Arzt und Freund. Ich sehnte mich danach, laut zu weinen und zu rufen: »Manno, Manno, verlaß mich nicht!« Aber Angelina bewachte mich scharf, Manno sollte nicht merken, daß er ein Sterbender sei. Einmal sagte ich: »Nun wird es gewiß besser werden«, oder etwas dergleichen. Er antwortete ganz leise: »Speriamo.« Angelina nickte mir befriedigt zu. Man hatte an Guido telefoniert, er kam, als es schon Nacht war. Das Zimmer war voll Menschen. An einem Kleiderständer nicht weit von Mannos Bett hingen Mäntel und Mützen der Herren, die da waren. Manno hielt sie für Menschen und fragte mich: »Sind das Deutsche oder Italiener, die da stehen?« Das waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte. Merkwürdig, daß ihn in seinem letzten Augenblick seine

Zugehörigkeit zu den beiden Nationen bewegte. Die anwesenden Freunde Mannos redeten Busi zu, mich nach Hause zu bringen, weil sie den Eindruck hätten, es sei zu viel für mich; bei Bewußtsein war Manno nicht mehr. Meine Kraft war vollständig zu Ende, ich fühlte nichts mehr, und so gingen wir fort; ich schlief zu Hause sofort ein. Am anderen Morgen weckte mich Angelina und flüsterte mir zu, daß alles vorüber sei.« Als Busi und ich am Vormittag in Mannos Zimmer in die Klinik kamen, war er schon nicht mehr dort. Hinter dem Palazzo war ein großer Garten oder Hof; dort wurden diejenigen, die in der Klinik starben, aufgebahrt. Es ist in Italien oder wenigstens in Padova Sitte, daß die Toten, die Gelehrte waren, das heißt, die studiert hatten, im Anzug, mit Handschuhen eingesargt wurden. Busi zog Manno die Handschuhe ab; es machte uns einen grotesken Eindruck. Ferner besteht die schöne Sitte, daß Freunde und Angehörige die Totenwache hielten. Wir waren fast den ganzen Tag da; als wir spät am Abend fortgingen, stand der Gärtner, dem Manno damals das Geld geliehen hatte, noch da wie eine Säule. Ich hatte, nachdem [379] Manno gestorben war, an Reinhardt telegraphiert, und er machte sich sofort auf und kam. Für diesen Beweis der Freundschaft war ich ihm sehr dankbar, es war mir so, als ob Manno es fühlen müßte. Überhaupt, wenn etwas hätte trösten können, war es die große aufrichtige Teilnahme der Freunde Mannos.

In den vergangenen Jahren hatte Manno uns einmal den ziemlich neuen Friedhof gezeigt, der vor der Stadt lag. Die Särge oder Urnen der Verstorbenen waren in dem großen Gebäude sehr häßlich untergebracht, sie steckten wie Brotlaibe in einem Backofen. Einzig die kleine Abteilung für die Protestanten war ein Friedhof oder Gottesacker in unserem Sinne, insofern wenigstens, als er im Freien war. Es war ein Stückchen Rasen, wo Mannos Eltern begraben waren. Sein Vater hatte aus Liebe zu seiner Frau dort bestattet sein wollen, obwohl er Katholik war. Manno hatte mir die beiden Gräber gezeigt und die Inschrift auf dem Kreuz seines Vaters, die von der rührenden Liebe seiner Kinder Zeugnis gab. Dort

wünschte ich, daß Manno begraben würde, und ich versuchte, Guido am Morgen nach seinem Tode zu bewegen, daß er das veranlaßte. Aber Dr. Asian, ein Arzt, der zu Mannos Freunden zählte, ein Armenier, der ein eifriger Katholik war, hatte bereits Schritte getan, daß Manno als Katholik in dem Hauptgebäude beigesetzt wurde. Guido gab zu, daß es schöner und richtiger wäre, wenn er neben seinen Eltern ruhte, aber er fürchtete wohl die Auseinandersetzungen, die entstehen würden, und lehnte es ab, den Versuch zu einer Änderung zu unternehmen.

Reinhardt reiste ab, als das Begräbnis vorüber war; Busi und ich mußten noch ein paar Tage länger bleiben, um allerlei zu erledigen, namentlich um dafür zu sorgen, daß Mannos Freunde Andenken aus seinem Besitz erhielten. Ich reiste ab mit dem Gefühl, daß ich diesen Weg über den Brenner, den ich in den letzten Jahren so oft gemacht hatte, nie mehr machen würde. Manchmal stieg wohl der Wunsch in mir auf, hinzureisen, um mir von Angelina Märchen von Manno erzählen zu lassen; aber Angelina starb einige Jahre nach Manno. Für die arme Lucy war dieser Verlust härter als der Mannos. Sie hat sie doch noch um eine Reihe von Jahren überlebt.

ERINNERUNG

ICH FREUTE mich auf Triest, namentlich auf das Meer, und als wir abends ankamen, verlangte ich trotz der späten Stunde, es noch zu sehen. Sofort aber hatte ich den Eindruck, daß weder die Stadt noch das Meer meinen Erwartungen entsprachen. Triest hatte nicht das Monumentale, auf Schritt und Tritt das Auge durch Schönheit Beglückende, was den meisten italienischen Städten, dagegen das Schäbige und Herabgekommene, was einzelnen von ihnen eigen ist, was dort, verglichen mit den einstigen Herrlichkeiten, tragisch anmutet, hier verstimmte. Und das Meer! Es war nicht das elementarische Ungeheuer, das ich zu sehen erwartete, es war wie die laufende Möwe, die vom dämonischen Räuber zur watschelnden Ente geworden ist; kriecherisch duckte es sich unter der drückenden Luft: Nur wenn die Bora blies, der heroische Wind von Triest, sprang es wie in einem Freiheitsrausch hoch auf in zackigen, schwarzblanken Wellen. Der sonntägliche Spaziergang nach dem berühmten Schloß Miramar, der am Meer entlangführte, war für mich der Inbegriff der Langweile; die Wagen der reichen Triestiner, die im langsamen Tempo hintereinander fuhren, und die Fußgänger auf der staubigen Straße schienen eine unvermeidliche, trübselige Zeremonie auszuführen.

Wir stiegen zuerst, es war im Spätherbst, in einer Pension ab. Als ich im Frühling von einer kleinen Reise zurückkehrte, überraschte mich mein Mann damit, daß er eine Wohnung gemietet und eingerichtet hatte, was er in so kurzer Zeit zustande bringen konnte, weil er bereits eine Anzahl Patienten hatte, die sich beeiferten, ihm gefällig zu sein und zur Hand zu gehen. Sogar für eine Bedienung hatte er gesorgt: es war eine ältere Frau, die des Morgens kam und

blieb, bis sie nach Tisch die Küche in Ordnung gebracht hatte. Sie hieß Fanny Calcina, war aber gewohnt, Giovanna genannt zu werden. Sie konnte einfache italienische Gerichte zubereiten, vor allem Risotto und Polenta; ich hatte in Wien allerlei aufgelesen, und ich zweifelte nicht, daß wir mit Hilfe von Kochbüchern das [381] Bestmögliche hervorbringen würden. Ich besaß aus meiner norddeutschen Heimat die Davidis, eine weitherzige Seele, die mit zahllosen Eiern und riesigen Kalbskeulen wirtschaftete, und das klassische Wiener Kochbuch, die Prats, das mir Max Kalbeck zum Abschied geschenkt hatte mit einem anmutigen Widmungsvers, in dem sich alles auf Prats reimte. Wir hatten einen großen italienischen Herd mit offenem Feuer; während wir an diesem tätig waren, pflegte Giovanna aus ihrem Leben zu erzählen. Sie sprach, wie es zuweilen Leute aus dem Volke tun, anschaulich und bilderreich und mit sichtlicher Lust am Wort. Sie konnte einen wohl an die Viehmännin mahnen, die den Brüdern Grimm einst Märchen erzählte; aber die großartige Südländerin, die nicht ohne erschreckende Härten war, unterschied sich doch auch wieder sehr von der gemütvollen deutschen Frau. Giovanna hatte die schöne Gabe, das, was sie erlebte, in ruhiger, heller Seele aufzufangen, als hätten nicht inzwischen Gewitter und Stürme diesen Spiegel verdunkelt. Ihr Mann hatte sie mit sechs oder sieben kleinen Kindern verlassen, die sie nun allein in mühseliger Arbeit durchbringen mußte. Jetzt hatte sie noch für den Jüngsten zu sorgen, der an Krücken ging und durch und durch krank war. Er interessierte mich doppelt, weil er Riccardo hieß. Sie liebte ihn zärtlich und war glücklich, wenn ich ihr etwas gab, was sie ihm mitbringen konnte; trotzdem merkte ich, daß sie im Grunde auf seinen Tod wartete, der ihn und sie erlösen würde. Was sollte aus ihm werden, wenn sie nicht mehr für ihn arbeiten konnte? Ich bewunderte diese Frau, die mit Humor und großartiger Überlegenheit von den Leiden und Kämpfen ihres Lebens sprach, als gingen sie sie persönlich nichts an, und in der eine lebenslange Folge von Entbehrungen und Enttäuschungen keine Bitterkeit

erzeugt hatte. Freundlichkeit war ihr so eigen, daß sie ihre Gesichtszüge geprägt hatte.

Im Sommer wurde es sehr heiß. Da ich viel Bewegung gewöhnt war, stand ich früh auf und ging vor dem Frühstück eine Stunde spazieren; später wäre es unmöglich gewesen. Zu Hause bei geschlossenen Läden war es leidlich. Man sah durch die Sparren der Jalousie die violetten Karstberge; durch die siedende Luft drang kein Laut, außer daß zuweilen ein Verkäu[382]fer seine Ware ausrief: capuzzi! capuzzi! langgedehnt und schwermütig. Gegen Abend stellten wir uns zuweilen vorn auf einen Wagen der Trambahn und fuhren hin und her, um den durch die schnelle Fahrt erzeugten Luftzug zu genießen.

Für den Anfang September erwarteten wir die Geburt unseres Kindes; in der zweiten Hälfte des August kam eine Freundin, die wie ich in Zürich studiert hatte und noch als Assistentin dort tätig war, um mir während dieser Zeit zur Seite zu stehen. Sie und mein Mann verstanden sich gleich sehr gut, und da wir alle drei gern lachten, ging es lustig zu, wenn wir zusammen waren. Einmal begegneten wir in unserer ausgelassenen Stimmung dem Arzt, der mich betreute. Er war ein auffallend schöner Mann, männlich von Charakter und Erscheinung. Er sah uns etwas überrascht an und glaubte sich verpflichtet, mich aufzusuchen und mir auf schonende Weise zum Bewußtsein zu bringen, daß ich einer ernsten und nicht gefahrlosen Stunde entgegengehe. Wenn er annahm, daß wir sehr unerfahren und ahnungslos waren, hatte er nicht unrecht; ich, sechs Jahre älter als mein Mann und zehn Jahre älter als meine Freundin, hätte es am wenigsten sein sollen; aber ich war zu sorglos und unbekümmert, als daß seine Mahnung Eindruck auf mich gemacht hätte.

An einem der ersten Septembertage wurde bei Beratung des Speisezettels der Wunsch nach Fischen ausgesprochen. Wir aßen selten Fisch, weil der Fischmarkt, wo er gekauft werden mußte, weit von unserer Wohnung entfernt war; daher kam es, daß ich die italienischen oder ortsüblichen Namen für die verschiedenen Fische

nicht gut kannte. Ich entschied mich für einen wohlschmeckenden Fisch, der, weil er ganz klein ist, mit Kopf und Schwanz gegessen wird, und überlegte mir, daß ich etwa neun Stück auf die Person rechnen müsse. Als ich Giovanna auftrug, 36 Fische von dieser Sorte zu bringen, auf deren Namen ich mich nicht mehr besinne, sah sie mich etwas erstaunt an, sagte aber nichts, und ich beachtete es nicht. Ich hatte den Namen des Fisches mit dem Namen eines anderen verwechselt! Giovanna kam, 36 voluminöse Tiere schleppend, vom Markt zurück. Der Chimborasso von Fischen, der mittags vor uns aufgetürmt wurde, erregte großes Vergnügen. Mein [383] Mann konnte aus einem unscheinbaren Anlaß ein unendliches Feuerwerk von Witzen schlagen. Vor Jahren hatte ich in der Literaturstunde von einem satirischen Dichter gehört, dessen Hauptwerk dreißig Epigramme auf Herrn Wahls große Nase waren; die fielen mir dabei ein. Am Abend gingen wir, die Abkühlung der Nacht erhoffend, in den unserer Wohnung gegenüberliegenden Giardino publico und aßen Eis. Wenn wir mitten im Gespräch über entlegene Dinge waren, kam mein Mann mit einer überraschenden Wendung wieder auf die 36 Fische und löste durch die bloße Berührung des Wortes unser Gelächter aus. Am folgenden Morgen meldete sich das Kind; ich habe immer angenommen, es sei ein Kind des Lachens gewesen.

SCHWABING

Es war damals die Blütezeit desjenigen Kreises junger Leute, die man die Schwabinger nannte, weil die meisten von ihnen, und grade die führenden, in Schwabing wohnten. Als den Mittelpunkt dieses Kreises kann man einen gewissen Heinrich Stephan George bezeichnen, obwohl er sich nur vorübergehend in München aufhielt und auch zu hoch stand, um an den gewöhnlichen Schwabinger Lustbarkeiten teilzunehmen. Auch war der Schwabinger Kreis, und das war gerade das Anziehende, viel zu bunt und locker, als daß alle den gleichen Geschmack an literarischen Dingen und persönlichen Fragen gehabt hätten; aber als derjenige, der eine entschiedene Richtung verfolgte und ein wenn auch umstrittenes, doch unleugbar hervorragendes Talent besaß, war er ein Wahrzeichen, eine Größe, dem neben den Auserwählten eine zahlreiche Gefolgschaft in Bausch und Bogen zugeteilt wurde. George hat einige wunderschöne Gedichte gemacht, und er hat das Verdienst, den Deutschen seiner Zeit wieder in Erinnerung gebracht zu haben, daß Dichtung eine Kunst ist. Man begnügte sich damals gern mit einer bloßen Reimerei und wußte nicht zu unterscheiden zwischen einem solchen und einem schönen Gedicht, wie denn überhaupt die Menschen und wenigstens die Deutschen in bezug auf Gedichte ganz besonders urteilslos sind. Sie wissen, daß Goethes Gedicht »An den Mond« für schön gilt, und werden es also schön finden, aber irgendein belangloses Gedicht eines verliebten Jungen und sehnsüchtigen Mädchens wird ihnen ebensogut gefallen. Sie halten sich an den bekannten Vers: »Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnte«, und sind stolz darauf. Mit dem Vogelgesang hat es eine besondere Bewandtnis; er ist vorbildlich,

insofern er auf die Begnadung und Fülle der Natur deutet, die den Vogel singen läßt, aber die Leute meinen damit, daß ein bloßes Darauflosreimen, wie es einem eben in den Sinn kommt, das Einfach-Natürliche und Preiswürdige wäre. George schärfte den Sinn für die Kunst der Dichtung; aber für mein Gefühl ging dabei [385] zuviel von jener Gnadenfülle der Natur verloren, die sich nicht gebieten läßt und unwiderstehlich ergreift. Der persönliche Ton in Georges Gedichten, das Bewußte, Gespreizte, Erklügelte war mir eher zuwider; doch gestand ich gern zu, daß er mehrere Gedichte von vollendeter Schönheit und auch ergreifender Innigkeit gemacht hat. Damit war es nun aber durchaus nicht getan; sondern es ging auch von George eine Weltanschauung aus, die man einerseits teilen sollte, die aber andererseits nur Auserwählten verkündet wurde. Ich glaube, daß ich der Mitteilung oder der Jüngerschaft von Wolfskehl, der eigentlich Georges Hohepriester war, wert gehalten sein würde; aber es war mir leicht anzumerken, daß ich mich zu einem gefügigen Glied dieses Kreises nicht eignete. Erstens einmal waren wir zu sehr mit der Sorge um das tägliche Brot beladen, als daß wir uns tief in das, was uns schließlich doch wie Tand vorkam, hätten einlassen können. Ich fühlte mich durch die Last der Arbeit viel mehr mit dem arbeitenden Volke verbunden als mit Leuten, die darauf bedacht waren, daß ihre Krawatte den erforderlichen aristokratischen Sitz hatte, daß ihre Schrift sich durch gewisse Schnörkel von der anderer Leute unterschied, und dergleichen. Dem Sozialismus stand der Georgekreis ablehnend gegenüber, ich mit Sympathie, denn die Mühsal, die Not, die Erschöpfung des Arbeiters, seinen Seelenzustand, konnte ich mitempfinden, während mir die Verstiegenheiten, die den Gesprächsgegenstand der Schwabinger bildeten, zwar komisch und belustigend, aber doch überflüssig vorkamen. Ich sehe jetzt ein, daß ich zu einer eigentlichen Gegnerschaft gegen die Georgeschen Ideen durchaus nicht vorbereitet und reif war. Sympathisch war mir das zugleich volkstümliche und aristokratische, das zugleich freie und ungebundene Leben in der Schweiz gewesen; es war mir geradezu

vorbildlich. Sympathisch war mir auch das schöne Naturwesen der Italiener. Daß für mich die Kultur anderer Länder höher stand als die Kultur Deutschlands, verursachte mir keinen Kummer, noch weniger wäre mir in den Sinn gekommen, eine neue Kultur zu schaffen. Auch als ich studierte, hatte mich die Frauenfrage nicht tief berührt; ich war durch persönliche Verhältnisse zum Studium gekommen, freute mich, daß auch [386] andere studierten, und genoß den Geist des Aufschwungs, der die studierenden Mädchen beseelte; aber ein sehr tiefes Interesse für die Frauenfrage im allgemeinen hatte ich nicht. Wenn ich um ein allgemeines Geschick besorgt war, so war es das Geschick der Arbeiter; das zu verbessern, hätte ich gern beigetragen. Die Kultur, dachte ich, sei die Blüte des Lebens, erzeugt durch den Gesamtcharakter der Pflanze, die könne man nur sich selbst entfalten lassen. Vielleicht war die Atmosphäre meines Elternhauses noch immer so sehr nachwirkend; man hatte uns wachsen lassen, fast gar nicht erzogen. Meine Einsichten waren sehr beschränkt, ich hatte über vieles noch gar nicht nachgedacht und traute dem Vonselbstgehen viel zuviel zu. Das Stillesein, von dem der Psalm so schön spricht, gilt nicht für immer; nur wo Menschen wirkten, wird für sie gewirkt. Obwohl ich also nicht imstande gewesen wäre, die Georgesche Weltanschauung zu bekämpfen, auch wenn ich sie genau gekannt hätte, so war mein Gefühl zur Opposition doch berechtigt. Mir widerstand die Geheimnistuerei des Kreises, die Absonderung von der Menge durch ein feierliches, weihevolles Verhalten, das gelegentlich über ein ganz banales hessisches oder frankfurterisches Hausmannsbenehmen übergestülpt wurde. Mir mißfielen die jungen Leute, die sich durch geziertes, aufgeblasenes Betragen als Georgejünger auswiesen, und es mißfiel mir sehr, daß George sich auf geschmacklose Art wie ein Hohenpriester oder Halbgott huldigen ließ.

Ich weiß nicht, ob die Georgianer sich als Eingeweihte eines Mysterienkultes betrachteten; jedenfalls waren sie etwas Ähnliches. Wenn sie die Vermassung bekämpfen wollten, so hatten sie ein

gutes Ziel; aber es scheint mir doch auch jetzt, daß sie nicht die rechten Mittel wählten. Man bekämpft Vermassung nicht durch Absonderung, und Vergottung des Führers kommt eher der Vermassung zugute als der Hochschätzung des Individuums. Etwas Heiliges, Übermenschliches wurde in den Schwabinger Mysterien nicht verehrt, und ohne den Glauben an ein solches konnte doch wohl unsere Kultur nicht veredelt werden. So weit gingen meine Gedanken damals kaum. Ich war eine viel zu kräftige Persönlichkeit, als daß ich leicht zum bedingungslos aufnehmenden Jünger eines Meisters hätte wer[387]den können; von diesem Meister ging jedenfalls nichts aus, das mich ihm verbunden hätte.

Obwohl Wolfskehl ein bedingungslos ergebener Jünger Georges war und obwohl er wußte, daß ich seine Meinung von George nicht teilte, standen wir sehr freundschaftlich zueinander. Im Verkehr mit uns war er schlechtweg darmstädtisch. Das Vermögen seiner Eltern gestattete Wolfskehl, keinen Beruf zu haben; er las sehr viel und besaß wirklich auf den verschiedensten Gebieten außerordentliche Kenntnisse. Ein Gespräch mit ihm war immer anregend; er pflegte dabei mit großen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen. Er hatte sich von meiner Familie ein Bild gemacht, das ihn bewog, sie die letzten Griechen zu nennen. Das, was man als schöne Natur bezeichnen kann, schätzte er sehr, und das war wohl auch, was er an Manno liebte. Es kam einmal zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen ihnen. Wolfskehl hatte an jedem Sonntagnachmittag Empfang, eine Art Jour fixe, zu dem wir selten gingen, weil dann eine Menge junger Georgianer da zu sein pflegten, die wir eher vermieden. Zufällig waren wir einmal dort, als gerade George anwesend war. Diesen pflegten bei solchen Anlässen Wolfskehls in ein besonderes Zimmer zu setzen, wo nur Einzelne ihm vorgeführt wurden, da er zu hoch stand, um der Menge ausgesetzt zu werden. Als Wolfskehl mich aufforderte, mit ihm zu George zu kommen, hatte ich nicht Geistesgegenwart genug, mich dem zu entziehen, sondern ging mit und wechselte einige belanglose Worte mit dem Meister. Manno hatte das kaum erfahren, als er in eine flammende

Wut ausbrach. Was er an Beleidigungen vorbrachte, weiß ich nicht mehr, der Sinn seiner Worte war, daß es ungehörig sei. mich, eine Dame, George vorzustellen, anstatt umgekehrt, was er mit vielen wohlgezielten scharfen Stichen begleitete. Wolfskehl war fassungslos erschrocken, eine Frau sagte, daß George ein Dichterfürst sei und nicht wie ein gewöhnlicher Mann beurteilt werden könne. Mannos Zornesausbrüche hatten etwas Elementarisches an sich, daß man sie beinahe bewunderte, wie etwa eine Feuersbrunst, löschen konnte man nicht, man mußte sie vorbeigehen lassen. Einen Bruch führte dieser Vorfall zwischen uns nicht herbei; der Ton oder Akkord George wurde [388] nicht wieder zwischen uns angeschlagen. Es blieb auch nicht etwa ein Sprung, wie manchmal ein Krach und Mißverständnis zurückläßt, wodurch das Verhältnis, wenn man sich auch Mühe gibt, es wiederherzustellen, anders wird, als es war, steifer und unergiebiger. Wolfskehl blieb mit uns beiden befreundet, obwohl er nicht unser Freund war in dem Sinne wie Reinhardt und Salzer.

Verhältnismäßig wenig Teil nahmen wir an den großen Schwabinger Festen. Manno tanzte nicht und trank auch nur wenig Wein; er vertrug ihn nicht gut; Tanz und Wein spielten aber dabei eine große Rolle. Immerhin konnten sich immer solche zusammenfinden, die vorübergehend oder dauernd nicht tanzten, und Manno war auch als Nichttänzer bei den Damen gern gesehen. Da wir aber des Morgens früh aufstehn und arbeiten mußten und ich kein Geld für Kleider auszugeben hatte, haben wir doch nur einzelne Feste mitgemacht. Ich hatte als junges Mädchen leidenschaftlich gern getanzt, in Zürich aber keine Gelegenheit dazu gehabt; daher mag es gekommen sein, daß ich jetzt, besonders beim Walzertanzen, schwindlig wurde, was mich störte und etwas zurückhielt. Gewöhnlich ging man erst um zehn oder elf Uhr zu den Festen, um die ersten einleitenden Stunden, wo es noch lau und mäßig zuging, zu überschlagen. Diejenigen, die zusammen gehen wollten, aßen dann vorher zu Abend und kamen schon in angeregter Stimmung hin. Ich erinnere mich an eine lustige

Gesellschaft, die sich bei uns versammelte; bei solchen Gelegenheiten gab es gewöhnlich Makkaroni auf italienische Art mit Fleisch, Bratensauce, Tomaten und Käse angemacht; alle aßen das gern, und es war einfach zu machen. In gehobener Stimmung ging man fort, die sich noch steigerte, wenn man beim Fest eintraf und dort wieder andere Bekannte traf. Wolfskehl tanzte wie ein verzückter Bacchant; dabei war ich nicht gern seine Partnerin. Überhaupt waren Manno und ich nicht echte Faschingsgenießer; diese machten womöglich täglich das mit, jedenfalls sehr häufig, schliefen den halben Tag durch, hatten ein Gschpusi oder mehrere, gingen durch Wochen hindurch ganz unter in dem Rausche der Saturnalien. Wir blieben doch im ganzen nüchtern, fühlten uns immer nur als Gäste.

DIE ZWEITE LEBENSHÄLFTE

DIE EHE MIT RICHARD

UNGESEHEN FOLGEN Engel oder Furien unseren Gängen, je nach unseren guten oder bösen Taten. Wie sich ein Glied folgerichtig ins andere schließt, fällt uns nicht auf, aber plötzlich halten die Rachegöttinnen uns höhnisch ihre Rechte hin, die uns erdrosseln soll.

Eines Tages kam die jüngste Tochter meiner Schwester, Käte, nach München, vielleicht um ihren Bruder zu besuchen. Meine beiden Nichten waren blond und blauäugig, zierlich gewachsen. Mimi, die ältere, glich meiner Großmutter, Käte, die jüngere, meiner Mutter, als ob ein lieblicher Abglanz jener blonden, schönen Erstausgabe noch eine Weile auf Erden blühen sollte. Zart und zierlich und ein wenig fremd glichen sie Prinzessinnen des Märchens, die in einem Turm eines Schlosses herumstehen, wo sie während ihrer Kindheit eingeschlafen waren. Sie waren indessen, obwohl verwöhnt, durchaus nicht zimperlich und arbeitsscheu, sondern sie waren tatkräftig und sehr leistungsfähig, konnten zugreifen, wo immer es nötig war. Da ich in Grünwald war, sah ich Käte wenig oder gar nicht. Manno dagegen übernahm die Pflicht, ihr München zu zeigen, und verliebte sich dabei heftig in sie. Anfangs nahm ich das nicht schwer; er sprach selbst unbefangen davon wie von einem hübschen Intermezzo. Da ereignete es sich, daß das Äffchen, das Kinder nicht leiden mochte, Busi ins Bein biß. Kurz vorher hatte jemand behauptet, daß Bisse von Affen giftig seien; obwohl ich zweifelte, daß sich das wirklich so verhielt, beunruhigte es mich doch sehr, und ich entschloß mich, meinem Mann zu telefonieren, er möge kommen, um die Wunde zu betrachten. Ich hatte angenommen, er würde nicht eben gern

kommen; wie ärgerlich ihm aber nun diese Störung war, hätte ich nicht für möglich gehalten. Kaum gab er sich Mühe, seine Ungeduld zu verbergen. Wir waren ihm beide, Busi und ich, mit einem Schlage gleichgültig, sogar lästig geworden. Es schmerzte mich tief. Immer hatte es mich bedrückt, daß ich um sechs Jahre älter war als Manno, gerade als wäre [392] das eine Schuld von mir. Ich hatte, trotzdem ich wußte, daß Manno kaum volles Genügen in unserer Ehe fand, doch das sichere Gefühl einer unlösbaren Verbundenheit mit ihm gehabt; diese Überzeugung war nun erschüttert. Da diese Verbundenheit nicht bestand, hielt ich eine Scheidung für das Gebotene. Ich war zu stolz, um einem Manne lästig fallen zu wollen, der nach einer jungen Frau verlangte; das war es, glaube ich, was mich am meisten zu diesem Entschluß drängte. Leicht wurde es mir durchaus nicht. Unvergeßlich ist mir, wie ich einmal Manno mit Busi an der Hand vor mir her gehen sah. Busi hatte einen Kranz bunter Sommerblumen auf ihren honiggelben Locken. Sie hatte Mannos braune Hand fest gefaßt: ein Vater und sein Kind. Dieses Bild brannte sich schmerzhaft in mein Herz. Es muß in derselben Zeit gewesen sein, daß Richard mir schrieb, seine Umstände seien geregelt, daß er sich könne scheiden lassen. Seine Kinder seien erwachsen, bedürfen seiner nicht mehr, niemand würde ein solcher Schritt mehr leid, und meine Schwester habe sich von ihm gelöst, habe eine Neigung zu einem anderen Mann. So wollte mir dieses höchste Glück, auf das ich hatte verzichten müssen, an das ich nicht mehr gedacht hatte, von selbst als ein Geschenk unversehens in den Schoß fallen. Dieses Geschenk zurückzuweisen, kam nicht in Frage. Diese Liebe war inmitten einer unsicheren Welt das Gewisse. Es handelte sich nicht darum, zu wählen, was ich tun wollte, alles war schon getan, meine Liebe hatte immer bestanden und bestand, und es handelte sich nur darum, das, was sie so verschüttet hatte, zu entfernen, damit ihre Flammen sich frei entfalten könnten. Ein Tag wurde festgesetzt, an welchem mich Richard in Grünwald besuchen sollte. Ich ging ihm bis Höllriegelskreuth entgegen; das ist eine Station, zu der von München aus eine Bahn fährt und von wo man

über die Isar hinübergehen muß, um das auf dem anderen Ufer liegende Grünwald zu erreichen.

Das Herz schlug mir zum Ersticken; meine Knie zitterten, als ich die Anhöhe hinaufstieg. Dann kam der Zug und er stieg aus. Wir gingen langsam den Weg zurück. Die aus ihren Fugen gerückte Welt war nun wieder eingerückt; so wäre es gewesen, wenn ich zugleich in dieser und in einer anderen Welt [393] gelebt hätte. Aber ich hatte vollen, warmen Herzens und glücklich in dieser Welt gelebt. Es graute mir davor, sie zu zerschlagen. Daß ich es tun mußte, daran war kein Zweifel, wenn ich mit Richard Hand in Hand ging. Dieser Liebe, der so viel zum Opfer gebracht war, mußte auch das geopfert werden. Ich sagte zu Margret, der Gast sei mein Vetter. Ich bemerkte, daß sie, obwohl ich die Wahrheit sagte und sie auch glaubte, doch den Sachverhalt durchschaute und peinlich berührt war. Ich litt darunter; es gehört zu dem Bitteren, das dem Kelch des Glückes beigemischt war.

Am folgenden Tage reiste Richard wieder ab. Irgendwie war Mannos Flamme für meine Nichte schon wieder am Erlöschen; sie hatte längst München wieder verlassen. Er kam noch einmal, um mich zu bewegen, daß ich bei ihm bliebe. Er hatte eine grau-bleiche Gesichtsfarbe, die immer anzeigte, daß er sich elend fühlte. Mein Herz drängte zu ihm hin, so gern hätte ich gesagt: »Ja, ich bleibe bei dir, wir gehören zusammen.« Aber das durfte ich nicht, denn ich gehörte einem anderen. Ich durfte ihm keine falschen Hoffnungen erwecken. Alle Kraft zusammennehmend, blieb ich fest. Ich sah ihm nach, wie er über die Felder fort zur Bahn ging, seinen Hut ins Gesicht gedrückt. Als ich ihn nicht mehr sehen konnte, sah ich ihn doch noch, das Bild war immer vor meinen Augen.

Ich reiste dann mit meiner Tochter nach Zürich, um dort zu bleiben, bis die Scheidung ausgesprochen wäre. Da ich einmal entschlossen war, nahm Manno alles in die Hand; ich hatte kaum etwas damit zu tun. In Zürich wohnte ich in meinem alten Haus bei Frau Walder; sie nahm mich mit Freuden auf und verstand sich gut mit Busi, obwohl sie, selbst kinderlos, im allgemeinen nicht so

begabt für den Umgang mit Kindern war. Damit Busi beschäftigt war, schickte ich sie in Privatstunden von Dr. von Beust, demselben, der auch mir damals schon Unterrichtsstunden in Zoologie gegeben hatte. Gestalten aus der Vergangenheit tauchten wieder auf, wenn auch der Glanz etwas abgerieben war. Es schien wohl schön und angenehm, doch alles war nicht mehr wie ehedem. Es konnte nicht anders sein, daß Busi nun Vorwürfe gegen mich anführte, weil ich sie aus ihrem Haus fortgenommen und sie von ihrem heiß[394] geliebten Vater getrennt hatte. Es war nicht ihre Art, sich ausgiebig über etwas zu äußern; ich spürte aber ab und zu, daß sie sich in das, was verlangt wurde, nicht fügte. Ich sprach von Manno niemals anders als in Liebe: Wie hätte ich das auch anders können. Er sollte das bleiben, was er ihr war; ich war auf ihn niemals eifersüchtig gewesen und war es auch jetzt nicht …

Nach Braunschweig, wohin wir gingen, nachdem die Scheidung ausgesprochen war, nahm ich Busi zunächst nicht mit. Verständlicherweise wünschte Richard, mich zunächst eine Weile allein zu haben. Er war bereit, das Kind als ein Stück von mir zu betrachten und mitzulieben; daß es ihn bitter machte, entging mir nicht, doch war ich überzeugt, das gegenseitige Liebhaben würde sich einstellen, wenn wir eine Weile zusammen lebten.

Ich war, als wir heirateten, 43 Jahre alt, Richard 57; das machte zusammen 100. Wir bewohnten ein Haus am Bruchtorwall, dem Bahnhof gegenüber. Im ersten Stockwerk war Richards Büro, das andere bewohnten wir. Mein Zimmer war fast leer, außer einem Schrank und einem Bild, die ich aus München mitgenommen hatte. Mein Zimmer nach und nach einzurichten, war ein Vergnügen; ich hatte zu meinem Grundsatz gemacht, alle Ausgaben, die mich selbst betrafen, von meinen Einnahmen zu leisten, also die Einrichtung meines Zimmers, die Kleidung, Bücher und dergleichen. Für Wohnung und Essen sorgte Richard; übrigens sollte seiner Familie durch mich nichts entzogen werden. Mimi wohnte dauernd bei uns, Rodi und Käte nur vorübergehend. Käte besuchte uns häufiger. Ich fühlte dann Kätes Feindseligkeit gegen mich und begriff das. Sie sah

in mir diejenige, die des Menschen Glück, den sie liebte, und damit ihr eigenes zerstört hatte. Sie war ganz aufrichtig. Verstellung wäre ihr unmöglich gewesen. Warum hätte sie auch in diesem Falle sich anders betragen sollen, als sie empfand? Ich war ihr nicht böse, wenn sie kurz und besonders ungezogen gegen mich war, aber es war peinlich. Mimi war liebevoll gegen mich. Sie bewegte sich sicher und leicht im Hause, immer ein Lächeln oder einen Scherz auf den Lippen, umsichtig und voller Fürsorge für alle. Mit zwei Mädchen [395] führte sie das Haus, ich brauchte mich um nichts zu bekümmern, ja, es hätte sie gestört, wenn ich mich hätte einmischen wollen. So ungehemmt hatte ich mich meiner Arbeit noch nie widmen können. Ich schrieb damals den »Dreißigjährigen Krieg«; ich schrieb ihn mit einer solchen Versessenheit, als würde ich meine eigene Geschichte schreiben. Während Kriege durchweg mich langweilten, hatte der Dreißigjährige Krieg mich von jeher angezogen; er hatte mich berauscht. Wenn ich Bilder von den Menschen jener Zeit sah …, so sprachen sie zu mir vernehmlich. Alles, was aus jener Zeit stammte, ging mich an. Es wäre mir damals oder später unmöglich gewesen, irgendeine Epoche der deutschen Geschichte in dieser Weise darzustellen; diese Zeit verlangte es von mir. Wie historische Menschen mich anzogen, wenn ich einen tragischen Fall in ihnen gefunden hatte, so war es vielleicht auch mit Zeiten; das Tragische dieser Zeit, die Zerrüttung und der Untergang, machen den Zauber erklärlich, von dem ich befallen war … Wie ein ungeheurer Sturm rauschte es an mir vorüber; ich brauchte meine Erregung nur auf das Papier zu übertragen.

Wenn ich nicht arbeitete und mich in meinem Privatreich umsah, kam es mir etwas leer vor. Abgesehen davon, daß Busi fehlte mit allem kaleidoskopischen Geschwirre und Getöse, das um Kinder herum zu sein pflegt, störte mich das Gleichmaß der Geräusche, wo regelloses Kommen und Gehen von Freunden und Bekannten üblich gewesen war.

Dieses fühlbare Leersein blieb trotz der Liebe, die sich bemühte,

es zu füllen. Wir machten Ausflüge zu Rad in die Umgebung, nach Riddagshausen, nach anderen Ortschaften; die stille Landschaft mit dem unendlich schwebenden Himmel entzückte mich. Es war mir ein Genuß, meine Vaterstadt zu durchstreifen und ihre Schönheit, die ich früher unbewußt eingeatmet hatte, zu erkennen und zu bemessen. Auf solchen Gebieten fühlte ich erfreut die Gemeinsamkeit im Geschmack und der Betrachtungsart. In den menschlichen Dingen stimmten wir nicht immer überein, waren wir einander viel fremder als früher schon.

Wie hätte er es verstehen können, daß ich mich zu den Armen als zu meinen Brüdern hingezogen fühlte. Er war aus der Welt [396] der Gebildeten und Besitzenden nie herausgetreten, wenn er auch nicht engherzig war. Er kannte natürlich geschäftliche Sorgen, ja er würde sicherlich, wenn er durch eine Katastrophe irgendwelcher Art verarmt und seinem Beruf entzogen worden wäre, sich ohne zu klagen durchgekämpft haben; aber seine Seele wäre durch die Tiefe nicht mitgegangen, hätte sie nicht erlebt. Kritik an der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, wie sie nun einmal war, tolerierte er, aber auf Auseinandersetzungen darüber ließ er sich nicht ein. Doch hatte das Äußere meiner Welt, in Grünwald, ihm gut gefallen …, und wie ich zu denen stand, mit denen wir lebten, das war ihm sehr sympathisch. Braunschweig, sagte er, sei ihm verleidet; es zog ihn nach dem Süden, und er malte sich aus, wie glücklich wir in Grünwald leben würden. So ernstlich zog er das in Erwägung, daß er einen Umbau ins Auge faßte. Für unseren Flügel, den wir nicht hätten missen können, sei kein Raum groß genug; eine Wand müsse verrückt werden, um ein Zimmer zu vergrößern. Das werde wirklich in Angriff genommen, dazu würde gleich ein kleiner Waschraum errichtet werden. Die Aussicht, Braunschweig zu verlassen und in Grünwald zu leben, erheiterte und belebte ihn.

Inzwischen war es ihm bewußt, daß mein Kind in mein Haus aufgenommen werden müßte, und selbst wenn er darunter litt, ließ er es sich doch mir gegenüber nicht merken. Manno hatte sich inzwischen wieder verheiratet mit einer geschiedenen Frau, die aus

ihrer ersten Ehe zwei Kinder hatte, Suse, die einige Jahre älter, Peter, der etwas jünger war als Busi. Diese beiden Gefährten machten für Busi das Haus ihres Vaters doppelt anziehend; trotzdem blieb es bei unserer Abmachung, daß sie zu mir käme. Ich nahm sie in Berlin in Empfang, wohin sie gebracht wurde. Sie war damals ungefähr acht Jahre alt. Glückselig, sie wiederzuhaben, verließ ich das Hotel und führte sie zu Wertheim, wo gerade eine Weihnachtsausstellung war; ich hätte sie mit allem, was sie wünschen mochte, überschütten mögen. Die Spielzeugschau von Wertheims Kaufhaus war berühmt und auch für Erwachsene erregend zu sehen. Indem wir über den Potsdamer Platz gingen, fragte ich sie, wie Berlin ihr gefalle. Sie sah sich flüchtig um und sagte: »Das ist ja gerade [397] wie in München« und erzählte lebhaft weiter von ihrem Leben in München, von Suse und Peter, wie von Geschwistern. »Such dir aus, was du am schönsten findest«, sagte ich, als wir bei Wertheim ankamen und an den dort ausgestellten Tieren und Puppen vorbeigingen. Nachdem ich sie mehrmals ermuntert hatte, ergriff sie ein einziges kleines Geschenk und fragte, was es koste. Ein kleines Schaukelpferd schien ihr zu viel zu sein. Endlich sah sie ein Paar Puppenstrümpfe, die 20 Pfennige kosteten. »Ich möchte sie gerne haben«, sagte sie. Es nützte nichts, daß ich ihr zuredete, etwas Schöneres zu wählen, denn ich hatte Geld genug, es zu bezahlen; sie blieb dabei, daß es dies sei, was sie nötig gebrauche.

In Braunschweig wurde sie herzlich aufgenommen, und mit dem alten Freund Rodi erneuerte sie ihr Einverständnis. Richard ließ eigens ein kleines Rad für sie anfertigen, damit sie radeln konnte. Ich ängstigte mich manchmal, wenn sie damit zur Schule radelte, aber ich versuchte, es nicht merken zu lassen.

Die Schule erwies sich als durchaus befriedigend; manche ihrer Mitschülerinnen interessierten Busi; sie liebte es, sie mir zu charakterisieren und zu werten. Auch für einen Vertreter für ihre Suse wurde gesorgt. Das war das Töchterchen meines Arztes, der mir gelegentlich sagte, er habe noch nie ein Kind gesehen, daß

gleichzeitig so klug und so treuherzig sei. Das Wort treuherzig finde ich für Busi heute bezeichnend … Da waren die entfernten Vettern und Kusinen, das Kind meines Vetters Willi, dem jüngeren Bruder meines zweiten Mannes. Die waren alle nicht älter als Busi …, wenn sie alle bei uns waren, wurde mit viel Getöse durch die ganze Wohnung getollt. Das genoß sie ausgiebig.

Obwohl alle sich Mühe gaben, den kleinen Eindringling glatt in das gewohnte Leben einzufügen, gab es Schwierigkeiten. Ich fühlte, daß der Grad meiner Zärtlichkeit gemessen und zu hoch gefunden wurde, obwohl ich mich darin zurückhielt. Von solchen Überlegungen wußte Busi nichts, und doch war etwas in der Luft, das ihr sagte, Zärtlichkeiten zu verbergen. Sie hatte es immer geliebt zu beteuern, daß ich ihr gehöre, ihre Mima sei, daß es nie anders sein werde … Das hatte Manno gern [398] gesehen, aber bei Richard war das alles anders. Er wurde so wütend, daß ich Busi nicht küssen konnte, ohne daß es mißbilligt wurde. Zwar vermied ich Zärtlichkeiten, wenn jemand dabei war. Aber bei dem Feingefühl, das Kinder haben, blieb es nicht aus, daß Busi es doch merkte und nun gerade im Beisein aller mich umfaßte und sich an mich schmiegte. Auch empörte es mich, daß ich diesen unschuldigen Eifer, den ihre Liebe zu mir fand, wie etwas Verbrecherisches oder Häßliches verstecken mußte. Der mich lieben sollte, quälte mich; es wurde ein bohrender Stachel.

Abends nach dem Essen pflegte Richard Klavier zu spielen, und für mich war es beglückend, ihm zuzuhören. Einst klagte Busi, deren Schlafzimmer nahe bei unserem Klavierzimmer war, daß sie aufgrund des Spielens nicht einschlafen konnte. Schließlich sah ich mich gezwungen, Richard zu bitten, daß er mit dem Spielen warten möge, bis Busi eingeschlafen sei, ich handelte wirklich in dem Vertrauen, daß es kein so störender Eingriff war. Trotzdem war mir klar, daß es ein heikler Punkt war, und ich brachte meine Bitte erst nach längerem Zögern zaghaft an. Es war ein peinlicher Augenblick, der sich täglich wiederholte; er war weniger uneinsichtig gegenüber Busi als mir, ihrer Mutter, die ihr Kind in so maßloser Weise

vergötterte und verwöhnte. Ich habe von Natur aus keine Anlage zu erziehender Strenge, obwohl ich dann, wenn es um Grundsätzliches ging, sogar hart sein konnte; aber nun lähmte mich das Bewußtsein dessen, wie dieses Kind nun durch uns Schaden gelitten hatte und noch litt. Meine Schuld war es, daß sich die Menschen, die sich am meisten liebten … auseinanderreißen, und daß ich das Unfaßbare und Abenteuerliche zum Alltäglichen und Richtigen machen mußte.

Daß ich diese Lieblosigkeit durch mehr Liebe wiedergutzumachen wünschte, hätte das nicht der verstehen müssen, um dessen willen ich die Schuld auf mich genommen hatte? Er … hatte einmal mich den Kindern geopfert. Wie gut verstand ich das jetzt, ich dankte Gott, daß er's getan hatte. Vielleicht hatte er jetzt noch das Gefühl, er sei im Unrecht ihnen gegenüber; aber sie waren erwachsen, in einem Alter, wo man ohnedies sich vom Elternhaus loslöst und im Leben eine eigene Grundlage hat.

[399] Die Tatsache, daß ich verheiratet war und ein Kind hatte, das nicht seines war, hatte ihn von dem Augenblick an, in dem wir uns trafen, tief beunruhigt. Als ich ihm einmal sagte, wie schwer es auch gerade für mich gewesen sei, daß er eine Frau hatte, mit der er zusammen lebe, mit der er Kinder habe und bekäme, erwiderte er mir, daß er sich nicht dadurch gewandelt hätte; daß ich aber dadurch eine andere geworden wäre, … es war richtig, ich hatte inzwischen in einer anderen Welt gelebt und war … Mutter eines Kindes, das ich über alles liebte.

Richard hatte ein Magenleiden, das ihn zuweilen zu Kuren nötigte. Einmal begab er sich nach Karlsbad, ein anderes Mal ging er nach Kissingen. Busi war mit uns. Die Badekur machte ihr viel Vergnügen; ich brachte ihr das Damespiel bei, und sie brachte es darin zur Meisterschaft. An meinem Geburtstag erhielt ich kleine Geschenke von Busi. Richard fing zu weinen an, es täte ihm sehr leid, ich sollte sie den Tag wegschicken, er wolle sie nicht sehen. Ich war froh, daß sie nicht merkte, daß Richard unter ihrer Anwesenheit litt. Roderich hatte er gerade auf eine Reise geschickt,

mich für sich allein zu haben.

Seine Reizbarkeit nahm in einer Weise zu, die mich erschreckte; er ließ es meistens an Busi aus, so daß ich völlig ahnungslos blieb. Es kam zuletzt so, daß er fragte, ob ich Busi fortbringen würde, und daß ich mich damit einverstanden erklärte. Das hatte ich tatsächlich vermocht. Es war nicht leicht, Busi zu erklären, daß sie nun vorübergehend nach Hause fahren konnte. So froh sie darüber war, so konnte sie doch nicht begreifen, warum sie plötzlich weggeschickt wurde, da sie sich so glücklich fühlte und fast alle Tage ein großer Ausflug unternommen werden sollte.

Wie ich es erklärte, weiß ich nicht mehr; sie gab sich, wie immer, mit dem Notwendigen zufrieden. Mit gequältem Herzen bereitete ich alles vor und fuhr mit ihr nach München und von dort nach Grünwald. Ohne mich aufzuhalten, fuhr ich von dort wieder ab und dann mit dem nächsten Zug nach Kissingen. Daß es anstrengend war, kam nicht in Betracht; in mir war es, als ob mein Herz zerrissen wäre. Ich war gegangen, mein Kind fortzugeben, weil mein Mann seine Eifersucht nicht überwinden konnte. Er hatte mich wählen lassen zwischen ihm und meinem Kinde …

[400] Ich war in der Nacht gereist und kam in der Frühe an. Es war niemand an der Bahn, ich ging allein in das Hotel, wo wir wohnten. Ich wurde mit einem »schuldig« empfangen, ich war es, der ihm eine Schuld abzubitten hatte. Nichts begab sich, das mich vom Gefühl der Bitterkeit und der Erbitterung hätte befreien können. Der Schmerz wendete sich nun auch gegen Richard, nicht nur gegen mich selbst. Wenn ich in Braunschweig über die Straße ging, dachte ich, die Leute sähen sich an und flüsterten einander zu, dort sei die Frau, die ihr Kind verlassen habe, ihrem Mann zuliebe … Ein entsetzliches Gefühl beschlich mich, daß das, was ich für etwas Vorübergehendes gehalten hatte, die Liebe zu Manno, die eigentliche, die glückselige war, die mir beschieden gewesen war … Wir lernten in jener Zeit ein junges Mädchen kennen, das Geigerin von Beruf war und das mit Richard zusammen musizieren sollte. Sie hieß Grundner. Um das Programm vollständig zu machen, wurde

eine junge Cellistin aufgetrieben, deren Namen ich vergessen habe. Privat gefiel mir besonders die Geigerin … Das Zusammenspiel mit den beiden Mädchen war für Richard eine erwünschte Anregung und für mich ein großer Genuß. Sie übten regelmäßig jeden zweiten Abend. Dem Fräulein Grundner war bisweilen eine gewisse schwärmerische Verehrung für meinen Mann anzumerken; die Cellistin war auch beeindruckt … Richard zog Fräulein Grundner vor …

Von einem Verlassen Braunschweigs war nicht mehr die Rede. Der Umbau des Hauses war inzwischen vollendet worden.

Den Sommer brachte ich mit Busi in Blankenburg im Harz zu. Es war ein schöner blühender Sommer … Es traf sich, daß unsere Nachbarn verreist waren und ihre vier Kinder mit dem Onkel und der Haushälterin allein zu Hause waren, Kinder, die etwa in Busis Alter oder etwas älter waren. In diesem Kindernest wurde Busi mit Beifall aufgenommen und war bald ganz dazugehörig. Ich konnte sie ohne Sorge dort lassen, sie beteiligte sich dann mit an deren Spielen. Sehr beliebt wurde eine Art von dramatischer Aufführung; sie bauten nämlich epische Stoffe um zu Stücken; Szenen, Akte und Rollen wurden entworfen. Im Rahmen dieser Entwürfe wurde dann inszeniert. Dies wurde in der Umgebung je nach Laune und guten Ein[401]fällen betrieben. Die Werke gaben den hübschen Hintergrund oft nur zu Indianerabenteuern.

Gegen das Ende dieses Aufenthaltes wurde ich krank. Als wir nach Braunschweig zurückfuhren, hatte ich plötzlich einen Anfall oder etwas Ähnliches. Ich war so krank, daß ich liegen mußte. Busi … saß an meinem Bett mit einem rosigen Gesicht … Es war, als säße das Leben selber da und lachte mich an, und ich mußte es wieder anlachen. Ein gescheitertes Schiff. Der Sturm hat sich gelegt, die Sonne scheint wieder, ihr heiteres Licht gleitet über die Trümmer. Gescheitert war ich. Auf was ich gebaut hatte, war zusammengebrochen, was ich besessen, hatte ich verloren, verscherzt. Ich hatte das Glück in den Händen und erkannte es nicht, gab es hin für ein Irrlicht, das mich ins Verderben lockte. Ich

sah es allein ein, sah ein, daß ich erntete, was ich gesät hatte; das machte mich nicht weniger elend. Es machte mich auch nicht gerechter gegen Richard. Sagte ich mir bisweilen, daß es meine Schuld war, wenn der edle Geist zerstört war, so entschuldigte ich mich wieder damit, daß er soviel älter war als das Kind, das ich damals war! Ich konnte nicht immer das Grauen und die Bitterkeit überwinden, die er mir einflößte. Er schien nach Verstellung Verlangen zu haben. Hatte ich mich nicht durch meine Beziehung zu ihm an die Lüge gewöhnt? Ich war gescheitert, und der Gescheiterten wurden alle Klagen zu Anklagen.

Es ist mir nicht mehr erinnerlich, wie es zum endgültigen Bruch kam. Ich weiß nicht, ob ich Richards Beziehung zu Fräulein Grundner durchschaute, zuletzt wurde mir klar, daß er mich loszuwerden wünschte. Er machte keinen Hehl daraus. Das war das Ende meiner Liebe, deren Allgewalt mich vor Schuld entlastete, zu der sie mich getrieben hatte. Wenn das mich entlasten konnte, was ich an Qualen gelitten habe: ich habe diese Liebe als Höllenfeuer gefühlt.

HARZBRIEFE

1. DER HEXENBERG

WÄHREND MAN in alten Zeiten die Reisenden die Elenden nannte und auch für beklagenswert hielt, obschon das Wort damals diesen Begriff noch nicht ausdrückte, bezeichnet sie ein gewisser Georg Henning Behrens, Physikus in Nordhausen, der im Jahre 1712 ein Buch namens »Hercynia Curiosa oder Curiöser Hartz-Wald« verfaßt hat, als curieuse Gemüter oder curieuse Personen, oder auch als Curiosi schlechthin. Offenbar nahmen die Menschen damals das Reisen, das an sich als schwere Mühsal galt, nur auf sich, um einer unbezähmbaren Neugierde genugzutun, die den Sonderbarkeiten der Welt durchaus auf die Spur kommen wollte; so beschreibt Behrens keineswegs die Schönheit des Harzes, auch nicht die geschichtlichen Überlieferungen, die sich daran knüpfen, sondern die curiösen und denkwürdigen Sachen, die dort vorhanden sind. Da Befriedigung der Neugierde eine Lust ist, muß man bedauern, daß die hochentwickelte Bildung unserer Zeit unter den Merkwürdigkeiten, die sich damals dem Reisenden boten, etwas aufgeräumt hat.

Zur Zeit, als der Physikus Behrens den Brocken bestieg, war man zum Beispiel darauf gefaßt, das bekannte TeuffelsGespenst, den wilden Jäger, oben anzutreffen, aus welchem Grunde die meisten um keinen Preis dort übernachtet hätten, und obwohl er selbst von solchem Teuffels-Werk nichts vermerkte, lag es ihm doch fern zu leugnen, daß der Teufel hier sein Wesen treibe, und tat sich nur darauf etwas zugute, daß er nicht so abergläubisch war, den Brocken für einen auserwählten Schauplatz des höllischen Geistes zu halten, der doch natürlicherweise umgehen könne, wo es ihm beliebe. Ferner berichtet Behrens von einem Streit der Gelehrten,

»ob sowohl hierauff, als an anderen Orten, die Hexen in der That und Wahrheit leiblicher Weise zu den Gastereyen und Teuffels-Täntzen fahren? oder: Ob dieselben sich nur solches einbilden?« welche [403] Ansichten beide von den gelehrten autoribus verfochten und mit Vernunffts-Gründen und Exempeln behauptet würden. Die Naturwissenschaften anlangend, konnte man sich über einen Brunnen nicht vertragen, der sich auf dem Brocken befand, indem etliche wollten, daß er aus Regen und Schneemassen entstehe, andere, daß er aus dem Meerwasser herkomme, weil nach dem Ausspruche des Sirach alle Flüsse und folglich auch alle Brunnen aus dem Meere kämen und auch wieder dahinein flossen; noch andere meinten, daß es per suctum geschehe, das heißt, daß die Erde solches Wasser in sich sauge wie ein Schwamm, was wiederum von anderen heftig bestritten und lächerlich gemacht wurde, die hingegen vorbrachten, daß das Wasser aus dem Meere mediante transmissione auf den Berg gebracht werde und wie das Geblüt von einem Menschen oder Tiere durch gewisse Meatus hinaufsteige. An diesem Brunnen war ein Keller angebracht, damit man desto bequemer seine Neugierde befriedigen und daraus trinken könne.

Als merkwürdig erwähnt der wackere Behrens noch eine Art Heidelbeere, die Hauptweh und Schwindel verursache, gleichsam trunken mache, und deshalb Trunkenbeere genannt werde, und eine andere, die den, der sie genösse, zu tollen Gebärden zwinge, weswegen sie den Namen Affenbeere führe; es sind die Rauschbeere, vaccinium uliginosum, und die Moosbeere, oxycoccos palustris, die auf den Mooren des Brockens gedeihen. Schließlich ergötzte er sich mit einer angenehmen compagnie daran, den Lauf der Sterne zu beobachten, wozu er einen tubus opticus mitgebracht hatte, und das gefiel ihnen so gut, daß er sich entschlossen, noch eine Nacht »an diese Curiosität zu wagen«. Sollte man nicht geneigt sein, diese Tapferkeit des Behrens zu bewundern, so bedenke man, daß es damals noch kein Gasthaus auf dem Brocken gab, und daß die Curiosi, da es um Mitternacht empfindlich kalt wurde, sich ein Holzfeuer anzündeten, das sie aber nicht erwärmte; erst im Jahre

1736 erbaute der Graf Stolberg das sogenannte Wolkenhäuschen, das wenigstens Unterschlupf gewährte. Jetzt würden die wenigsten neugierig genug auf die Sterne sein, um ihretwegen eine Nacht auf dem Brocken im Freien zuzubringen.

[404] Obwohl nun die meisten der die gebildete Welt vor zweihundert Jahren beschäftigenden Streitfragen uns nicht mehr beunruhigen, so befinden wir uns doch, wenn wir den Brocken besteigen, in einer gewissen angeregten Stimmung, die man beinahe Spannung nennen kann, als könne einem etwas Wunderbares begegnen. Dies Gefühl bewirkt die Seele des Brockens in uns, was schon dadurch bewiesen wird, daß den Geschichten vom Treiben der Hexen in der Walpurgisnacht nichts Tatsächliches zugrunde liegt, in der Art, daß etwa zur Zeit der Hexenprozesse die Beklagten den Brocken als ihren Versammlungsort angegeben hätten; erst viel später, als man begann, ihn zu bereisen, fing man an, ihm unheimliche Dinge nachzusagen, offenbar durch seine dämonische Natur, die man spürte, dazu bewogen. Beim Wolkenhause, einer Sennerei und Gasthof oberhalb Harzburg, eröffnet sich zuerst der Blick auf das Haupt des Gebirges. Von weitem gesehen ist der Brocken nicht wunderbar, sondern zunächst schön. Die Einfachheit und Gelassenheit seiner Linien, die das sicher Thronende ausdrücken, lassen ihn ferner und mächtiger erscheinen, als er ist. Er war an diesem Tage frei von Gewölk, aber doch wie fast immer durch eine zarte Umdunstung den Tälern entrückt. Es ist ein besonderer Reiz der Brockenbesteigung, daß das Ziel von Zeit zu Zeit den Augen verschwindet, dann wieder sich zeigt, so den Wunsch stets neu erregend und befriedigend. Jenseits des Wolkenhauses senkt sich der Weg zunächst ins Tal, um die Echer zu überschreiten, eines der vielen hurtigen Flüßchen, die den Harz durchrauschen. Ein allerliebstes Eichhörnchen von der roten Art, die mir, ich weiß nicht warum, den Eindruck von Glücksboten machen, lief eine Weile neben und vor uns her, wie wenn es uns den Weg zu Wundern und Schätzen weisen wollte, indessen bogen wir ab und stiegen quer durch hohe Fichten zum Scharfensteiner

Forsthause hinauf, das idyllisch auf einer hügeligen Waldwiese liegt. Da schon die Stunde des Kaffeetrinkens war, nämlich vier Uhr, konnten wir zum Mittagessen nichts bekommen als Eierkuchen, die so lustig und duftend und wohlschmeckend waren, wie es sich zu einer Mahlzeit im Walde schickt.

Von hier aus nähert man sich allmählich der Brockenregion: die [405] Fichten werden kleiner, ungestüm drängen sich die Granitblöcke auf den Weg, die Luft wird leichter. Der Aufstieg von der Harzburger Seite ist bequem und harmlos; im Winter freilich, wenn die Wege verschneit sind, von den Tannen nur die Spitzen aus dem Schnee stoßen und alle anderen Merkzeichen sich in den weißen Massen verlieren, mag man sich wohl verirren können, und wenn dann Dämmerung oder Sturm oder Schneefall eintritt, wird dem Wanderer die Schutzhütte am kleinen Brocken willkommen sein. Schritt für Schritt wird es verlockender, sich umzuwenden und in das Gewoge der Berge zu sehen, über die man sich erhoben hat. Das Kegelförmige der aus einer Hochebene aufsteigenden Berge des Oberharz, durch die Fichtenwälder, mit denen sie überzogen sind, noch weicher gemacht, läßt sie Wellen ähnlich erscheinen und bestimmt die eigentümliche Schönheit dieser Gebirgsblicke. Das reizend Bewegliche, Gleitende und Seelenvolle des Wassers ist mit dem wohltätig festen und dauernden Charakter der Erde verschmolzen: man glaubt von einem schwärzlichgrünen Meer umflutet zu sein, das der Zauber der Sekunde eben bannt; dann wird es weiterwogen. Der Eindruck des Bewegens ist trotz der vollkommenen Ruhe da, des unendlichen Hebens und Senkens, Anschwellens und Sichverlierens; so wellengleich greifen die gewölbten Häupter ineinander, so eigen ist allen Linien das Fließende.

Nur der nächste Umkreis der Berge war sichtbar, und je näher wir dem Gipfel kamen, desto dichter verhüllte der Nebel Nähe und Ferne. Etwa eine Viertelstunde unterhalb des Gipfels kommt die eigentliche Brockenstimmung über einen. Die zwerghaft verkrüppelten, mit grauen Flechten behangenen Fichten sind oft

nicht höher als die Granitblöcke, an die sie sich klammern, und haben wunderliche Gebärden; der Wind hat eine Stimme und einen Atem, als wäre er der Vorläufer unerhörter Ereignisse. War hier nicht der Tanzplatz des Teufels und der Hexen, so doch ein Stelldichein der Elemente. Der Regen und der Nebel und der Sturm und der Frost und die Glut haben an dem granitenen Koloß, dem einst dem Bauche der Erde Entstiegenen, gesogen und gerüttelt, er ist in sie zerstoben und zerwittert, und hat in Kampf und Untergang immer wildere [406] und phantastischere Gestalt angenommen. Noch immer dauert das Riesenkampfspiel, dessen Zeuge zu sein so schaurig reizend ist. Indessen war es an diesem Abend so spät und so kalt, daß wir, dazu noch müde, ohne uns umzusehen, auf das Gasthaus zugingen. Erst als wir ihm auf zehn Schritte nahe waren, dunkelte der Umriß des steinernen Aussichtsturms aus dem Nebel. An der Table d'hôte des Brockenwirtshauses herrschte in früheren Jahren, besonders bei unwirschem Wetter, eine menschenfreundliche und genußfrohe Stimmung; die berauschende Lust und das Bewußtsein, das deutsche Land von Hannover bis Jena und von Magdeburg bis Halle zu beherrschen, macht Lust auf Champagner. Mit dem perlenden Glas vor sich erlebt man die am Fenster vorbeijagenden Nebelgestalten und den das Haus umblasenden Wind doppelt abenteuerlich. Mag es auch jetzt noch zuweilen so sein, hat doch der Umstand manches verändert, daß eine große Anzahl von Brockenreisenden durch die Bahn heraufgeführt wird, die keinerlei Mühsal hinter sich haben und deshalb zu gesteigerten Lebensfreuden weder berechtigt noch darauf erpicht sind. Man sollte glauben, daß bei dem geringen Aufwand an Zeit und Kraft, den eine Brockenbesteigung erfordert, denn in vier bis fünf Stunden ist er von allen Seiten bequem zu erreichen, die Bahn nur wenig benützt würde; statt dessen befördert sie in den Sommermonaten oft Hunderte von Menschen im Tage. Vor zweihundert Jahren empfahl man seine Seele Gott, bevor man eine Brockenreise antrat, erstens wegen der natürlichen Lebensgefahr, der man sich aussetzte, zweitens wegen der

Gespenster und Teufelswerke, auf die man gefaßt sein mußte, und schrieb ein Buch darüber, wenn man heil heruntergekommen war. Noch Goethe, der doch des Reisens nicht ungewohnt war, empfand die Harzreise und namentlich die Brockenbesteigung als ein Ereignis, wie er denn in bezug darauf sich äußerte, er liebe es zwar nicht, wenn das Natürliche zum Abenteuerlichen aufgebauscht werde, habe es aber gern, wenn das Natürliche abenteuerlich sei. Allerdings war er immer im Spätherbst oder Winter oben, und zwar im ganzen dreimal: 1777, 1783 und 1784.

Zu meinen, daß durch die veränderten Umstände die Brockenreise ihres Zaubers entkleidet sei, wäre indessen doch wohl ein [407] Irrtum; denn abgesehen davon, daß der Genuß von der Genußfähigkeit eines jeden abhängt, ist an die Stelle der Erwartung des Wunderbaren die Erinnerung getreten, die eine Gegend ungefähr mit demselben Schmelz bekleidet wie jene. Was das Eisenbahnfahren anlangt, so mag sich die Summe des Genusses dabei insofern gleichbleiben, als die Fülle der Eindrücke ihre größere Intensität, wie sie der Wanderer hat, aufwiegen wird. Es wird erzählt und läßt sich denken, daß der Bahnfahrende eine Reihe von verschiedenen Bildern schnell hintereinander aufnimmt, wie es dem Fußgänger nicht annähernd möglich ist, und daß diesem infolgedessen ein gewisser, auf dem Wechsel und dem Vergleich beruhender Reiz entgeht. Störend ist die rasch vorüberschießende Eisenschlange nicht; ihr Pfeifen und das des Windes stimmen gut zueinander, wie überhaupt die Naturkraft, die zu einem bewußten Zwecke fast wunderwirkend tätig ist, zwischen den wilden Gewalten dieser Höhe sehr wohl an ihrem Platze ist.

Auch an diesem kalten und trüben Abend war das Gasthaus ganz besetzt. Jede Gesellschaft saß nach moderner Art für sich und plauderte behaglich und mäßig. An zwei Tischen wurde Karten gespielt von einem jungen Ehepaar und einem, dessen Alter man, so etwa wie das der Tannen nach den Jahresringen, nach dem angesetzten Fett veranschlagen konnte. Das junge Paar schien zum Vergnügen, das ältere aus Gewohnheit zu spielen, die unter keinen

Umständen auszusetzen sie für das bekömmlichste halten mochten. Den Ruhm, den Brocken zu besitzen, hat unter den Staaten, zwischen denen der Harz sich verteilt, das Fürstentum Stolberg-Wernigerode unter preußischer Oberhoheit. Man hat daher die Erquickung, in den Gastzimmern des Brockenhauses außer den üblichen Bildern des Reichsoberhauptes auch die weniger bekannten Gesichter der Familie Stolberg-Wernigerode an den Wänden zu sehen. Das des regierenden Fürsten befindet sich sogar auf der Weinkarte, die man käuflich erwerben kann.

In aller Frühe wird durch anhaltendes Geläut zur Betrachtung des Sonnenaufganges aufgefordert. Wir waren im Zweifel, ob systematisch täglich zur kalendermäßigen Zeit des Sonnenaufganges geläutet wird, damit jedem Gelegenheit werde, sich [408] selbst vom Vorhandensein oder Nichtvorhandensein desselben zu überzeugen, oder ob das Läuten zu verstehen gibt, daß ein solcher wirklich stattfinde und bevorstehe; jedenfalls setzten wir der letzteren Eventualität Mißtrauen entgegen und blieben liegen, was durch den dicken Nebel, der noch um zehn Uhr fest um den Gipfel saß, nachträglich gerechtfertigt schien.

Es war immer noch sehr kalt, besonders im Winde, der hinter der Tür lauerte, um sich sofort auf jeden Hinaustretenden zu werfen. Da wir bis zum Nachmittag Andreasberg erreichen wollten, konnten wir die zu erhoffende Aufklärung nicht abwarten, sondern gingen fort, ohne vom Brocken etwas anderes als das Innere des Wirtshauses gesehen zu haben. Wir suchten weder Brockenmyrte noch Brockenbesen, nahmen weder die Teufelskanzel noch den Hexenaltar und das Hexenwaschbecken in Augenschein, gingen vielmehr im Laufschritt, um uns einigermaßen zu erwärmen, den Goetheweg hinunter, so genannt, weil Goethe, dessen Spuren der Harz stolz und ehrfürchtig festhält und wie die Erzgänge auf seinen Karten leuchten läßt, im Dezember 1777 hier, vom Dorfhause kommend, aufgestiegen und ebenso wieder hinuntergegangen ist.

[408]

2. HARZWANDERUNG

DER GOETHEWEG auf dem Brocken ist weit charakteristischer für die Natur dieses Berges als der Harzburger: der Granit ist maßloser in seinen Formen, die Fichten sind struppiger und verdrehter, der Boden ist auf weite Strecken moorig. Es ist ein eigentümliches Gehen auf dem Moorboden, weich und elastisch, wie wenn man von Federn leicht zurückgeschnellt würde. Geht man vom Wege ab in das Bruch hinein, so kommt man bald zu Stellen, wo der Fuß tief einsinkt und man der unheimlichen Geschichten gedenken muß, wie hier Wanderer in Nebel oder Dunkelheit den Weg verloren und niemals heimkehrten, von der schwammigen Erde verschluckt. Hier wachsen neben winzigen Birken Heidekraut, Binsen, Wollgras, Sonnentau und viele Moose, die das Feuchte lieben, üppig, aber niedrig wuchert es aus der fetten braunen Erde um die stillen, ganz [409] stillen braunen Sümpfe; es ist eine einsame, verhängnisvoll in sich selbst brütende Natur.

Falls es als eine Kuriosität angesehen werden sollte, daß es nicht nur in Niederungen, sondern auch auf hohen Bergen Moore gibt, will ich zur Erklärung bemerken, daß sie in muldenförmigen Einsenkungen oder fast horizontalen Ebenen entstehen, wo das Wasser nicht abfließen kann. Die Nässe des Bodens, die niedrige Temperatur und verschiedene andere Umstände sollen verursachen, daß er die in ihm enthaltenen Vegetationsreste nicht ganz verdauen kann, und diese unverwesten Teile sind es, aus denen im Laufe der Jahre sich Torf bildet. Untersuchungen haben ergeben, daß sich im Brockenmoor drei Generationen verkrüppelter Fichten über einer Lage nicht vertorfter Kiefern befinden.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, das so reich an

idealistischen Männern war, die durch Hebung der Gewerbe und Nutzbarmachung aller Mittel etwas für das Volkswohl tun wollten, kam ein braunschweigischer Oberjägermeister von Lange auf den Gedanken, den Torf der Brockenmoore als Feuerungsmaterial zu verwenden; sie zu bewalden, hatte sich schon vorher als unmöglich erwiesen. Meiler, Öfen und Trockenhäuser wurden mit einem Kostenaufwand von 100 000 Talern errichtet, aber nach einigen Jahrzehnten mußte das ganze Unternehmen als unergiebig fallengelassen werden. An die großen Anlagen erinnert noch das Torfhaus, jetzt ein Forst- und Gasthaus, von dem aus der Brocken häufig bestiegen wird. Früher tröstete man sich über das Fehlschlagen dieser Versuche damit, daß die Moore doch nützlich seien, weil sie, ein ungeheurer Schwamm, der alle Niederschläge aufsauge, den Harz mit Wasser versähe; wirklich tragen die zahlreichen Quellen und Flüsse, die das Gebirge beleben, als Zeichen ihrer Abkunft die goldbraune Farbe des Bruches. In neuester Zeit hat man dessen ungeachtet begonnen, die Moore trockenzulegen, um sie bewalden zu können, wovon zunehmender Wassermangel die Folge sein soll.

Nachdem wir die Moorgegend verlassen hatten und die Fichten wieder hoch und stark geworden waren, kamen wir auf den Kaiserweg, der uns nach Oderbrück führen sollte. Am Kai[410]serweg haften alte und merkwürdige Erinnerungen. Ihn soll Kaiser Heinrich IV., jener unglückliche Gegner des Papstes, benützt haben, als die sächsischen Grafen und Herren sich gegen ihn erhoben und er von der Harzburg flüchten mußte. Schon viel früher, ja schon in den heidnischen Zeiten soll er als ein Fußweg bestanden haben, wovon der volkstümliche Name Heidenstieg, der ihm auch zukommt, Zeugnis gibt. Zur Zeit des Aufblühens der Hansastädte wurde er fahrbar gemacht und lange Jahre viel benützt, bis allmählich bequemere Straßen entstanden und er verödete. Während des Siebenjährigen Krieges ließ ein Leipziger Kaufmann den alten Kaiserweg wiederherstellen, damit die sächsischen Waren nach dem Norden gebracht werden könnten, ohne preußisches

Gebiet zu berühren. So erlebte er noch einmal eine kurze Blüte als Verkehrsweg. Der Kaiserweg führt in nordsüdlicher Richtung quer über den Harz, die Täler möglichst meidend. Wenn man von Oderbrück aus die Achtermannshöhe besteigt, führt er einen eine Weile steil zwischen mächtigen Fichten in die Höhe, und man staunt über die Arbeit, die aufgewendet worden sein muß, bis die wilden Granitblöcke das Pflaster bildeten, das jetzt zum Teil ausgefahren, vertreten und versunken ist.

Die Achtermannshöhe ist ein Berg, der durch seine absonderliche Form die Ansichten des Oberharzes charakterisieren hilft; einen nackten, scharfen Kegel bildend, stellt er sich überzeugend als Vulkan dar und wurde auch früher irrtümlich für einen solchen gehalten. Auch sein Wesen ist absonderlich und auffallend; denn mitten aus dem Granit des Brockenmassivs starrt er andersgeartet, nämlich aus Hornblende, einem sedimentären Gestein, das durch die Berührung mit dem feurigen Schmelzfluß, der aus der Erde quoll, seine ursprüngliche Natur veränderte. Der Aufstieg hat ganz und gar den Charakter der heidnischen Granitregion. Auf Fichten, deren überwältigendes Ragen uns erschauern macht, folgen, nachdem man den Kaiserweg verlassen hat, niedrigere, durch die ein schmaler weißer Pfad ohne Biegung gerade wie ein Pfeil nach oben schießt, vorüber an einem Granitungeheuer, das einem aus kyklopischen Platten aufgetürmten Tische gleicht und von manchen für einen heidnischen Opferaltar gehalten wurde. Der [411] Kegel, zu dem man nach einem halbstündigen Marsche gelangt, ist von einem Kranz von Fichten umringt, die für einen von den geringen Resten Harzer Urwaldes ausgegeben werden. Viele von ihnen sind nackt und eisgrau, scheinen eher aus Stein als aus Holz zu sein, und ihre Zweige gleichen Wurzeln oder großen Stacheln, die den Stamm quirlartig umstehen. Mit ihnen stechen sie wirr in die Luft. Dann gibt es einige, die sich wie Schlangen in buckelartigen Biegungen am Boden hinziehen, bevor sie aufwärts steigen, eine Verkrümmung, die durch übermäßige Belastung der kleinen Pflanze mit

Schneemassen entstanden sein soll. Wenn man von hier aus an einem eisernen Geländer auf die Spitze des Kegels steigt, sieht man über den Granit angeschüttet die einst durch seine Glut umgewandelte Hornblende. Dort stehen einige Bänke; sitzt man dort eine Weile, so kann man sich einbilden, man säße auf dem Deck eines Schiffes, und das Meer der Berge umrauschte einen, aus dem hie und da eine Felsenklippe oder eine Insel, irgendeine menschliche Ansiedlung, auftauchte.

Etwas unterhalb des Forsthauses Oderbrück, wo man gut wohnt und verpflegt wird, liegt von schwarzen Fichten eingerahmt der Oderteich, das größte Wasserbecken des Harzes. Gebildet durch die Zuflüsse der Oder wurde es künstlich vergrößert, um die Gruben des hochgelegenen Bergstädtchens Andreasberg mit Wasser versorgen zu können. Der schöne Rehberger Graben ist keineswegs mit der Absicht angelegt, daß Reisende dort die Natur genießen möchten, sondern daß Wasser aus dem Oderteich nach Andreasberg geführt werde, und man sieht an diesem Beispiel, daß eine nützliche Anlage die Natur meistens nicht schädigt, vielmehr hebt, während die Veranstaltungen der Verschönerungsvereine oft ihrem ursprünglichen Zauber Abbruch tun. Die Straße ist an dem dunklen, klippenreichen Rehberg entlang in den Granit eingesprengt, ein bedeutendes Werk, das im Jahre 1722 vollendet wurde. Wenn man vom Oderteich her kommt, hat man zur Linken tief und tiefer unter sich die abwärts schießende oder, zur Rechten den eigentlichen Abzugskanal, ein schlankes, braunes Wasser, das gefangen in die Sklaverei geführt wird. Demütig rieselt es neben dem Wanderer her, aber nicht verzweifelt oder traurig, [412] sondern wehmütig heiter, mit bescheiden gedämpfter, lieber Stimme singend und schwatzend. In gewissen Abständen sind große Granitblöcke darüber gedeckt, damit es nicht entschlüpfe, zuweilen mehrere hintereinander, unter denen der Widerhall die zarten Laute tönender macht; durch diesen Wechsel erhält das Flüstern, das einen freundlich begleitet, ein melodisches Auf und Nieder.

Zur Linken hatte man früher eine herrliche Aussicht auf

wallende Bergrücken und Gipfel, darunter die Achtermannshöhe aber die ist seit einigen Jahren durch Waldungen verwachsen. Mit der Beforstung des Harzes verhält es sich folgendermaßen: nach Ablauf eines Zeitraumes von etwa hundertzwanzig Jahren wird jeder Fichtenwald abgeholzt und durch neue Anpflanzungen ersetzt, wodurch sich, da in einer gewissen Reihenfolge immer neue Reviere an die Reihe kommen, ein beständiger Wechsel von Wald und Lichtung ergibt. Das hat zur Folge, daß die Aussichten sich stets verändern, indem Wälder verschwinden, Lichtungen, die neue Ausblicke eröffnen, entstehen, und Wälder heranwachsen, die Fernen verdecken. Es ist gerade so, wie wenn der Herr des Gebirges, langsam sein Reich durchschreitend, seinen schwarzgrünen Mantel über die Berge schleppte, bald hier, bald da einen Hang oder eine Mulde unbedeckt lassend, wie das Fließen der Falten um seinen wandelnden Schritt es mit sich bringt. Gerade dieser Umstand trägt zur Besonderheit und Mannigfaltigkeit der Harzer Panoramen wesentlich bei.

Am Ende des Rehberger Grabens verstummt das traute Plätscherstimmchen, und das schlanke, braune Wasser verschwindet; es wird in einem Tunnel bergab neuer Arbeit zugeführt. Daran merkt man die Nähe von Andreasberg, das man nicht eher erblickt, als bis man, auf einem wiesenüberwachsenen Hügel angelangt, es gerade zu Füßen vor sich liegen sieht. Das Städtchen ist auf unebenem Boden malerisch angelegt und mit vielen alten, kleinen Harzhäusern hübsch und traulich anzusehen. Ein alter Gasthof, das Schützenhaus, hat sich inmitten der neuen ruhmvoll bewährt. Außerdem ist das Städtchen reich an Sanatorien und Pensionen, da es, hoch und doch geschützt gelegen, ein beliebter Höhenkurort geworden ist.

[413] Der Gehalt seiner Berge an Silber, Blei, Kupfer und Eisen führte im sechzehnten Jahrhundert zum Entstehen von Andreasberg, dessen Grubenbau, wie überall im Harz, während des Dreißigjährigen Krieges einging, aber im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ein neues Aufblühen erlebte. Jetzt geht es abwärts

damit; die verschiedenen Gruben sind zu einer einzigen vereinigt, die den Namen Vereinigte Gruben Samson führt und staatlich ist. Neben dem schwindenden Bergbau entwickelte sich schon früh eine eigentümliche und einträgliche Industrie, nämlich die Kanarienvogelzucht, die noch vor zehn Jahren 300 Familien beschäftigt und eine jährliche Bruttoeinnahme von 300 000 Mark erzielt haben soll. Der Preis eines Vogels schwanke, heißt es, zwischen 5 und 75 Mark. Bewertet werden die Vögel nach ihrem Gesang, und zwar sollen jene am höchsten geschätzt werden, die auf einem Ton singen können, diesen an- und abschwellen lassend. Ich hatte mir vorgestellt, daß in Andreasberg die Luft von Triller und Schmetter erfüllt wäre; anstatt dessen hörte ich weder, noch sah ich einen einzigen Kanarienvogel, und wenn mein Schluß, das Gewerbe müsse wohl im Abnehmen sein, vielleicht auch voreilig war, so war er doch zufällig richtig; wenigstens erzählte uns das ein Andreasberger Bergmann, der in seinem Sonntagsstaat gerade so sorgenvoll und niemals jung gewesen aussah, wie Kreidolf in seinen Bilderbüchern die Zwerge darstellt. Jetzt bleibt den Andreasberger noch Möbelfabrikation, Zigarrenfabrikation und Spitzenklöppelei; hauptsächlich ist es aber der Fremdenverkehr geworden, der die altberühmte Bergstadt am Leben erhält. Wir konnten uns diesmal nicht in Andreasberg umsehen, da wir die verfügbare Zeit zum Mittagessen verwenden mußten. Der Bahnhof liegt etwa drei Viertelstunden vom Orte entfernt. Wir fahren durch ein liebliches Tal, das nichts mehr von den Schauern der Granitregion an sich hat: die Fichten sind selten geworden, anstatt dessen bedecken lockige Laubwälder die Berge, an deren Fuß sich Wiesen hinziehen, wo heute trotz des Sonntags die Landleute ihr Heu einernteten. Lauterberg, ein vielbesuchter Kurort, wo wir übernachten wollten, liegt unbeschreiblich freundlich in sanfte Berge eingesenkt; der Charak[414]ter der Landschaft ist hier herzlich, bescheiden, einladend und zugänglich, der Blick rings durch grüne Höhen beschränkt und auf ein anspruchsloses Genießen der Nähe hingewiesen. Mit seinem kleinen Kurpark und Kurhaus,

Promenaden und Springbrunnen hat der Ort etwas Miniaturartiges, und mit dem Familienverkehr, der sich in den zahlreichen Hotels anständig und innig entwickelt, etwas Altmodisches. Trotzdem es einige große Hotels gibt, in denen gut gegessen wird und wo eine gewisse Toilettenentfaltung stattfindet, ist Lauterberg billig. Freilich liegt es am Rande des Harzes, nur etwa dreihundert Meter hoch, und die heilsame Höhenluft kann man nur auf den Bergen einatmen, die auf allen Seiten bequem zu ersteigen sind.

Der Zug, mit dem wir am anderen Morgen in der Früh Lauterberg verließen, führte am Westrande des Harzes entlang, der hier, wiederum in neuer Art und Form sich darstellend, helle Kalkfelsen und Grotten- und Höhlenbildungen zeigt. Die Berge sind laubgrün und werden immer niedriger; aber beinahe bis Braunschweig bleibt die Erde hügelig. Sie fließt singend neben einem her, und es ist, als ob sie eine schöne Melodie, die sie erst in starken Chören gesungen hätte, selbst davon hingerissen, immer und immer wiederholte, die Stimme allmählich nachlassend, sanfter und träumerischer, zuletzt nur noch mit einem süßen Hauche verrinnend.

KUNTERBUNT

DAS NOTIZBUCH ZWEIER WELTBÜRGER

EBEN HAT Busi einen Vers gemacht, den zweiten in ihrem Leben, und auch diesen, wie man sehen wird, nicht ohne Anlehnung:

Wir hatten gebaut
Ein stattliches Haus,
Und drinnen gingen spazieren
Der Ohrwurm und die Laus.

Es stand nämlich hart an der Straße zwischen Mülenen und Reichenbach ein eben fertiges, neues, frisches Holzhaus mit dem Vermerk dabei, daß es zu vermieten sei, und ich sprach sofort den Wunsch aus, es zu kaufen und mich, zeitweise nur, dort niederzulassen. Da antwortete Busi prompt mit dem obigen Verse, nicht ohne Berechtigung, da ich einen Tag vorher vor den Berner Holzhäusern gewarnt hatte wegen des unvermeidlichen Ungeziefers, namentlich der Ohrwürmer. Meine Bereitwilligkeit, die gesuchte Heimstätte in irgendeinem Objekt zu erkennen, scheiterte stets an Busis Skeptizismus. Diesmal sehe ich ein, daß zwischen Mülenen und Reichenbach meines Bleibens nicht ist, obwohl der Café Royal im Reichenberger Bären einen schon fesseln und für vieles entschädigen kann. Die Mengen von Butter, glänzend gelber, kuglig aufgerollter, und mannigfacher Brote, die zu unserer Verfügung standen, mahnten mich an den Grund und einzigen Anlaß unseres Hierseins, den Krieg und die Kriegsnahrung in Deutschland.

Wenn ich bedenke, wie ich seinerzeit ein verständiges Tagebuch eines Reisenden aus der Zeit des 30jährigen Krieges geschätzt hätte,

so kommt es mir verdienstlich vor, Notizen niederzuschreiben. Obschon ja heutzutage kein Mangel an Schreiberei und Druckerei ist. Aber es macht nichts, ich bin selbst gespannt, was dabei herauskommt, wenn Busi und ich Land und Leute beobachten. Sie glaubt, sie sähe alles und ich nichts, aber das Wichtigste habe ich doch schließlich immer gesehen, und dann die Gesichtspunkte! Augenblicklich sehe ich einen [416] dicken, gläsernen Wasserstrahl, der aus einem Brunnenrohr fließt zwischen den länglichen Blättern eines Kirschbaumes, und breite Berge, auf denen Wolken liegen. Heißer Sonntagnachmittag, Busi liest eine Fortsetzung aus einem Roman von der Schweizer Familie. Sie hat schon so viele derartige Romane gelesen, daß sie das Schema kennt und jedes beliebige Bruchstück einordnen kann.

Der berüchtigte Grenzübergang in Lindau ging leicht und schnell vonstatten: nicht ohne Konfiskation eines Bädekers, eines Kursbuches, eines Blockes Briefpapier und eines leeren Notizbuches. Die Soldaten verfuhren dabei rücksichtsvoll und artig. Glitten auch mit rücksichtsvollem Verständnis über meine verschiedenen Männer hin, die bei Busis und meinem verschiedenen Namen immer an den Tag kommen. Man hätte nun denken sollen, auf dem Schiff, während der Fahrt über meinen geliebten Bodensee, wäre uns das Herz weit und froh geworden: die Sonne schien, und wir waren im gelobten Lande. Anstatt dessen geriet Busi fast in Verzweiflung, als die Zeiger der Uhr wegen der in der Schweiz nicht statthabenden Sommerzeit von sechs auf fünf zurückwiesen. Diese Stunde mehr schien ihr unerträglich, und mich erschreckte wiederum dieser Grad von Melancholie. Noch eine Stunde länger leben zu sollen verursachte ihr Angst. Nachher fiel mir ein, daß sie von fünf bis sieben von jeher ihre Melancholie hat und daß es also eine natürliche Erscheinung wäre, mir gewohnt zum mindesten, und dann vorübergeht. Trotzdem war auch mir das Herz schwer, und ich gedachte der vergangenen Jahre, wo die Uhr-Einstellung auf dem See immer eins blieb.

R.

Nicht einmal die alten Obstbäume auf dem Wiesengrund zwischen Romanshorn und Frauenfeld machten mich so froh wie sonst, wir kamen endlich dahinter, daß es ein kleiner ungezogener Bub war, der uns alles verleidete, nicht eigentlich ungezogen, aber rastlos wie ein Löwe auf der Gasse, der sucht, uns zu verschlingen, bei einem richtigen großen Löwen sei dies noch etwas furchtbarer, großartiger, aber bei einem kleinen, vielmehr einem kleinen Feind, der nichts weniger als ein [417] Löwe, nicht einmal ein künftiger ist, ist das quälend. Nachher sagte ich gelegentlich zu Frl. W., Buben wären wohl immer unvernünftiger als Mädchen. Frl. W. sagte, ja, sie haben weniger Phantasie. Natürlich, das ist des Rätsels Lösung: Die Menschen ohne Phantasie gehören nicht zu den Guten, von denen die Bibel sagt, daß sie von sich selber gesättiget werden. Jetzt haben aber auch die meisten Mädchen keine Phantasie.

Ich fand es etwas häßlich, daß uns die Gesellschaft so sehr störte, aber es war nun einmal so; als wir in Winterthur ausstiegen und Arm in Arm in die Marktstraße schoben, kam die glückliche und unwiederbringliche Bummlerstimmung über uns.

(Ricarda)

Den 31. VII. 16

Unsere fröhliche Laune wuchs noch, als wir in der Krone ein hübsches Zimmer auf die Straße bekommen und in dem netten Saal zu Abend gegessen hatten. Es war schon dunkel und wir schlenderten ohne Hut die Hauptstraße hinauf und bogen dann in eine andre, breitere ein. Überall waren Weinschenken, nur durch einen Vorhang von der Straße getrennt, und aus den meisten tönte eine wehmütig schmelzende Musik. Man hörte beinahe mehr italienisch als deutsch sprechen, was mir sehr gefiel. Zu unserem großen Erstaunen bemerkten wir an den Scheiben eines größeren Restaurants Plakate aufgeklebt, auf welchen man eine ruhende Dame mit ein bißchen Trikot bekleidet sehen konnte. Ich trat näher zu und las, daß den glücklichen Gästen dieses Lokals von Samstag bis Dienstag von dem außen abgebildeten, reizenden Wesen aufgewartet

würde. Sie war die Nandl aus Innsbruck. Ich muß sagen, daß es mich herzlich betrübte zu sehen, wie das sonst so reizende Winterthur durch eine Verbündete von uns zugrunde gerichtet wird. Zwar glaube ich, daß Frl. Nandl den Verfall zwar beschleunigen wird, aber dennoch nicht die ausschließliche Ursache desselben ist, denn es schien uns, daß die Winterthurer schon an und für sich ein sehr leichtsinniges Völkchen sind. Wer z. B. bei ihnen irgendwelche Arbeit verrichtet, ist mir durchaus nicht klar, denn zu jeder Tageszeit und beinahe die ganze Nacht hindurch [418] *sind die Straßen belebt, und aus fast jedem der Fenster schauen einige unnütze Gesichter heraus. Ich war wahrhaftig froh, daß die Winterthurer nicht wie die Amerikaner ewig um sich spuckende Leute sind (dies ist eine Wahrheit, bezeugt durch Dickenssche und Lenausche Briefe), denn dann hätte man nicht ungestraft ohne Regenschirm über die Straße gehen können. Frl. Nandl hatte also einen ungeheuren Zulauf, und bei dem ewigen Türöffnen und -schließen vermochte Mima einen Blick hineinzuwerfen und sah tätowierte Hautteile und eine Fülle blonder Locken mit roten Blumen geschmückt. — Später hörte ich auch noch einem unverständigen Fabrikarbeiter zu, der einer begeisterten Zuhörerschaft die Formen der schönen Nandl eingehend erklärte. Man sollte meinen, diese bedauerlichen Betrachtungen hätten uns etwas bedrückt, jedoch nötigten sie uns merkwürdigerweise zu unausgesetztem Lachen.*

B.

Es war sehr niedlich, Busis Rosengesicht über den sittlichen Verfall von Winterthur deklamieren zu sehen. Ich will nur hinzufügen, daß die schöne Nandl ihren Aufenthalt um einige Tage verlängert hat. Busi hat auch einen lehrreichen Vergleich zwischen Passau und Winterthur gezogen und dies als Aufsatzthema vorgeschlagen, mit allgemeinem Ausblick auf die Liederlichkeit kleiner Städte im allgemeinen als Einleitung oder Schluß. Es hätte dann noch einen Vergleich zwischen katholischer und reformierter Liederlichkeit gegeben, kurz, eine Fundgrube. Erst waren wir geneigt, das ununterbrochene nächtliche Laufen und Lärmen auf den Straßen,

welches sogar die Tiefe unseres Schlafes zu stören drohte, der Liederlichkeit zuzuschreiben; wir kamen aber zufällig darauf, daß die Nacht der Säuberung gewidmet zu sein scheint, indem Pflaster, Mauern, alles Erreichbare gewaschen und geputzt wird. »Der faulige Apfel mit blanken roten Bäckchen.« Trotz des nächtlichen Getöses können wir im übrigen der Krone von Winterthur nur das höchste Lob zuteilen. Wir bewohnten ein geräumiges Zimmer mit einem Alkoven für die Betten, der durchaus nicht dumpfig war und ein abgeteiltes Schlafzimmer darstellte. Wir wurden von freundlichen und hübschen Frauen [419] bedient, sahen nur angenehme Gesichter und fühlten uns wie zu Hause. Ich leugne nicht, daß es mir sympathisch ist, einmal gar nicht deutsch sprechen zu hören; das ist aber etwas rein Phonetisches, nichts Politisches.

Als wir uns bei der Überfahrt über den Bodensee eben auf dem Schiff installiert hatten — das fällt mir dabei ein — wurde Busi plötzlich rot und sah mich scheu an. Sie hörte ganz laut und unbefangen französisch sprechen, und obwohl sie nun gar nicht dabei war, erregte es ihr das Gefühl, bei etwas Hochverräterischem betroffen zu sein.

Um nun wieder zu den Annehmlichkeiten Winterthurs zurückzukehren, so ist seine Lage wunderschön. Der Boden hat die Gestalt eines sanftbewegten Meeres mit trägfließenden Strömen, eine Hügelwelle geht unmerklich in die andere über und führt den Blick rastlos vom Endlichen und Begrenzten in unendliche Weite. In den großen Gärten und Parks, die wir kennenlernten, gibt es herrliche Bäume, wahre Herrschergestalten, Pyramidenpappeln, Silberpappeln und Linden. Es schien mir die Natur hier herum nicht so wie bei Zürich. Eine eigentümliche Erscheinung bieten die alten hier ansässigen Familien, in Reichtum und Tradition erstickend, für die Betrachtung aber genußreich. Der Mensch muß böse handeln und kämpfen, um seine Persönlichkeit zu fühlen und damit das Glück; was steht aber diesen wohlversorgten Sprossen noch bevor? Unsere Zeit ist nicht so beschaffen, daß sie große Reichtümer auf eine noble Art wagen und schaffen könnten; wie sollten sie es aber

vollends in einem so kleinen, in sich abgeschlossenen Gemeinwesen? Zwar ist ja der einzelne mehr bei der Gestaltung des öffentlichen Lebens beteiligt als zum Beispiel in Deutschland; das Bauen von Museen, Konzertsälen, Bibliotheken, das Anstellen von Professoren, das Ankaufen von Kunstwerken, das liegt alles vorzugsweise in den Händen der wohlhabenden Familien, die sich verantwortlich für ihre Heimat fühlen. So bauen und mäzenieren sie denn auch; woran fehlt es denn? Doch wohl wieder an der engherzigen Nationalitäteneinrichtung, die den Menschen von heute erdrosselt. Die Großstädte ziehen zu viel Blut an die Peripherie, die kleinen können es nicht ersetzen und es fault. Und doch können die richtig beherzten Städte, [420] wie sie in der Schweiz waren, sich nicht mehr halten und suchen sich auch in Großstädte zu verwandeln oder werden stagnierende Kleinstädte.

R.

Den 2. VIII. 16

Wir sitzen in Heustrich-Bad. Dies gehört in die Reihe der sogenannten Freß-Bädli, von denen wir neulich schon eines in Faulensee-Bad kennengelernt haben, das viel eleganter war als dies und durch die Aussicht auf den Thuner See einen etwas größeren Zug hatte. Über einem solchen Freß-Bädli liegt diese greuliche Langeweile; es sitzen alte Leute und Kinder herum und essen andauernd oder warten aufs Essen. Hier spielen auch Männer Karten, die Frauen gähnen oder stricken. Ich finde es oft ein gutes Zeichen, daß dieses Unheimischsein uns gar nicht angst macht, daß ich mir sogar gut vorstellen kann, ich wohne hier ein paar Wochen, wenigstens bei gutem Wetter. Ich werde auch essen und verdauen und mich besinnen und träumen. Ähnlich machten wir es ja in Aeschi auch.

(Ricarda)

Den 5. VIII. 16

Mima tut doch nichts lieber, als möglichst oft schriftlich und mündlich

zu betonen, wie sie doch der Ruhe pflegt und sich sonnt und ißt usw. Ich wollte nur, daß ich auch einmal etwas davon spürte, ich spüre aber immer nur gehen, gehen, gehen. Dies soll übrigens keine Beklagung sein, es soll nur zeigen, wie verschieden 2 Menschen eine Sache ansehen können. Gestern hatten wir über den ganzen Tag einen wunderschönen Ausflug gemacht. Wir gingen um ¾ 7 von hier fort nach Heustrich zur Bahnstation. Hinunter geht es ganz schnell. Wir sollten unten Behrens treffen und mit ihnen nach Kandersteg fahren und von dort nach dem Oeschinensee gehen. Ich hatte am Morgen schon eine Spinne und eine tote Maus gesehen und erzählte es Mima beim Hinunterlaufen. Sie sagte nichts, aber ich merkte gleich, daß es sie ein klein wenig unangenehm berührte. Sie hielt das nämlich für ein ganz schlechtes Omen. Wir lachten dann darüber und M. sagte, sie sei nicht mehr abergläubisch, [421] *und ich erklärte das damit, daß sie jetzt allen Aberglauben und alles auf den lieben Gott geworfen hat. Ach, ich wollte, sie hätte ihren lieben Aberglauben wieder, denn was für eine Plage dieser ewige liebe Gott für einen vernünftigen Menschen wie mich ist, kann man gar nicht beschreiben. Zum Unglück lasen wir zuletzt zu Hause noch »Das Leben der Freifrau von Bunsen aus ihren Briefen«, und diese Lektüre hat nämlich Mima in ihrem lieben Gott noch bestärkt und gekräftigt. Was diese Frau Bunsen für ein Talent hat, jeden nicht abgerissenen Knopf und jeden gestopften Strumpf für eine besondere Liebenswürdigkeit Gottes hinzustellen, ist unglaublich. Immer wieder heißt es in ihren Briefen: »Er, der die Ohrwürmer kriechen, die Tausendfüßler herabfallen, die verlorenen Schlüssel wiederfinden läßt, er wird auch in seiner unendlichen Gnade den nicht vergessen, usw.« Ganze Seiten werden so angefüllt. Also, kurz und gut, an der letzten Wegkehre trafen wir Herrn Behrens, der sagte, nach dem Oeschinensee ginge es nicht, seine Frau hätte irgendeine Venengeschichte am Bein und könnte nur nach dem Kiental. Mima war etwas enttäuscht, aber gar nicht überrascht, daß etwas passiert war wegen der Spinne. Wir fuhren also nach Reichenbach mit der Gölschbergbahn, 4 Minuten übrigens, und dort setzten wir Frau Behrens in die Post, damit sie die Steigung bis Scharnachtal fahren sollte. Wir gingen erst in das Hotel Bären und*

frühstückten sehr gut. Behrens sind ein junges Schweizer Ehepaar und als einzelne Menschen sehr nett, aber als Ehepaar nicht so nett, weil sie fürchterlich eifersüchtig und herrschsüchtig ist. Aber er ist goldich, warmherzig und amüsant. Sie, d. h. Mima und er, neckten mich immer wegen Eßsachen, und das kann ich nicht gut leiden. In Scharnachtal trafen wir Frau Behrens, die sehr böse war, daß sie hatte warten müssen, und sich kaum beruhigen konnte. Dann gingen wir einen schönen ¾ Stunden langen Weg bis Kiental. Vor unseren Augen war immer die Blümisalp und an der Seite Berge, Matten, Täler, Flüsse und Wälder. Es war auch noch nicht so sehr heiß, und manchmal ging man im Schatten, manchmal in der Sonne. Wir sprachen auch einmal über Pulver, und ich fand es sehr reizend von Behrens, wie er so nett von Pulver sprach, der doch so abfällig über ihn geurteilt hatte. [422] *Pulver tut das zwar ohne Ausnahme über alle. Von Kiental aus gingen wir noch ein Stückchen hinunter über den Kienbach und dann wieder hinauf und fanden dort im Schatten von ein paar Tannen auf einer Matte einen Lagerplatz. Herr Behrens ging bald fort, um Wasser zu holen, ich hatte entsetzlichen Durst, und wir brauchten auch Wasser zum Abkochen. Nach langem Liegen befiel mich fürchterliche Langeweile, und Mima erkannte, daß sie mir ein Büchlein verschaffen müßte. Wir gingen also wieder nach Kiental hinüber und trafen Herrn Behrens unterwegs mit gefüllten Wassereimerchen. Ich trank in einem Hotel Wasser auf Vorrat, und in einem andern ließen wir uns ein Buch leihen, da es keins zu kaufen gab. Die Frau, die es Mima lieh, verlangte weder Einsatz noch sonst etwas dafür. Als wir zurückkamen, war es Zeit zum Mittagessen. Wir lagerten im Kreise um eine Teemaschine, und auf einem Tuche wurden Brote mit Schinken und Zunge belegt und Eier, Biskuits und Küchlein ausgebreitet. Mima bekam den Tee in einem Aluminiumgefäß und ich in einem winzigen Perlmutterschälchen. Da aber Mimas Tee in dem Aluminiumdings nie abkühlte und ich mir immer nachgießen ließ, bekam ich viel mehr als Mima. Nach dem Essen wurde es unter den Tannen zu heiß, und wir stiegen noch etwas höher, bis wir zu einem entzückenden Platz mit einem Laub- und einem Tannenbaum kamen. Ich ließ Mima in Frieden, bis mein Buch ausgelesen war, und das dauerte wohl 2 Stunden.*

Dann fing ich an, sie zu quälen, aber es war bald Zeit zum Aufbrechen. Behrens schenkte ihr ein Sträußchen Wiesenblumen, die noch schön blühen. Er ist immer so niedlich und ritterlich mit Mima. Wir tranken dann in einem prächtigen Hotel in Kiental Schokolade. Man saß auf einer Veranda in bequemen Stühlen mit einem wundervollen Blick auf die Blümisalp und auf den Platz, wo wir gelagert hatten. Es kam mir ganz unglaublich weit weg vor, und es war eigentlich kaum 20 Minuten weit gewesen. Das Hotel war von 40 Personen bewohnt, im andern Sommer von 124. Auf dem Heimweg schwieg ich und habe scheint's sehr bös ausgesehen. Ich war aber im Gegenteil ganz gewaltig glücklich. Ich liebe es auch in der Eisenbahn, wenn man einen gewissen Grad Müdigkeit erreicht hat, schweigend zu sitzen. [423] *Und es ist mir dann furchtbar störend und es wird mir direkt schwer, etwas zu sagen, wenn man mich anspricht. Das Dumme ist nur, daß, wenn mein Gesicht ernst ist, daß es dann ungehalten und bös aussieht. Gegen Schluß mußten wir ziemlich laufen, um noch die Bahn zu erreichen. Die andern hatten zuerst von Mühlestein gesprochen, Behrens hatte sehr lustig von ihm erzählt, und dann wurde sehr viel vom Essen gesprochen, und Frau Behrens sagte am Schluß, sie würde gerne in Hoch (?) wohnen in diesem Winter. Von Heustrich aus gingen wir langsam die Fahrstraße hinauf, denn Frau Behrens durfte nicht klettern, und ich war sehr müde. Die letzte Strecke von Scharnachtal bis Reichenbach hinunter hatten wir schon Schatten gehabt, und jetzt trafen uns, je höher wir kamen, um so besser, wieder die Sonnenstrahlen. Als wir schon die meiste Steigung überwunden hatten, zeigte uns Behrens einen Fußweg, auf dem wir dann alle weitergingen. Wir sprachen wieder von Behrens, daß es doch nicht leicht sei, einen Mann zu haben, der allen gefällt, und daß sie es doch mit den klügsten Vorsätzen angefangen hatten. Sie haben nämlich in der ersten Zeit oft getrennt gelebt, aber man merkt deutlich, daß es ihr immer schwerer wird, ihn fortzulassen. Wenn sie schon seinen häufigen Verkehr mit uns nicht gern sieht, wo ich viel zu jung bin und Mima, wenn sie auch die süßeste und schönste Frau der Welt ist, doch für Behrens nicht gefährlich ist, wie muß sie dann erst auf andere eifersüchtig sein. Zu Hause zogen wir uns um und kamen noch zurecht*

zu Tisch. Ich mußte noch den dämlichen Gesprächen der Frau Naschi über Politik lauschen und ging dann zu Bett, sehr erfreut, daß ich endlich verbrannt war, und heute morgen sehr enttäuscht, als das meiste wieder weg war.

(Busi)

Nun muß ich endlich den Faden bei Winterthur wieder anknüpfen und das Neue Museum beschreiben, weil wir die Sehenswürdigkeiten aufs Programm gesetzt haben. Das Museum sieht halb wie ein Fabrikgebäude und halb wie ein Tempel aus, und es sitzt alles ein bißchen an der falschen Stelle. Man gibt vor, dies läge an den äußeren Bedingungen, die gegeben ge[424]wesen wären, aber hauptsächlich liegt es natürlich daran, daß ein moderner Architekt niemals Ideen hat, die sich organisch auswirken, sondern er setzt zusammen und bemüht sich dabei, eigenartig zu sein. Der gelbe Stein ist aber schön und schimmerte in dem Blau des Himmels, das an dem Tage leuchtete. Das Innere ist besser und teilweise meisterhaft, überall ein herrliches Material. Obwohl man sich dessen auch in Deutschland bedient, so fand ich doch hier eine Solidität, die bei uns nicht erreicht wird.

Die Verwandtschaft mit dem englischen Wesen zeigt sich, oder sollte es die Tüchtigkeit sein, die auch in Deutschland einmal herrschte und die sich hier, abseits, erhalten hat?

Von dem Inhalt erfreuten mich am meisten einige Winterthurer Künstler aus der Biedermeierzeit, die irgendwie begabt gewesen sein müssen, ein Salzer und ein Steirer, wenn ich nicht irre. Vielleicht sind sie an der Kleinheit und Enge ihrer Heimat zugrunde gegangen, traurig, unbemerkt. Von dem einen waren Blumenstücke da, die ich genial fand. Man hatte es auch in einem besonderen, sehr reizenden Kabinett aufgehängt. Empörend fand ich nur, daß bei den guten, alten Sachen der elende, moderne Kram hing, man sah so recht die gefühllose, urteillose, moderne Zeit. Man ärgert sich fast am meisten, wenn man die Sachen auch gut findet. Der Graff-Saal ist wundervoll: das Tüchtig-Bürgerliche, so genial, wie es

sein kann, ohne seinen Charakter zu verlieren. Alles höchst interessant und dabei sicher und streng gesammelt. Auch dieser große Schweizer hat in Deutschland gelebt. Schließlich, es bedeutet das aber nichts gegen die Schweiz, sondern es bezeichnet ihren Ruhm, ein äußerst nationales Gebilde zu sein und von diesem starken Stamm aus sich über die Erde auszubreiten. Hier ist die Mischung von Nationalität und Universalität, die wir suchen. Am imponierendsten, und das fand ich auch bezeichnend für die Schweiz, ist eigentlich der Saal, welcher für Versammlungen der Mitglieder oder Gründer des Museums bestimmt ist. Nicht alles Einzelne ist schön, sondern leider auch geschmackloses Modernes, Kunstgewerbeähnliches vorhanden, aber das Verhältnis im Ganzen, der wundervolle Rahmen, die diskrete Pracht, die Anordnung der Möbel, das Zweckmäßige, [425] die bequeme Würde in der Einrichtung, das alles macht einen Eindruck von Größe, bürgerlicher Größe. In diesen Räumen wird auch Wein und Kaffee gereicht, welcher bestens von den Honoratiorentöchtern in einem ebenfalls zweckmäßigen, hellen, großen Kostraum bereitet und von denselben auch gereicht wird. Denn die alten Herren müssen ja nun einmal ihre Augenweide an jungen Mädchen haben; ich glaube nicht, daß die alten Damen ebenmäßig von jungen Männern versorgt werden. Alles in allem ist an dem Museum nur das auszusetzen, daß es zu groß für die kleine Stadt und ihre künstlerische Bedeutung ist. Es ist sozusagen ein Familien-Museum, die Gründung einiger schwerreicher Fabrikantenfamilien, die nur eine Verflechtung mit dem sogenannten Höheren suchten. So ähnlich wie von jeher die Hochgestiegenen den Stammbaum von den Göttern abzuleiten suchten. Das hat etwas Schönes und beinahe etwas Rührendes; aber das Volk, das, oder dessen Vergangenheit in dieser Kunsthalle vertreten sein sollte, ist nicht da. Es werden nun allerlei moderne Bilder erworben, auch von den jungen Deutschen, die man in hoffentlich nicht allzu ferner Zeit verstecken oder als Zeugen einer öden Verwilderung anstaunen wird. Der schweizerische, moralische Zug, demzufolge die Reichen sich

verpflichtet fühlen, die Kunst zu unterstützen, spricht hier mit; es ist aber immer bedauerlich, wenn die Moral sich in Kunstsachen mischt. Manchen Künstlern erwiese man die größte Wohltat, wenn man sie dafür zahlte, daß sie nicht mehr malen; oder damit, daß man ihnen gar nichts gäbe, damit sie einen anderen Beruf ergriffen.

Das Erfreulichste an unserem Museumsbesuch war eigentlich die hübsche, vornehme, einfach-elegante, temperamentvolle und innerlich gesicherte Winterthurerin, die uns führte. Das Muster einer Kulturblüte, es war wie eine Großstadt in einer Großstadt.

(Ricarda)

10. VIII.

[426] Gestern hat Busi wieder einen Vers gemacht, nämlich nach der Melodie »Das Schiff streicht durch die Wellen«:

Der Mond, der steht am Himmel
Hell und klar,
Er leuchtet wie ein Schimmel
Treu und wahr.

Dies war dadurch angeregt, daß die Gräfin uns erzählt hatte, sie hätte etwas geschrieben, nur eben so hingeworfen, ein Gedicht in Prosa, l'Etoile. Und daraufhin wollte Busi den Versuch machen. Sie, die Gräfin, hatte diese Dichtung dann ihrem Freunde, dem Autohändler von Paris, vorgelesen, worauf dieser schnell auch etwas gedichtet hatte, um ihr zu zeigen, daß sie ihm gegenüber gar nicht ganz so inferior wäre, wie sie glaubte. Sie blieb aber doch bei ihrer Meinung und sagte, diese Dichtung wäre sehr sarkastisch, tiefsinnig und mystisch, und ich müßte sie kennen. Sie heißt »das Riesenweib«, und das Riesenweib ist zugleich die Materie und ein Weib, das er eines Nachts liebt. Er fragt sich mitten im Lieben, ob sie schön oder häßlich sei, darauf erfaßt ihn Ekel vor ihr, Gott zieht ihn empor, und er erkennt sie nun, wie sie ist: vierkantig, dreifarbig, zweibeinig und einfältig. Man müßte es aber selbst lesen,

sagte sie; ich weigerte mich.

Busi wird wohl erzählt haben, daß der Autohändler vor ein paar Jahren plötzlich vom Triebe zu dichten erfaßt wurde, Dramen drauflosdichtete, es ging ganz glatt. Die Gräfin findet, er sei ebenso bezaubernd und sarkastisch, wie er ihrer Meinung nach aussieht. Sie überlegt jede Nacht ein Drama, in welchem sie die slawische Volksseele unvergleichlich schön dargestellt findet, Tolstoi und Dostojewski zusammen. Wie er zum Slawischen kommt, weiß man nicht. Sie ist glücklich, daß zwei so große Seelen wie er und ich hier zusammengetroffen sind.

Nun kehre ich wieder nach Winterthur zurück, wo wir am Donnerstag vormittag, heute vor 14 Tagen, abreisten. Wir fuhren durchs Tösstal über Bauma und Wald, und diese Fahrt war etwas Entzückendes. Eine Gegend zum Liebhaben. In [427] Rikon erste Pause, die wir zum Mittagessen benutzten. Dann wieder eine Pause in Rapperswyl, dem schönen, und dann wieder in Arth-Soldern, wo wir Kaffee tranken. Zwischen Soldern und Luzern gab es ein Gewitter, und in Luzern regnete es. Das Hotel Laura ist sehr zu loben. Der Wirt ließ sich in eine lange politische Unterhaltung mit uns ein über die Zeitläufe, daß es nämlich genauso kommen würde, wie er es immer vorhergesagt hatte; ich glaube, daß es im Herbst Frieden gäbe, wenn die Engländer die deutschen Linien nicht durchbrechen könnten. Das Hübsche war, wie er den Jubel ausmalte, wenn es Frieden gäbe. »Ja dann, dann« — sagte er und suchte nach irgendeinem Ausdruck oder Bilde — »dann wird es Betrunkene geben!« sagte er schließlich. Er selbst würde Champagner fließen lassen; ich glaube, er war in diesem Augenblick schon etwas angeheitert. Vielleicht hatte er uns über die Misere der Gegenwart hinwegtrösten wollen. Am niedlichsten war eine richtige kleine Szene, die er uns aufführte, um zu illustrieren, wie es vor dem Kriege bei ihm zuging. Er ließ die Fremden zuströmen und um Zimmer bitten. »Haben Sie bestellt?« fragte er höflich, aber überlegen. »Nicht? Dann bedaure ich, es ist eben alles vorausbestellt.« Und jetzt! Es waren etwa um vier oder fünf

Menschen außer uns da.

Bevor wir weiterreisten, gingen wir noch etwas in Luzern spazieren, und es gefiel mir so gut wie nie früher. Man sah doch etwas, da keine Haufen von Fremden das Bild verzerrten. Früher war mir Luzern beinahe widerlich. Die Fahrt durchs Entlebuch war nett, aber doch nicht viel mehr, das Emmental schon hübscher. In Sumiswald stiegen wir aus, gingen nach Sumiswald-Dorf hinauf bei drückender Gewitterschwüle und bekamen im Bären ein auserwähltes Mittagessen um wenig Geld. Nach dem Essen sahen wir auch, daß die Gegend allerdings wundervoll ist, bergige Wellen weithin; aber das Dorf selbst, und besonders der Bär, die einzige Unterkunftsmöglichkeit, liegt ganz eingeschachtelt, und abgesehen davon, war das Haus dunkel, und es gab keine Lauben und Balkone, worin sonst die Berner Häuser so erfinderisch reich sind. Wir wußten nicht recht, wozu wir uns entschließen sollten, da bewog mich ein Brief von Frau Behrens, der auf der Post lag, Aeschi oder [428] Schwyz ins Auge zu fassen, die sie mir sehr eingehend schilderte. Ich stellte im Kursbuch fest, daß wir noch am selben Tage bis Thun gelangen könnten. Ein Gewitter kam so mächtig, wie ich es kaum je gesehen habe, es sah aus, als bräche der Jüngste Tag herein. Nachher war es dann gar nicht so schlimm — das wird mit dem Jüngsten Gericht wohl anders sein. Bis Thun fuhren wir im Regen und ein wenig müde, es war eigentlich weniger ein Fahren als ein kursives Hocken auf Bahnhöfen. Diese Bummelbahnen sind eben nett, haben doch etwas von den alten Omnibus- und Wagenfahrten. Eine reizvollere Stadt als Thun kann keine Phantasie sich ausdenken; Emmy v. Egidy sagte indessen, das hülfe einem auf die Dauer nicht, denn die Thuner wären so abstoßend höflich, daß man sich in der Stadt nicht aufhalten könnte. Sie sagte es ernsthaft und mit einer verhaltenen Verzweiflung und behauptete, die Schweizer selbst wären der gleichen Meinung.

R.

Die Lage von Aeschi gefiel mir sofort sehr, aber nun handelte es

sich darum, ein Unterkommen zu finden. Wir sahen zwei Hotels, die mir mißfielen, und dann saßen wir, heiß und müde, unter einem Baum einem kleinen schönen Holzhaus mit offener Laube gegenüber. Busi sagte, ja, wenn wir da wohnen könnten, möchte sie wohl dableiben. Ich sagte pädagogisch, sie sollte sich nicht immer aussuchen, was man nun einmal nicht haben könnte. Wir brauchten doch nicht gerade das Allerbeste zu haben. Und gleich darauf hatten wir es; denn es ergab sich, daß es eine Art Dependance vom Hotel Blümlisal war, und sie boten es uns an, da im Haupthause grade kein Platz war. Auf der Rückseite des Hauses ist ein Umgang mit Bank, und von dort — Süden — sieht man die Blümlisalp und eine alte, kleine Kirche mit spitzem Turm und einen Friedhof drum herum und Linden wie Türme. Als ich das alles sah, bekam ich ein Gefühl, wie wenn ich nun endlich in der Heimat wäre. Ich war vollkommen glücklich, »und niederschreiben möchte ich in ein Buch, daß es ein solch Empfinden gibt!« Am anderen Morgen, es war Sonntag, strahlte alles vor Feiertagsfreude. Ich setzte mich auf eine Bank vor der Kirche und sah [429] die geputzten Menschen in die Kirche kommen, und ich konnte nicht widerstehen, hineinzugehen. Aber mir fiel dann ein, wie Busi schimpfen würde, und lief hinüber, um sie zu holen, ohne Erfolg. Sie betrachtet es irgendwie für eine Schande. Ich hatte mir ausgedacht, der Text dieser Predigt sollte mir ein Omen sein. Bei Tisch erfuhr ich, daß es die Sprüche gewesen sind. »Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.« Der Pfarrer ist ein Bekannter von Behrens, und wir haben ihn durch diesen kennengelernt. Er ist ein ganz kleines, zartes Männlein mit idealistischem Gesicht, etwas getrieben durch das Bewußtsein, Pfarrer zu sein und der Welt musterhaft voranleuchten zu müssen.

Ich sagte zu ihm, ich hielte ihn für einen der beneidenswertesten Menschen auf Erden wegen des prachtvollen Pfarrhauses und der schönen Kirche und des schön gelegenen Dorfes. Er war zuerst etwas verwundert, gab mir dann recht, machte aber die Einschränkung, daß das Pfarrhaus nach Norden gerichtet sei, und

die übrigen Einschränkungen sprach er einstweilen nicht aus. Er predigt mit sehr viel echt religiösem Sinn und klar, übersichtlich, verständlich. Er gefiel mir sehr gut, besonders weil er so ganz von dem, was er sagte, erfüllt schien. Gegen den ganz offenen, unmittelbar sich hingebenden Berens hatte er doch etwas Enges.

R.

Den 4. VIII. 16

Aeschi, dieser herrliche Fleck Erde, hat nur den einen Fehler, nämlich daß viel zu viele Leute da sind. Es gibt nicht nur die eigne bäurische Bevölkerung, nicht nur den Strom der Fremden, sondern auch noch eine ganze Unmenge internierter Franzosen. Diese sind eigentlich nur störend für uns. Schon nach wenigen Tagen wurde unser Holzhäuschen, d. h. die drei leeren Zimmer, mit Beschlag belegt von Franzosen, Kindern und Frauen, die hier ihre Männer besuchen. Eine Familie, bestehend aus dem sehr schönen Gatten, der Frau und einem Kinde, ist besonders unangenehm; sie bewohnen nämlich ein Zimmer direkt vor einem gewissen Ort, und sie weichen nicht vom Fenster, ja meistens sitzen sie auf einem Holzbänkchen [430] *direkt davor. Was das für jemand wie mich und auch für Mima sagen will, kann man sich kaum vorstellen. Das Schlimme dabei ist, daß Mima jetzt, wenn sie recht bös ist und ein bißchen schimpfen will, sagt, sie sei nervös von der Franzosenfamilie. Und beinahe möchte ich es glauben, denn so entsetzlich unzufrieden wie gestern ist sie schon lange nicht mehr mit mir gewesen. Sie hat gezetert, ich sei blödsinnig faul; wenn man will, kann man das schon von mir sagen, aber schließlich ist dies nicht so schlimm, und dann ist sie es doch seit bald 14 Jahren gewohnt. Ferner sollte ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Kondolenzbrief schreiben und wußte nicht was. Da stampfte sie mit dem Fuß auf und sagte, ich sei wohl außerdem noch Idiot. So ging es den ganzen Tag, bis ich aufs tiefste gekränkt und unglücklich war, und dann wirft sie alle Schuld auf die Franzosenfamilie. Wenn sie nun dies liest, wird sie sagen, der beste Beweis, daß ich, wenn auch nicht Idiot, aber doch sehr hysterisch sei, wäre mein 2maliges Unterstreichen, und ich kann darauf nur sagen, sie sähe, wie notwendig es sei, mich zart*

zu behandeln, denn nur ihre schlechte Behandlung hat mich so weit gebracht. In der ersten Zeit saßen wir beim Essen an einem großen Tisch mit noch einigen anderen Personen zusammen. Diese waren, wie ich nach und nach erfuhr, Frau Nandi, eine weißhaarige Malerin, mit ihrer klug und häßlich aussehenden Freundin, der Malerin Bernouth. Von der ersteren konnte ich eine ganze Menge lernen. Z. B. weihte sie mich zuerst in die Schönheit des Saales ein. Ihr künstlerisches Auge schwelgte während des ganzen Essens im Anblick der entzückenden Tapete, welche eine Vermischung von Rot und Schwarz und großen, weißen Blumen ist. Hauptsächlich erfüllte mich ihre fabelhafte französische Aussprache mit Staunen und Bewunderung. Leider kann ich eine Schriftprobe schwer wiedergeben, man möge mir nur glauben, es war wirklich etwas Einzigartiges. Ferner war sie in der Politik so bewandert und flocht selbst so viel Kluges mit hinein, daß, als einmal eine gute, aber geistig tief unter Frau Nandi stehende Schweizer Dame da war, diese nach zwei Tagen wieder abreisen mußte, weil ihr Gehirn während der Mahlzeiten so mit Weisheit angefüllt worden war, daß es sich nahe am Zerplatzen fühlte und [431] *aus der gefährlichen Nähe floh. Eine Baslerin mit ihrem kalbsäugigen, furchtbaren Jungen waren während der ersten sechs Tage meine Nachbarn.*

Am oberen Tischende bei Mima saßen zwei Frankfurter Damen mit ihrem frechen Sprößling. Zuerst interessierten sie uns, weil wir die Mutter im Verdacht hatten, leicht wahnsinnig zu sein. Das kam deshalb, weil ihr Sohn sie nie ansprechen durfte und mit der Großmutter verkehrte, die ihn fortwährend belehrte, und wenn er doch einmal zu seiner Mutter eine Bemerkung machte, antwortete sie ihm nicht. Es war dann aber nichts dergleichen. Sie stellten sich eines Tages als Verehrerinnen von Mima vor, und damit fiel ein Schatten auf unsren Eßtisch. Wir sahen nämlich das kommen, was nie ausbleibt, nämlich daß sich Verehrerinnen oder Hysterische einfinden und sich auf Mima werfen würden. Es kam auch so. An einem Tischchen allein saß eine sehr schlanke, immer weiß gekleidete, sehr elend aussehende Dame. Sie zog unsre Aufmerksamkeit auf sich, weil sie eine prachtvolle, goldene Kette trug, die Mima durchaus haben wollte, und die meiste Zeit bei

Tisch machte ich Mima verschiedene Diebstahlvorschläge. Zuerst sahen wir nur die Kette, dann aber auch die Besitzerin, und Mima sah zu ihrem Schrecken gleich, daß das nur eine spinnete Dichterin sein könnte. Es stimmte auch ganz dazu, daß sie beinahe nichts aß, occhi machte und abends Frau N. eine Literaturstunde hielt.

Den 17. VIII. 16

Eben sind wir, d. h. diesmal nicht nur wir beide allein, sondern noch Herr Schmidt, in Wimmis angelangt. Mima ist, voll Begierde, ein altes Kirchlein und Schlößchen zu sehen, gleich weitergestürzt, und ich bin allein auf einem hübschen Plätzchen vor der Dependance des Hotel du Lion zurückgeblieben, weil ich viel zu müde und zu uninteressiert bin, um noch mitzugehen. Es war ein sehr schöner Spaziergang. Was man von Aeschi aus unternimmt, ist eben immer schön. Dabei war er, der die Schweinchen grunzen läßt, so gut, seinen Regen in großen, schwarzen Wolken zurückzubehalten. Ich bin immer ganz froh, wenn ich von Aeschi fortkomme, denn da bin ich nicht [432] *mehr so gut angeschrieben, glaube ich. Es ist dort ein französischer Internierter, der so sehr deutsch aussieht, blond und mit einer Brille, und da man uns in München gesagt hat, es folge jedem Fremden auf Schritt und Tritt ein Spion, dachten wir, dieser Blonde sei wohl der für uns bestimmte. Er grüßte uns auch immer sehr liebenswürdig und sprach auch ein wenig Deutsch. Neulich abend nun kam ich ins Hotel und wollte irgend etwas suchen, da war der Spion zufällig da und gab mir auf deutsch Bescheid. Ich unterließ es aber dummerweise, ihm zu danken, und ich glaube, das hat er mir sehr übelgenommen. Der zweite Fall ist Mimas Automann. Es ist ein gut aussehender Mensch, wohl ungefähr 40 Jahre alt. Er lebt in Paris, ist aber kein reiner Franzose. Er ist hier mit seiner Verwandten, die ihren Mann krank aus Amerika in die Schweiz gebracht hat, und der vor einem halben Jahr gestorben ist, und deren zwei hübschen Töchtern. Er kümmert sich aber nicht um die Familie, wohl aber um die Gräfin, die aus Liebe bedeutend wohler aussieht. Sie hat sogar etwas Kräfte gewonnen, denn sie hat es fertiggebracht, in wenigen Nächten ein Drama von ihm, dem Engländer oder Automann oder Graf, wie ich ihn nenne,*

zu übersetzen. Ich nenne ihn nämlich den Graf, weil dies seine Zugehörigkeit zur wirklichen Gräfin bedeuten soll; als ich aber neulich die Mutter und die Tochter die gräfliche Familie nannte, sagte Mima, das ginge aber zu weit. Er hat also jetzt die Absicht, vor geladenem Publikum sein Drama vorzulesen. Er hätte es am liebsten schon am Sonntag vorgelesen, aber da hatten wir keine Zeit. Nun ist es aber schon Donnerstag, und noch immer war keine Gelegenheit, und so bald wird sich auch keine bieten. Der Graf ist natürlich wütend und vor Verzweiflung auf den Niesen gefahren. Die armen Behrens müssen auch zuhören, warum aber ich dabeisein soll, weiß ich wirklich nicht, denn soviel Französisch, um beim Vorlesen etwas zu verstehen, kann ich kaum.

(Busi)

Sonntag, den 20. VIII.

[433] Heute vor vier Wochen war unser erster Reisetag in Winterthur, als noch alles unter dem Schleier der Zukunft lag. Dieser magische Zustand ist allerdings unwiederbringlich schön; aber jetzt, mitten im Sommer als Genießende, fühlen wir uns auch glücklich. Früh brachte M. Cochard das ganz fein erfaßte Gedicht, das er am 1. August vorgetragen hat, und das bringt mich auf diese Feier, die recht denkwürdig ist. Die internierten Franzosen hatten erstens, um den eidgenössischen Bundestag friedlich zu begehen, einen Triumphbogen gebaut, mitbehängt und froh und bunt ausstaffiert. Den Querbalken zierte eine große Inschrift: Hommage à la Suisse hospitalière. Sie waren mit diesem Geschäft den ganzen Tag vorher geschäftig, auf diese nette, kindlich ruhige, befriedigte Art der Romanen. Dann trieben sie noch allerlei Geheimnisvolles, das den Zweck einer Festvorstellung hatte, zu welcher Behrens uns mitzunehmen versprachen. Wir wurden aber außerdem noch persönlich eingeladen durch zwei Franzosen, einem hübschen Schlanken, der auf deutsch das Wort führte, und einem Blonden, der so auffallend deutsch aussieht, daß wir ihn zum Spion auswählten. Der Hübsche war aber M. Cochard, der die

obengenannte Hymne vortrug, in welcher er mit großem rhetorischem Aufwande und Ausgießung aller poetischen Muse Frankreich und die Schweiz miteinander besang. Es war ein gefälliges Publikum versammelt, meistens … kleinbürgerliche Familien. Das Programm war sehr lang und durchwoben mit Musikstücken, die so erbarmungslos kläglich vorgetragen wurden, wie das gewiß nur Franzosen können. Es war fast nur deutsche Musik. Den Beginn des Vortrags machte die Schweizerhymne auf französisch, wobei ich meinte, daß es eigentlich ein etwas lächerlicher Kultus sei. Alles, was unser M. Cochard vortrug, zeichnete sich durch eine gewisse redliche Begeisterung und anständigen Scherz aus; aber das andere bestand aus derben Schlüpfrigkeiten … Das harmlose Schweizer Familienpublikum klatschte begeistert, und die kleinen Franzosen waren auch ehrlich begeistert, es war die komischste Mischung der Welt. Sehr merkwürdig zu sehen, war auch der Pfarrer aus Aeschi, der in der ersten Reihe saß, ein junger, kleiner Mann, mit einem scharfen [434] Idealistenprofil, nicht ganz ohne Schauspielermanier. Er litt augenscheinlich sehr unter der doppelten Verpflichtung, gegen die armen, internierten Franzosen freundlich zu sein und seiner Gemeinde doch als Muster des Anstandes und Anker in moralischen Gefahren zu dienen. Mir war auch zuweilen etwas übel zumute; die Frage, ob die Deutschen reiner sind, ist wohl nicht leicht zu entscheiden, aber schließlich, glaube ich, doch zu bejahen. Es zeigt sich eben darin, daß sie alles ernster nehmen. Abends gab es dann die Schweizer Feier, deren hübschester Teil ein Fackelzug, d. h. Lampionzug der Schulkinder war. Sie versammelten sich bei der Kirche, als es schon dunkel wurde, und zogen von da zum Festplatz bei der Schule. Es trieb mich zu ihnen. Der Pfarrer predigte wieder von der Liebe, das ist seine Spezialität, wie ich früher bemerkt habe. Nämlich, daß die Schweizer in dieser Kriegszeit die Aufgabe haben, Schmerzen zu lindern, die Elenden zu trösten, usw. Das ist wohl schön, es genügt aber doch nicht, scheint mir, um einen Staat am Leben zu erhalten. Es war ein Feuerwerk, das Busi und mich

entzückte …

Es war feierlich, trotzdem etwas flau: Es ist aber vielleicht überhaupt kaum möglich, daß ein solches Fest Jahr für Jahr mit lebendigem Gefühl für seine Idee gefeiert werden kann.

(Ricarda)

[435]

KURT EISNERS TODESTAG

EINE MÜNCHNER ERINNERUNG

[435] Kurt Eisners Todestag, der 21. Februar, war einer jener strahlenden Vorfrühlingstage, die man, wie man wohl weiß, mit Wochen, ja Monaten bösen Nachwinters zu büßen hat, an denen man aber nicht umhin kann, sich glücklich zu berauschen. Ich überredete meine Tochter zu einem Spaziergang, mit dem ich verschiedene Zwecke verbinden wollte. Erstens wollte ich schlechtweg sehen, was los wäre, die Stimmung des Volkes belauschen; zweitens versuchen, ob etwa ein Stück Kaninchenfleisch zu erwischen wäre, wie es in einer nicht weit entfernten, einst florierenden Wildhandlung zuweilen zu haben war; drittens wollte ich zum Juwelier und mir eine goldene Uhrkette kaufen. Letzteres bedarf einer Erklärung. Eine Freundin von mir, die in Rußland aufgewachsen war, erzählte mir oft von russischen Bekannten, die nach dem Ausbruch der Revolution aus Rußland geflüchtet waren und nun schon seit Jahren im Auslande vom Erlös der Juwelen lebten. Seit sich uns die russischen Zustände näherten, beklagte ich öfter, daß ich so wenig wertvollen Schmuck besaß, und beschloß, mir eine goldene Uhrkette zu kaufen, da ich ohnehin keine besaß. Das Geld verlor ja doch täglich an Wert; auf Gold konnte man sich aber verlassen.

Auf der Ludwigstraße fanden wir lebhafte Bewegung: Spaziergänger, wie man sie an so schönen Tagen zu sehen pflegt, Neugierige wie wir, vor allen Dingen Proletarier in großer Menge. Sie waren augenscheinlich zu einem kleinen Demonstrationszug geordnet, wie man solche seit der Revolution häufig zu sehen bekommt. Es fällt jedermann auf, daß man unter ihnen Gesichter

sieht, die man sonst nicht sah: böse, unmenschliche, gefahrdrohende. Kamen sie früher aus ihren Höhlen nicht in die eleganten Viertel? Oder haben Krieg und Revolution fast vergessene Masken von den Gesichtern gelöst? Sie sehen unsereinen mit unverhohlener Drohung im Vorübergehen an, sie machen wüste Bemerkungen, die wir verstehen können und auch verstehen sollen. Man mag sie bemitleiden: [436] aber Grauen flößen sie ein. Vielleicht wäre die Stimmung doch nicht so unheimlich gewesen, wenn die Elektrische gegangen wäre. Es ist unbeschreiblich, wie das Aufhören dieses sonst nur des Nachts ruhenden Geräusches den Charakter des großstädtischen Organismus verändert. Es ist wie das Atmen eines ungeheuren Geschöpfes, das zu verenden scheint, wenn der schnarchende Atem nicht mehr geht. Ein ängstliches Gefühl ergreift einen unwillkürlich; die Stille hat etwas von der seltsamen Stille vor dem Erdbeben, in der man die bangen Vögel zirpen hört. Nach fünf Minuten kehrten wir ohne Kaninchen und ohne Uhrkette um; ohnehin waren alle Geschäfte geschlossen. Die Ahnung drängte sich uns auf, daß die Kugel, die Eisner traf, eine neue Epoche der Revolution eingeleitet hatte.

Im Laufe des Tages vernahm man Genaueres über die Vorgänge des Morgens. Daß Eisner, der auf dem Wege zum Landtage getötet wurde, die Urkunde seiner Abdankung in der Tasche gehabt habe; daß die Kunde seines Todes in den eben eröffneten Landtag gebracht wurde; daß der Vorsitzende eine Ansprache hielt, um seinem Beileid und seiner Entrüstung Ausdruck zu geben; daß gleich darauf ein Mann mehrere Schüsse abgab, von denen einer den Minister Auer traf und schwer verwundete, während die andern einen Zentrumsabgeordneten, dessen Namen ich vergessen habe, und den Major von Jahreiß töteten. Major von Jahreiß war der einzige, der sich dem Mörder entgegenwarf, um ihn zu entwaffnen; die andern waren weggelaufen oder hatten sich verkrochen, was augenscheinlich das Allgemein-Menschliche ist. Zuerst wurde dies Attentat so dargestellt, als sei es eine Art Totenopfer für Eisner gewesen; später hieß es, die Unabhängigen hätten sowieso die

Absicht gehabt, die Eröffnung des Landtages zu verhindern, und dieser Angriff stehe mit der Ermordung Eisners in keinem Zusammenhange. Wie dem auch sei, der gewaltsame Tod Eisners kam der Bergpartei erwünscht. Die Schuld, daß die Umwälzung aus dem verhältnismäßig richtigen Fahrwasser gerissen wurde, um nach links abzustürzen, konnte den Konservativen zugeschoben werden. Über den Mörder Eisners hörte man verschiedenes: Er sollte einer alten bayrischen Adels[437]familie angehören, er sollte ein Jude sein; andere behaupteten, sein Vater sei ein echter Graf Arco, seine Mutter eine reiche Jüdin. Nach allen Berichten war er noch sehr jung, schmächtig und sehr wunderlich; nicht eben, wie man sich Harmodios und Aristogeiton vorstellt.

Merkwürdig ist es, wenn man die Geschichte einer Revolution liest, wozu die große Französische ja immer das beste Exempel ist, so kommt man zu einer Stelle, wo es scheint, als sei jetzt das Gleichgewicht hergestellt und die große Katastrophe könne vermieden werden. Dann aber geschieht irgend etwas Unvorhergesehenes: eine unbedachte Äußerung wird verbreitet, eine Zeitungsnachricht aufgegriffen, ein Beispiel in einem anderen Lande reizt, eine Kugel fällt, man weiß nicht auf welcher Seite, und zerreißt die trügerische Stille. Da spürt man die Gewalt des Schicksals. Die bewußte Umsicht der beteiligten Menschen wird durch etwas Unberechenbares, vielleicht Törichtes oder Abseitsliegendes über den Haufen geworfen. Schiller sagt, daß es in der Tragödie hauptsächlich auf die Verknüpfung der Begebenheiten ankomme, Goethe auf die Leidenschaften, nicht auf den Verstand des Helden. Beide also denken auf das Unbewußte, das den Ausschlag gebe, im Gegensatz zum Bewußtsein. Eine Revolution nimmt ihren eigenen Gang und Sturz: auch Napoleon hätte sie seinerzeit nicht aufhalten können, bevor sie sich ausgetobt und selbst entkräftet hatte. Jedermann verdammte und beklagte nun die verhängnisvolle Kugel des jungen Arco; es war gerade, als ob sie nur gefallen, um der stockenden Revolution einen neuen Auftrieb zu geben.

Die Regierung, an deren Spitze Auer und andere Sozialisten seiner Art standen, die schon ein wenig mit der Bourgeoisie verschmolzen waren, war nun weggefegt. Auer lag auf den Tod, von den übrigen wußte man nichts, es hieß, sie seien in Schutzhaft genommen. Auer, ein gut aussehender, liebenswürdiger Schüler Bebels, war bei der Bourgeoisie, die sich notgedrungen an ihn klammerte, nicht ganz so aufrichtig beliebt wie verhaßt bei den Unabhängigen, die in ihm einen Verräter sahen. Zweifellos teilte er die Schuld der Bourgeoisie, etwas zu besitzen, das er zu behalten wünschte; Kommunisten können nur Nichtbesitzende sein. Heilige werfen ihren Reichtum von [438] sich, stellen aber Besitzlosigkeit nicht als eine Forderung für alle auf; berechnende oder irrende Menschen fordern allgemeine Besitzlosigkeit, solange sie selbst besitzlos sind oder bis man von ihnen verlangt, den Anfang zu machen.

An die Stelle der Regierung Auer, an die man sich bereits gewöhnt hatte, trat die Regierung Hoffmann. Von ihr hatte man sich eines viel weiter gehenden Radikalismus zu versehen; denn Hoffmann, als Volksschullehrer, war pedantisch und gründlich.

Zunächst wurde der Belagerungszustand verhängt, so daß man sich nach sieben Uhr nicht mehr auf der Straße durfte blicken lassen. Es versteht sich, daß man jeden Abend einen heftigen Hang zum Ausgehen hatte und sehr darunter litt, daß unter keinen Umständen Besuch zu erwarten war. Doch erinnere ich mich deutlich des ersten, sehr lustigen Abends. Eine Hausgenossin kam mit dem Glockenschlage sieben aus der Stadt zurück und berichtete, daß an der Stelle des Attentats Eisners Bild, von Kränzen umgeben, aufgestellt sei, daß es von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett bewacht werde, die jeden verprügelten, der nicht den Hut vor dem Bilde lüftete; ferner daß Leute Tücher in Eisners Blut tauchten und sie als Reliquie nach Hause trügen. »Kurz, meschugge ist Trumpf«, sagte meine Tochter, die bequem in einem Lehnstuhl kauerte und Patience legte, ohne ihr Spiel zu unterbrechen. Wie haben wir bis in die Nacht hinein gelacht! Vielleicht um so übermütiger, weil ein

dunkles Bewußtsein von Gefahr und Schrecken in den Winkeln des Gemüts lauerte.

»Es ist merkwürdig«, hörte ich ein junges Mädchen sagen, »bis jetzt hörte ich fast täglich seufzen: Ist denn keine Kugel für den Eisner gegossen? Und seit er erschossen ist, bejammert jeder seinen Tod und verflucht seinen Mörder.« So schwer ist es, über Zuneigung und Abneigung, das Fließendste, was es gibt, etwas Bestimmtes auszusagen. Eisner war durchaus nicht sehr bekannt im Volke gewesen, wie denn überhaupt die russische Richtung Spartazismus anfänglich gar keinen Boden im Volke fand. Auch unter den Arbeitern waren viele, die etwas zurückgelegt hatten oder etwas zurückzulegen wünschten, in denen der menschliche Instinkt, Familie zu gründen und Nachkommen zu versorgen, lebendig war. Könnte die menschliche [439] Gesellschaft bestehen, wenn die Mehrzahl ihrer Mitglieder nicht von diesem Trieb angespornt wäre? Nach allen Verlusten und Störungen des Krieges wollten sie, oder doch sehr viele, sich wieder einrichten und wieder arbeiten. Sie verstanden Eisner nicht, sowenig wie er sie verstand. Wie sollten sie auch? Es war kein Tröpfchen und Körnchen königlich-bayrischer Gemütlichkeit, Roheit, Schlamperei und Gutmütigkeit in ihm; er war ein abstrakter Moralist, soll recht gute Theaterkritiken geschrieben haben und machte sicherlich schlechte Gedichte. Kritik und Theorie aber machen ebensowenig den Regenten wie den Künstler; man muß es eben können.

Besonders widerlich an unserer Zeit und als ein deutliches Zeichen der Entartung unserer Zivilisation erscheint es mir, daß nichts geschehen kann, ohne daß sofort fotografiert und kinematografiert würde. Es ist der äußerste Grad schamlosen Bewußtmachens: Die Menschheit lebt vor dem Spiegel. Vielleicht kommt es einmal dazu, daß die Mörder und Einbrecher es nicht lassen können, ihre Taten gleich kinematografieren zu lassen, und so würde schließlich auch das Verbrechen durch Bewußtheit aufgelöst werden. Auch die Eisnersche Todesstelle, ein Ausdruck, nebenbei gesagt, den Wustmann mit Recht scharf tadeln würde,

wurde fotografiert und auf Ansichtskarten verkauft, so daß man das Bild nebst bewachenden Soldaten sehen konnte, ohne sich einem Tellenschicksal auszusetzen. Der Anblick dieser jungen Soldaten mit ihren traurigen Gesichter wendet mir plötzlich das Herz um: Für sie war der Ermordete vielleicht ein Heiliger gewesen, und sie betrachteten ihn ehrlich als einen väterlichen Beschützer und Helden. Was gilt demgegenüber, was er wirklich war? Und war nicht vielleicht ein Funken echter Liebe zu den Armen und Enterbten in ihm? Ja, es ließe sich denken, daß der Morgen für eine neue Schicht Menschen angebrochen wäre, die dankbar zu einem Kurt Eisner aufblickten, der sein Leben für sie eingesetzt und sie erlöst habe. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht; die Träger lebendiger Ideen leben weiter, wie sie weiter wirken.

Aber so einfach ist es doch nicht; Unsinn und Irrtum wirken und verbreiten sich ebenso mächtig wie die Wahrheit. Kämpfe jeder für seinen Glauben; ich will mich durch mein Mitgefühl [440] für die Armen nicht in meinem Gefühle irren lassen, das sich durchaus gegen Eisner wendet, selbst wenn er es wirklich gut gemeint haben sollte. Auch seine Liebe für das Theater finde ich verdächtig — er liebte Komödiantentum und Schaustellung der Person. Daß er die Schauspieler zwang, seine kläglichen Reimereien über Menschheitsbeglückung aufzusagen, war nicht zartfühlend. Einmal, als die Wogen des Kampfes gerade sehr hoch gingen, sagte er in einer Rede, um ein Bild von dem Übermaß seiner Leiden und Anstrengungen für die gute Sache zu geben, er habe an diesem Tage noch nicht gefrühstückt. Schallendes Gelächter antwortete ihm. Vielleicht fehlte ihm in allen Dingen und auch sich selbst gegenüber das Maß, wie bei dieser kleinen Gelegenheit.

Das Proletariat wollte Eisners Begräbnis zu einem Trauer-Triumph gestalten. Der Ausgangspunkt des Zuges war die Theresienwiese, der Platz, wo in den Märchentagen der Vorkriegszeit das bacchantische Oktoberfest sich tummelte. Die Menschenansammlung soll ungeheuer gewesen sein; vor Tagesanbruch hingen sie schon an Bäume und Dächer geklammert

wie Maikäfer. Als die Spitze des Zuges am Ostfriedhof anlangte, hatten die letzten die Theresienwiese noch nicht verlassen. Den größten Eindruck machte, nach der Schilderung der Augenzeugen, die Blumenpracht. Kränze von Maiglöckchen in solcher Größe waren da, daß jeder von fünf bis sechs Mann getragen werden mußte, wobei zu bedenken ist, daß jedes einzelne Maiglöckchen 50 Pfennig kostet. Es gehört zu den Kennzeichen der Papierfetzenzeit, daß das Geld verschleudert wird.

Die beiden Opfer des Gegenmordes wurden stillschweigend verscharrt; die Bourgeoisie darf keine Märtyrer mehr haben und verlangt es auch nicht, sie ist zufrieden, wenn sie sich unbemerkt an den Häusern hinschleichen kann. Von Auer hört man, daß er noch lebt, ebenso von dem jungen Arco, aber während man für jenen wünscht und hofft, muß man es beklagen, daß dieser seine Tat überlebte. Wird er für den Henker gesundgepflegt? Noch halten die Ärzte die schützende Hand über ihn; aber wie lange werden sie das können? Können sie es wagen, ihn entkommen zu lassen? Gut für ihn, daß die Gegner auch ihren Mörder haben, den sie, immer aufgeweck[441]ter und tatkräftiger als die Bourgeoisie, unbemerkt entwischen ließen. Nun werden die beiden Attentäter gegeneinander ausgespielt: Fangt ihr euren, so stellen wir auch unsern vor Gericht. Übrigens wird die Stimmung immer unbehaglicher, die Luft, die schwer von beängstigenden Gerüchten ist, atmet sich nicht gut. Autos voll von Soldaten und Maschinengewehren durchdonnern die Stadt. Es heißt, die Bourgeoisie soll entwaffnet werden, damit sie keine Gegenrevolution versuchen kann; das wäre die geeignete Vorbereitung zu einer bequemen Bartholomäusnacht. Ich weiß nicht, ob ich bedauern oder mich freuen soll, daß ich keine Waffe besitze und mit keiner umzugehen weiß.

TAG IN JENA 1945

Der 14. März 1945 war der erste Frühlingstag des Jahres. Etwa um drei Uhr nachmittags kam Fliegeralarm, und da unser Häuschen nicht unterkellert ist, gingen wir, wie wir immer taten, seit Jena angegriffen wurde, zu unserer Freundin, Frau von Haller, deren Haus wir in wenigen Minuten erreichen können. Dort saßen wir ein Weilchen im Keller, dann, als das Fliegergeräusch nachließ, begaben wir uns in den Garten. Die Luft war milde, zwischen den welken Blättern drängten sich Schneeglöckchen ans Licht, es roch nach Frühling. Am Tage vorher war es noch winterlich starr gewesen, urplötzlich hatte sich's gewendet. Bei Nacht war vielleicht der Frühling in Person hier vorübergegangen, und von seinen Blumensohlen war leuchtender Balsam, Veilchen oder Goldlack, in die Erde gedrungen. Auf den dürren Ästen der Bäume lag ein Schmelz, der ihre heimliche Lebendigkeit verriet, und die Himmelsbläue hatte eine zarte, kindliche Süßigkeit. Ein ungewohntes Glücksgefühl kam über uns. Im Garten lagen neben dem ausgetrockneten Springbrunnenbecken ein paar Bretter, auf die setzten wir uns und sprachen davon, daß nun die Tage länger würden, daß alles besser werden würde. Struppi, das junge Hündchen, sprang ausgelassen von einem zum andern, kugelte sich im Grase und stieß quiekende Töne des Entzückens aus; aber die weiße Katze, alt und erfahren, machte nicht viel Wesens, sondern strich mit langen, behutsamen Schritten abseits auf Abenteuer. Als wieder Flieger kamen, standen wir auf und gingen langsam in den Keller. Dabei fiel uns auf, daß wir, um in den Keller zu gelangen, keine einzige Stufe hinuntersteigen mußten, daß er also mit dem Garten auf gleicher Ebene war.

Dieser Keller, der uns eine einigermaßen sicherere Zuflucht bedeutet hatte als der weiträumige Keller eines herrschaftlichen Hauses, war gar kein richtiger Keller, wenn auch von der Vorderseite des Hauses aus eine ansehnliche Treppe zu ihm hinunterführte. Das hängt mit der hügeligen Bodenbe[443]schaffenheit dieser Gegend zusammen: die Stadt liegt wesentlich tiefer als die Außenviertel. Wie merkwürdig, daß mir der fragwürdige Charakter des Hallerschen Kellers erst jetzt aufging. Wir hätten, was die Sicherheit anbelangt, ebensogut oder ebensoschlecht in unserem teilweise untererdigen Häuschen bleiben können; aber zu Hause waren wir unter uns, bei Frau von Haller war immer ein Häufchen Menschen versammelt, und die gesellschaftliche Haltung, die das mit sich brachte, war wohltätig. Meistens war da Dr. Horstmar, der ausgebombt war und vorläufig bei Frau von Haller wohnte und der etwas außerordentlich Beruhigendes hatte. Er schien immer sehr gut angezogen zu sein, machte Konversation und gab einem das Gefühl, als wäre das Fliegergeräusch eine Art Tafelmusik, etwas zu laut, weil man doch sprechen wollte; aber das gehörte nun einmal dazu.

An diesem Nachmittag waren wir mit Frau von Haller allein. Berauscht vom Frühling, fanden wir es selbstverständlich, daß wir nur überflogen, nicht angegriffen wurden. Als die Entwarnung kam, sagte Frau von Haller: »Nun wollen wir zusammen Kaffee trinken, ich habe noch etwas echten!« Meine Tochter lief nach Hause, um Milch, Brot und Butter zu holen, inzwischen wurde Kaffee gekocht und der Tisch festlich gedeckt. An diesem großen runden Tisch pflegte Frau von Haller, wenn die Abende klar waren, bei einer lila verschleierten Lampe zu sitzen und Patiencen zu legen. Sie empfing uns, wenn wir mit den Luftschutzkoffern in der Hand einrückten. mit strahlenden Augen und verjagte die fanatisch schlafende weiße Katze von dem Sessel beim Ofen, damit ich den verdienten und bequemsten Platz bekäme.

Früher waren die großen Angriffe bei Nacht, Anfang 1945, als es keine Abwehr mehr gab, fanden sie am Tage statt. Wir hatten schon

mehrere schaudernd erlebt, als am 19. März jener furchtbare hereinbrach, der die Innenstadt Jena vollständig zerstörte. Er kam nicht überraschend, denn man hatte einige Tage vorher feindliche Flieger beobachtet, die fotografierten, und man wußte, was bevorstand. Als um elf Uhr der Voralarm kam, machten wir uns zusammen auf den Weg, meine Tochter, mein Enkel und ich. Mein Enkel gehörte als [444] Sanitäter mit dem Titel Rottwachtmeister zu der Hilfspolizei, die bei Fliegerangriffen etwaigen Verletzten die erste Hilfe zu leisten hatte, und mußte bei dem Alarm, nachts wie am Tage, sich bei der Polizeistation einfinden, der er zugeordnet war. Er war damals fünfzehn Jahre alt, fast noch ein Kind, aber groß und kräftig. Seine Station, ein großes Schulhaus, liegt unterhalb unserer Wohnung, etwa fünf Minuten entfernt. Wir gingen ein paar Schritte zusammen, dann mußten wir uns trennen: er legte seine Hand auf meinen Arm, sagte Lebewohl oder auf Wiedersehen und sah mich mit seinen schönen schwarzen Augen an; dann lief er in großen Sprüngen seinen Weg abwärts. Mir schnürte sich die Kehle zusammen, ich wagte nicht, meine Tochter anzusehen.

Es war wieder kalt geworden, vom Frühling hatte uns nur geträumt. Der volle Alarm folgte dem Voralarm schnell, wir mußten sogleich in den Keller. Dort war es eiskalt trotz des elektrischen Öfchens, für das Frau von Haller gastlich gesorgt hatte. Mich umwickelte sie mit Pelzen und Decken und war darauf bedacht, daß jeder einen bequemen Platz hatte. Nur Dr. Horstmar — gottlob, er war da! — setzte sich nie; er stand im Pelzmantel nahe bei der Tür und ging von Zeit zu Zeit hinauf, um die Radiomeldungen in bezug auf die Flieger zu hören und sich draußen umzusehen. Waren alle da? Die junge Hausangestellte meldete, daß die Studentinnen, die im obersten Stockwerk wohnten, denn Frau von Haller hatte mehrere Zimmer ihres großen Hauses abgeben müssen, sich weigerten, herunterzukommen, sie bereiteten sich für das auf die nächsten Tage angesetzte Staatsexamen vor und wollten darin nicht gestört werden. »Der leere Fliegerlärm stört sie nicht«, sagte meine

Tochter, »wohl aber ein geistvolles Gespräch. Ein Kompliment für Sie, Dr. Horstmar.« »O, ich überschätze meinen geringen Beitrag zur Unterhaltung nicht«, sagte Dr. Horstmar, »jedenfalls verspreche ich, mäuschenstill zu sein.« »Bewahre«, rief Frau von Haller, »die Mädchen können ihren eigenen Keller haben und dort lernen und sich gegenseitig abhören, soviel sie wollen. Herunterkommen müssen sie, ich fühle mich für sie verantwortlich.« Ich dachte, es sei im Grund einerlei, ob die Bombe unterm Dach oder im Keller treffe; aber [445] das sagte ich nicht. Das dumpfe Rauschen der Todesmaschinen jagte ununterbrochen über uns hin, es waren offenbar sehr viele, und sie flogen sehr tief. Dr. Horstmar erzählte Jagdgeschichten, er war ein eifriger Jäger. »Ich hatte das Balzen des Auerhahnes nachahmen gelernt, um diesen mißtrauischen Vogel anzulocken, und da mir das sehr gut gelang und ich sozusagen mein Talent entdeckt hatte, erlernte ich mit der Zeit alle Vogelstimmen, die es in unseren Breiten gibt. Ich kann mit jedem Vogel wetteifern.«

»Ich«, sagte meine Tochter, »ich habe noch niemals eine Nachtigall gehört! Es wäre wundervoll, wenn Sie uns etwas vorschluchzten.« Dr. Horstmar stutzte nur einen Augenblick. »Gern«, sagte er, »wenn wir uns das nächste Mal des Abends hier treffen. Die Nachtigallen singen bekanntlich nur am Abend. Damals kam es mir hauptsächlich auf den Kuckuck an. Sie wissen, daß man den Kuckuck nur hört, aber nie zu sehen bekommt. Warum verbirgt sich dies seltsame Geschöpf? Ist es so schön, so paradiesisch schön, daß es der Habgier der Menschen zum Opfer zu fallen fürchten muß, wenn es sich zeigte? Manche sagen, der Kuckuck sei ein unscheinbarer grauer Vogel, aber wer bürgt mir dafür, daß sie ihn wirklich gesehen haben? Es gibt Leute, die es nicht ertragen können, etwas nicht zu wissen. Nun, als ich den Kuckuckruf vollkommen beherrschte, beschloß ich, eine Probe zu machen. Wenn auf meinen Lockruf sich kein Kuckuck zeigte, so gab es eben keinen Kuckuck.«

»Vielleicht gibt es auch keine Bomben«, sagte meine Tochter.

»Was die Bomben betrifft«, meinte Dr. Horstmar, nachdem er sich etwas besonnen hatte, »so kann man in ihrem Falle sicherer von der Wirkung auf die Ursache schließen als im Falle des Kuckuckrufes. Könnte man sich nicht vorstellen, daß das hintereinander ablaufende Kuckuck, das wir im Mai vernehmen, durch kleine Explosionen des berühmten Mailüfterl —«

»Vorstellen kann ich mir das nicht«, entgegnete meine Tochter, »aber in der modernen Physik ist alles möglich.«

Das Fliegergeräusch wurde immer lauter, immer drohender. Das Gespräch verstummte; wir hörten nur noch aus dem Keller nebenan das eintönige Ableiern der lernenden Studentinnen. Dann kam etwas Entsetzliches. Unbeschreibliches; ein langge[446]zogenes, zischendes Pfeifen. — Das ist das Zeichen: im nächsten Augenblick werden wir tot oder zerfleischt und doch noch lebend sein. Die rasselnde Schlange stürzt sich auf ihr gelähmtes Opfer, um es in ihrer ekelhaften Umarmung zu erdrücken. Ein Krachen wie Weltuntergang — das war ein sogenannter Bombenteppich, keine einzelne Bombe. Das elektrische Licht ging aus, es wurde dunkel; stillschweigend wurde eine mitgebrachte Kerze entzündet. Wenn man den Krach hört, ist man gerettet, aber nur für einen Augenblick; das mörderische Rasseln geht weiter. Wir sind im Rachen des Todes, da ist kein Entrinnen. Es wird lauter und lauter, kommt näher und näher — wieder das mordlustige Pfeifen und dann der tödliche Krach. Hat es uns diesmal nicht getroffen, so trifft es das nächstemal um so sicherer; es scheint gerade auf unser Haus zu zielen. Jemand blickt besorgt auf die hochliegenden kleinen Fensterläden. Werden wir uns da hindurchzwängen können, wenn wir etwa verschüttet wurden? In einem anderen Teil des Kellers wären größere Fenster, sagt Frau von Haller; übrigens sind Leiter, Beile und Hacken da. Ich bilde mir ein, mir wäre wohler draußen in freier Luft, im Walde, der gar nicht weit entfernt ist; aber ich weiß wohl, man hat es mir oft auseinandergesetzt, daß ein Keller der bessere Schutz ist. Wenn nur das fürchterliche, an den Nerven zerrende Getöse der Flieger eine Minute, einen Augenblick

aufhörte! Endlich, endlich wird es schwächer, hört es ganz auf. Sollte es vorüber sein?

»Herr Doktor, erzählen Sie doch weiter vom Kuckuck! Wie wurde es mit Ihrem Versuch?« »Mit Vergnügen«, sagte Dr. Horstmar. »An einem schönen Tage im Mai suchte ich eine Stelle im Walde auf, wo ich einen Kuckuck mehrfach in nächster Nähe gehört hatte, und begann zu rufen. Es klang so überzeugend, daß ich geglaubt hätte, einen wirklichen Kuckuck zu hören, wenn ich es nicht in der eigenen Kehle gespürt hätte. Nachdem ich den Ruf einige Male wiederholt hatte, hörte ich ein leises Knacken in den Zweigen, und da, wirklich da saß ein großer Vogel und sah mich an. Nein, er sah mich nicht, er bohrte mich an mit stechenden, gelben Augen, die in einer teuflischen Fratze saßen. Unwillkürlich hielt ich beide Hände vor mein Gesicht, aber schon hackte der gezückte Schnabel nach [447] meinen Augen!« Das Ende dieses Satzes nahmen wir nicht mehr deutlich auf, denn eine neue Fliegerstaffel näherte sich, das grausame Spiel begann von neuem. Wir waren schon fast zwei Stunden lang im Keller, und noch eine Stunde lang ging es so weiter. Unwillkürlich duckten wir uns tief, wenn das Pfeifen kam; am liebsten hätten wir uns auf den Boden geworfen und laut geschrien. »Hört es gar nicht auf?« fragte meine Tochter mit einer seltsam kleinen Stimme. »Doch, einmal wird es aufhören«, sagte Frau von Haller und versuchte einen zuversichtlichen Klang in die Worte zu legen. Ich sah sie an: Ihr Gesicht schien mir kreidig weiß und sonderbar verändert. War eine Ohnmacht oder ein Weinkrampf im Anzuge? Nein, sie blieb ganz ruhig. Das Hündchen Struppi, das sich an ihre Füße geschmiegt hatte, zitterte am ganzen Körper; ich nahm es auf und streichelte es. Es winselte leise und hörte nicht auf zu zittern. »Ich kann es nicht länger aushalten«, sagte meine Tochter. Ich dachte an die vergangene Zeit, als sie klein war und sich vor dem Gewitter fürchtete. Wie lange, wie unendlich lange war das her, und wie glücklich waren wir damals! Wie herrlich war das himmlische Donnergrollen gegen das mordlustige Brüllen der Maschinen! Laß mich in die Hände des Herrn fallen,

sagte König David, ich will nicht in die Hände der Menschen fallen. Sie war wieder mein kleines Kind und fürchtete sich, und ich konnte ihr nicht helfen. War ich denn ganz ausgeliefert an diese unwürdige, entnervende, entmenschende Angst? Ich bin alt, dachte ich, ich müßte ein Gebet sprechen oder etwas Erhebendes sagen; aber mir fiel nichts ein, was mir natürlich und angemessen vorgekommen wäre. Anstatt dessen bat ich Dr. Horstmar, der sich schon räusperte, denn das Fliegergeräusch wurde schwächer, seinen Bericht zu vollenden, den er an einer so dramatischen Stelle abgebrochen hatte.

»Meine Absicht war gewesen«, sagte er, »den Kuckuck zu schießen und ausstopfen zu lassen, um ihn Neugierigen zu zeigen und überhaupt einen Beweis seiner Existenz zu haben; in dem Augenblick jedoch, als ich mein Gesicht mit den Händen streifte, hatte ich die Flinte fallen lassen, und nachher war er fort. Der Vogel hatte offenbar gemerkt, daß ich ihn äffte, und wollte sich rächen; er muß eine dämonische Klugheit besitzen.«

[448] »Ihre Geschichte erinnert mich daran«, sagte ich, »wie ich als Kind einmal im Walde verirrt war und einen Frosch sah, der so groß war wie ein Kalb. Ich lief schreiend davon und erzählte das Wunder, aber niemand schenkte mir Glauben. Ich habe später oft gedacht, ob er noch dort sitzt in dem einsamen Dickicht.« Dr. Horstmar nickte verständnisvoll. »Wohl möglich«, sagte er, »Reptilien können ein hohes Alter erreichen. Die Menschen sind zu einseitig, sie glauben nur, was sie selbst gesehen haben. Ich hatte mir damals übrigens einen interessanten Plan ausgedacht. Ich wollte mir einen reizvollen, von allen bekannten abweichenden Vogelruf einüben, halb Pfiff, halb Melodie, möglichst reißerisch, den wollte ich in einer entlegenen, wenig von Menschen besuchten Gegend ausrufen und erwarten, was sich darauf zeigen würde. Vielleicht gibt es noch unbekannte, wundersame Vögel, die versteckt in Gebüschen leben —«

Struppi zitterte nicht mehr, und Frau von Haller stand auf. »Ich glaube«, sagte sie, »die Flieger, die wir jetzt noch hören, sind

zurückkehrende, die werfen keine Bomben mehr.«

»Ich will hinaufgehen und nach meinem Essen sehen, das auf dem Herde steht.« Was mochte aus unserem Essen geworden sein?

Das Feuer in dem Öfchen, worauf die Graupensuppe kochen sollte, war vermutlich ausgegangen. Jemand sah nach der Uhr, es war halb drei. »Ich wage mich gern nach Ihrer Wohnung und koche Ihr Essen«, bot Dr. Horstmar meiner Tochter an. »Ich verstehe zwar nichts davon, wenn Sie es mir aber ausführlich sagen, was ich tun soll —«

Da kam unverhofft die Entwarnung. Wir verabschiedeten uns und gingen nach Hause. Hatten wir denn noch ein Haus? Ja, da stand es, wenn es auch stark gewackelt hatte, denn die Fensterscheiben waren zerbrochen und Kalk war von den Wänden gefallen, es hatte tapfer ausgehalten und empfing uns mit vertrauter Geborgenheit. Es war wie sonst, nur daß mir alles weit weg zu sein schien und eine feierliche Unwirklichkeit hatte.

Das Feuer im Öfchen brannte noch, um drei konnten wir essen. Mein Enkel kam erst nach zehn. Seine Station war getroffen, aber erlebte. Die Stadt stand in Flammen.

QUELLEN

Die Kapitel *Jugendbilder* (ab 1938), *Unser Mannochen* (ab 1933) und *Schwabing* (etwa 1937) sind Manuskripte aus dem Besitz Marietta Böhms, die Kapitel *Richard*, *Bremen und Wien*, *Die Ehe mit Richard* stammen aus den Entwürfen (etwa 1937).

Die übrigen Texte entsprechen folgenden Druckvorlagen:

Braunschweig in meiner Kinderzeit in: »Ahnen und Enkel« – Dichterstimmen aus 8 Jahrhunderten, Braunschweig 1949

Mein erstes Jahrzehnt in: Das Inselschiff 1931

Mein Tagebuch, Jena 1946

Erinnerungen an Anna Klie in: Festschr. zum 100. Geb. Wilhelm Raabes, Berlin 1931

»*Donna Diana« von Moreto* in: Ilse Hoppe, »Ric. Huch«, Stuttgart 1950, S. 39ff.

Frühling in der Schweiz, Zürich 1938

Erinnerung in: Insel-Almanach 1938

Der Hexenberg in: Die Zeit (Wien) v. 11.10.1907

Harzwanderung in: Die Zeit (Wien) v. 19.10.1907

Kunterbunt (1916), Manuskript im Besitz des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach

Kurt Eisners Todestag in: Atlantis Almanach 1948

Tag in Jena in: Die Erzählung 1948

ZU DIESEM E-BOOK

Cover
Marianna Zampieri:
›Pera.‹ Aus der Serie ›Cats in Venice‹.
Fotografie, Venedig 2020.
(Bearb. Ausschnitt)
Zum Motiv vgl. die Kapitel ›Tiere‹ und besonders ›Unser Mannochen‹.

Textvorlage
Ricarda Huch:
Erinnerungen an das eigene Leben.
Frankfurt/M.; Berlin; Wien: Ullstein 1982.
(Ullstein-Buch, Nr. 37012).
Zuerst: Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1980.
Eigener Scan plus eigene OCR.
Die Seitenzahl des Originals wird in eckigen Klammern mitgeführt, Vorwort und Fotos der Textvorlage sind hier nicht enthalten.

© whink | im April 2026
whink44@posteo.de